



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

UC-NRLF



B 4 091 360

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class





Goethes Gespräche mit J. P. Eckermann

Zweiter Band



Neu herausgegeben und eingeleitet von
Franz Deibel

Erschienen im Insel-Verlag Leipzig 1908

Gespräche mit Goethe
1828—1832

PT2013
E3
1908
v.2
MAIN

1828

Dienstag, den 11. März 1828.

„Ich bin seit mehreren Wochen nicht ganz wohl. Ich schlafe schlecht, und zwar in den unruhigsten Träumen vom Abend bis zum Morgen, wo ich mich in sehr verschiedenartigen Zuständen sehe, allerlei Gespräche mit bekannten und unbekannten Personen führe, mich herumstreite und zanke, und zwar alles so lebendig, daß ich mir jeder Einzelheit am andern Morgen noch deutlich bewußt bin. Dieses Traumleben aber zehrt von den Kräften meines Gehirns, so daß ich mich am Tage schlaff und abgespannt fühle, zu jeder geistigen Tätigkeit ohne Lust und Gedanken.“

Ich hatte Goethen wiederholt meinen Zustand geklagt, und er hatte mich wiederholt getrieben, mich doch meinem Arzte zu vertrauen. „Was Euch fehlt,“ sagte er, „ist gewiß nicht der Mühe wert, wahrscheinlich nichts als eine kleine Stockung, die durch einige Gläser Mineralwasser oder ein wenig Salz zu heben ist. Aber laßt es nicht länger so fortschlendern, sondern tut dazu!“

Goethe mochte ganz recht haben, und ich sagte mir selber, daß er recht habe; allein jene Unentschlossenheit und Unlust wirkte auch in diesem Falle, und ich ließ wiederum unruhige Nächte und schlechte Tage verstreichen, ohne das mindeste zur Abstellung meines Übels zu tun.

Als ich nun heute nach Tisch abermals nicht ganz frei und heiter vor Goethe erschien, riß ihm die Geduld, und er konnte nicht umhin, mich ironisch anzulächeln und mich ein wenig zu verhöhnen.

„Ihr seid der zweite Shandy,“ sagte er, „der Vater jenes berühmten Tristram, den ein halbes Leben eine knarrende Tür ärgerte und der nicht zu dem Entschluß

kommen konnte, seinen täglichen Verdruss durch ein paar Tropfen Öl zu beseitigen.

„Aber so ist's mit uns allen! Des Menschen Verdüsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal! Es täte uns not, daß der Dämon uns täglich am Gängelbände führte und uns sagte und triebe, was immer zu tun sei. Aber der gute Geist verläßt uns, und wir sind schlaff und tappen im Dunkeln.

„Da war Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immer klar und entschieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vorteilhaft und notwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustande einer fortwährenden Erleuchtung befunden; weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird.

„Ja, ja, mein Guter, das war ein Kerl, dem wir es freilich nicht nachmachen können!“

Goethe schritt im Zimmer auf und ab. Ich hatte mich an den Tisch gesetzt, der zwar bereits abgeräumt war, aber auf dem sich noch einige Reste Wein befanden nebst einigem Biskuit und Früchten.

Goethe schenkte mir ein und nötigte mich, von beiden etwas zu genießen. „Sie haben zwar verschmäht,“ sagte er, „diesen Mittag unser Gast zu sein, doch dürfte ein Glas von diesem Geschenk lieber Freunde Ihnen ganz wohl tun!“

Ich ließ mir so gute Dinge gefallen, während Goethe fortfuhr, im Zimmer auf- und abzugehen und aufgeregten

Geistes vor sich hin zu brummen und von Zeit zu Zeit unverständliche Worte herauszustossen.

Das, was er soeben über Napoleon gesagt, lag mir im Sinn, und ich suchte das Gespräch auf jenen Gegenstand zurückzuführen.

„Doch scheint es mir,“ begann ich, „daß Napoleon sich besonders in dem Zustande jener fortwährenden Erleuchtung befunden, als er noch jung und in aufsteigender Kraft war, wo wir denn auch einen göttlichen Schutz und ein beständiges Glück ihm zur Seite sehen. In späteren Jahren dagegen scheint ihn jene Erleuchtung verlassen zu haben, so wie sein Glück und sein guter Stern.“

„Was wollt Ihr!“ erwiderte Goethe. „Ich habe auch meine Liebeslieder und meinen ‚Werther‘ nicht zum zweitenmal gemacht. Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend und der Produktivität im Bunde finden, wie denn Napoleon einer der produktivsten Menschen war, die je gelebt haben.“

„Ja, ja, mein Guter, man braucht nicht bloß Gedichte und Schauspiele zu machen, um produktiv zu sein, es gibt auch eine Produktivität der Thaten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht. Selbst der Arzt muß produktiv sein, wenn er wahrhaft heilen will; ist er es nicht, so wird ihm nur hin und wieder wie durch Zufall etwas gelingen, im ganzen aber wird er nur Puscherei machen.“

„Sie scheinen“, versetzte ich, „in diesem Fall Produktivität zu nennen, was man sonst Genie nannte.“

„Beides sind auch sehr naheliegende Dinge,“ erwiderte Goethe. „Denn was ist Genie anders als jene produktive

Kraft, wodurch Taten entstehen, die vor Gott und der Natur sich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind? Alle Werke Mozarts sind dieser Art; es liegt in ihnen eine zeugende Kraft, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkt und so bald nicht erschöpft und verzehrt sein dürfte. Von andern großen Komponisten und Künstlern gilt dasselbe. Wie haben nicht Phidias und Raffael auf nachfolgende Jahrhunderte gewirkt, und wie nicht Dürer und Holbein! Derjenige, der zuerst die Formen und Verhältnisse der altdeutschen Baukunst erfand, so daß im Laufe der Zeit ein Straßburger Münster und ein Kölner Dom möglich wurde, war auch ein Genie, denn seine Gedanken haben fortwährend produktive Kraft behalten und wirken bis auf die heutige Stunde. Luther war ein Genie sehr bedeutender Art! Er wirkt nun schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird produktiv zu sein, ist nicht abzusehen. Lessing wollte den hohen Titel eines Genies ablehnen, allein seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber. Dagegen haben wir in der Literatur andere, und zwar bedeutende Namen, die, als sie lebten, für große Genies gehalten wurden, deren Wirken aber mit ihrem Leben endete, und die also weniger waren, als sie und andere dachten. Denn, wie gesagt, es gibt kein Genie ohne produktiv fortwirkende Kraft, und ferner, es kommt dabei gar nicht auf das Geschäft, die Kunst und das Metier an, das einer treibt: es ist alles dasselbige. Ob einer sich in der Wissenschaft genial erweist, wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und der Staatsverwaltung, wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht, wie Béranger, es ist alles gleich

und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das *Aperçu*,
die That lebendig sei und fortzuleben vermöge.

„Und dann muß ich noch sagen: nicht die Masse der Erzeugnisse und Thaten, die von jemandem ausgehen, deutet auf einen produktiven Menschen. Wir haben in der Literatur Poeten, die für sehr produktiv gehalten werden, weil von ihnen ein Band Gedichte nach dem andern erschienen ist. Nach meinem Begriffe aber sind diese Leute durchaus unproduktiv zu nennen, denn was sie machten, ist ohne Leben und Dauer. Goldsmith dagegen hat so wenige Gedichte gemacht, daß ihre Zahl nicht der Rede wert, allein dennoch muß ich ihn als Poeten für durchaus produktiv erklären, und zwar eben deswegen, weil das Wenige, was er machte, ein inwohnendes Leben hat, das sich zu erhalten weiß.“

Es entstand eine Pause, während welcher Goethe fortfuhr im Zimmer auf- und abzugehen. Ich war indes begierig, über diesen wichtigen Punkt noch etwas weiteres zu hören, und suchte daher Goethen wieder in Anregung zu bringen.

„Liegt denn“, sagte ich, „diese geniale Produktivität bloß im Geiste eines bedeutenden Menschen, oder liegt sie auch im Körper?“

„Wenigstens“, erwiderte Goethe, „hat der Körper darauf den größten Einfluß. Es gab zwar eine Zeit, wo man in Deutschland sich ein Genie als klein, schwach, wohl gar buckelig dachte; allein ich lobe mir ein Genie, das den gehörigen Körper hat.“

„Wenn man von Napoleon gesagt, er sei ein Mensch aus Granit, so gilt dieses besonders auch von seinem Körper. Was hat sich der nicht alles zugemutet und zumuten können! Von dem brennenden Sande der Syrischen

Wüste bis zu den Schneefeldern von Moskau, welche Unsumme von Märschen, Schlachten und nächtlichen Wivaks liegt da nicht in der Mitte! Und welche Strapazen und körperliche Entbehrungen hat er dabei nicht aushalten müssen! Wenig Schlaf, wenig Nahrung, und dabei immer in der höchsten geistigen Tätigkeit! Bei der fürchterlichen Anstrengung und Aufregung des 18. Brumaire ward es Mitternacht, und er hatte den ganzen Tag noch nichts genossen; und ohne nun an seine körperliche Stärkung zu denken, fühlte er sich Kraft genug, um noch tief in der Nacht die bekannte Proklamation an das französische Volk zu entwerfen! Wenn man erwägt, was der alles durchgemacht und ausgestanden, so sollte man denken, es wäre in seinem vierzigsten Jahre kein heiles Stück mehr an ihm gewesen; allein er stand in jenem Alter noch auf den Füßen eines vollkommenen Helden.

„Aber Sie haben ganz recht, der eigentliche Glanzpunkt seiner Taten fällt in die Zeit seiner Jugend. Und es wollte etwas heißen, daß einer aus dunkler Herkunft und in einer Zeit, die alle Kapazitäten in Bewegung setzte, sich so herausmachte, um in seinem siebenundzwanzigsten Jahre der Abgott einer Nation von dreißig Millionen zu sein! Ja, ja, mein Guter, man muß jung sein, um große Dinge zu tun. Und Napoleon ist nicht der einzige.“

„Sein Bruder Lucian“, bemerkte ich, „war auch schon früh sehr hohen Dingen gewachsen. Wir sehen ihn als Präsidenten der Fünfhundert und darauf als Minister des Innern im kaum vollendeten fünfundzwanzigsten Jahre.“

„Was wollen Sie mit Lucian?“ fiel Goethe ein. „Die Geschichte bietet uns der tüchtigsten Leute zu Hunderten, die sowohl im Kabinett als im Felde in noch jugend-

lichem Alter den bedeutendsten Dingen mit großem Ruhme vorstanden.

„Wäre ich ein Fürst,“ fuhr er lebhaft fort, „so würde ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und nach heraufgekommen sind und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleise langsam gemächlich fortgehen, wobei denn freilich nicht viel Gescheites zutage kommt. Junge Männer wollte ich haben — aber es müßten Kapazitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet, und dabei vom besten Willen und edelsten Charakter. Da wäre es eine Lust zu herrschen und sein Volk vorwärts zu bringen! Aber wo ist ein Fürst, dem es so wohl würde und der so gut bedient wäre!

„Große Hoffnung setze ich auf den jetzigen Kronprinzen von Preußen. Nach allem, was ich von ihm kenne und höre, ist er ein sehr bedeutender Mensch; und das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen. Denn man sage, was man will, das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Untertanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen. ‚Dem Talente offene Bahn!‘ war der bekannte Spruch Napoleons, der freilich in der Wahl seiner Leute einen ganz besonderen Takt hatte, der jede bedeutende Kraft an die Stelle zu setzen wußte, wo sie in ihrer eigentlichen Sphäre erschien, und der daher auch in seinem Leben bei allen großen Unternehmungen bedient war, wie kaum ein anderer.“

Goethe gefiel mir diesen Abend ganz besonders. Das Edelste seiner Natur schien in ihm rege zu sein; dabei war der Klang seiner Stimme und das Feuer seiner Augen von

solcher Kraft, als wäre er von einem frischen Auflodern seiner besten Jugend durchglüht. Merkwürdig war es mir, daß er, der selbst in so hohen Jahren noch einem bedeutenden Posten vorstand, so ganz entschieden der Jugend das Wort redete und die ersten Stellen im Staat, wenn auch nicht von Jünglingen, doch von Männern in noch jugendlichem Alter besetzt haben wollte. Ich konnte nicht umhin, einige hochstehende deutsche Männer zu erwähnen, denen im hohen Alter die nötige Energie und jugendliche Beweglichkeit zum Betrieb der bedeutendsten und mannigfaltigsten Geschäfte doch keineswegs zu fehlen scheine.

„Solche Männer und ihresgleichen“, erwiderte Goethe, „sind geniale Naturen, mit denen es eine eigene Verwandtschaft hat; sie erleben eine wiederholte Pubertät, während andere Leute nur einmal jung sind.“

„Jede Entelechie nämlich ist ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt. Ist diese Entelechie geringer Art, so wird sie während ihrer körperlichen Verdüsterung wenig Herrschaft ausüben, vielmehr wird der Körper vorherrschen, und wie er altert, wird sie ihn nicht halten und hindern. Ist aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie bei ihrer belebenden Durchbringung des Körpers nicht allein auf dessen Organisation kräftigend und veredelnd einwirken, sondern sie wird auch, bei ihrer geistigen Übermacht, ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen suchen. Daher kommt es denn, daß wir bei vorzüglich begabten Menschen auch während ihres Alters immer noch frische Epochen besonderer Produktivität wahrnehmen; es scheint bei ihnen

immer einmal wieder eine temporäre Verjüngung einzutreten, und das ist es, was ich eine wiederholte Pubertät nennen möchte.

„Aber jung ist jung, und wie mächtig auch eine Entselechie sich erweise, sie wird doch über das Körperliche nie ganz Herr werden, und es ist ein gewaltiger Unterschied, ob sie an ihm einen Alliierten oder einen Gegner findet.

„Ich hatte in meinem Leben eine Zeit, wo ich täglich einen gedruckten Bogen von mir fordern konnte, und es gelang mir mit Leichtigkeit. Meine ‚Geschwister‘ habe ich in drei Tagen geschrieben, meinen ‚Clavigo‘, wie Sie wissen, in acht. Jetzt soll ich dergleichen wohl bleiben lassen; und doch kann ich über Mangel an Produktivität selbst in meinem hohen Alter mich keineswegs beklagen. Was mir aber in meinen jungen Jahren täglich und unter allen Umständen gelang, gelingt mir jetzt nur periodenweise und unter gewissen günstigen Bedingungen. Als mich vor zehn, zwölf Jahren, in der glücklichen Zeit nach dem Befreiungskriege, die Gedichte des ‚Divan‘ in ihrer Gewalt hatten, war ich produktiv genug, um oft in einem Tage zwei bis drei zu machen; und auf freiem Felde, im Wagen oder im Gasthof, es war mir alles gleich. Jetzt, am zweiten Teil meines ‚Faust‘ kann ich nur in den frühen Stunden des Tages arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt und gestärkt fühle und die Fragen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt haben. Und doch, was ist es, das ich ausführe! Im allerglücklichsten Falle eine geschriebene Seite, in der Regel aber nur soviel, als man auf den Raum einer Handbreit schreiben könnte, und oft, bei unproduktiver Stimmung, noch weniger.“

„Gibt es denn im allgemeinen“, sagte ich, „kein Mittel, um eine produktive Stimmung hervorzubringen oder, wenn sie nicht mächtig genug wäre, sie zu steigern?“

„Um diesen Punkt“, erwiderte Goethe, „steht es gar wunderbarlich, und wäre darüber allerlei zu denken und zu sagen.“

„Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses. Ich sage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge ausdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohlthätig fortwirkte.“

„Sodann aber gibt es eine Produktivität anderer Art, die schon eher irdischen Einflüssen unterworfen ist und die der Mensch schon mehr in seiner Gewalt hat, obgleich er auch hier immer noch sich vor etwas Göttlichem zu beugen Ursache findet. In diese Region zähle ich alles zur Ausführung eines Planes Gehörige, alle Mittelglieder einer Gedankenkette, deren Endpunkte bereits leuchtend

dastehen; ich zähle dahin alles dasjenige, was den sichtbaren Leib und Körper eines Kunstwerkes ausmacht.

„So kam Shakespearen der erste Gedanke zu seinem ‚Hamlet‘, wo sich ihm der Geist des Ganzen als unerwarteter Eindruck vor die Seele stellte, und er die einzelnen Situationen, Charaktere und Ausgang des Ganzen in erhöhter Stimmung übersah, als ein reines Geschenk von oben, worauf er keinen unmittelbaren Einfluß gehabt hatte, obgleich die Möglichkeit, ein solches Aperçu zu haben, immer einen Geist wie den seinigen voraussetzte. Die spätere Ausführung der einzelnen Szenen aber und die Wechselreden der Personen hatte er vollkommen in seiner Gewalt, so daß er sie täglich und stündlich machen und daran wochenlang fortarbeiten konnte, wie es ihm nur beliebte. Und zwar sehen wir an allem, was er ausführte, immer die gleiche Kraft der Produktion, und wir kommen in allen seinen Stücken nirgends auf eine Stelle, von der man sagen könnte, sie sei nicht in der rechten Stimmung und nicht mit dem vollkommensten Vermögen geschrieben. Indem wir ihn lesen, erhalten wir von ihm den Eindruck eines geistig wie körperlich durchaus und stets gesunden kräftigen Menschen.

„Gefegt aber, eines dramatischen Dichters körperliche Konstitution wäre nicht so fest und vortrefflich, und er wäre vielmehr häufigen Kränklichkeiten und Schwachheiten unterworfen, so würde die zur täglichen Ausführung seiner Szenen nötige Produktivität sicher sehr häufig stocken und oft wohl tagelang gänzlich mangeln. Wollte er nun etwa durch geistige Getränke die mangelnde Produktivität herbeinötigen und die unzulängliche dadurch steigern, so würde das allenfalls auch wohl angehen, allein man würde es allen Szenen, die er auf solche Weise



gewissermaßen forciert hätte, zu ihrem großen Nachteil anmerken.

„Mein Rat ist daher, nichts zu forcieren und alle unproduktiven Tage und Stunden lieber zu vertändeln und zu verschlafen, als in solchen Tagen etwas machen zu wollen, woran man später keine Freude hat.“

„Sie sprechen“, erwiderte ich, „etwas aus, was ich selber sehr oft erfahren und empfunden und was man sicher als durchaus wahr und richtig zu verehren hat. Aber doch will mir scheinen, als ob wohl jemand durch natürliche Mittel seine produktive Stimmung steigern könnte, ohne sie gerade zu forcieren. Ich war in meinem Leben sehr oft in dem Fall, bei gewissen komplizierten Zuständen zu keinem rechten Entschluß kommen zu können. Trank ich aber in solchen Fällen einige Gläser Wein, so war es mir sogleich klar, was zu tun sei, und ich war auf der Stelle entschieden. Das Fassen eines Entschlusses ist aber doch auch eine Art Produktivität, und wenn nun einige Gläser Wein diese Tugend bewirkten, so dürfte ein solches Mittel doch nicht ganz zu verwerfen sein.“

„Ihrer Bemerkung“, erwiderte Goethe, „will ich nicht widersprechen; was ich aber vorhin sagte, hat auch seine Richtigkeit: woraus wir denn sehen, daß die Wahrheit wohl einem Diamant zu vergleichen wäre, dessen Strahlen nicht nach einer Seite gehen, sondern nach vielen. Da Sie übrigens meinen ‚Divan‘ so gut kennen, so wissen Sie, daß ich selber gesagt habe:

Wie man getrunken hat,
Weiß man das Rechte;

und daß ich Ihnen also vollkommen beistimme. Es liegen im Wein allerdings produktivmachende Kräfte sehr bedeutender Art; aber es kommt dabei alles auf Zustände und

Zeit und Stunde an, und was dem einen nützt, schadet dem andern. Es liegen ferner produktivmachende Kräfte in der Ruhe und im Schlaf; sie liegen aber auch in der Bewegung. Es liegen solche Kräfte im Wasser und ganz besonders in der Atmosphäre. Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist, als ob der Geist Gottes dort den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte. Lord Byron, der täglich mehrere Stunden im Freien lebte, bald zu Pferde am Strande des Meeres reitend, bald im Boote segelnd oder rudern, dann sich im Meere badend und seine Körperkraft im Schwimmen ühend, war einer der produktivsten Menschen, die je gelebt haben.“

Goethe hatte sich mir gegenübergesetzt, und wir sprachen noch über allerlei Dinge. Dann verweilten wir wieder bei Lord Byron, und es kamen die mancherlei Unfälle zur Erwähnung, die sein späteres Leben getrübt, bis zuletzt ein zwar edles Wollen, aber ein unseliges Geschick ihn nach Griechenland geführt und vollends zugrunde gerichtet.

„Überhaupt“, fuhr Goethe fort, „werden Sie finden, daß im mittleren Leben eines Menschen häufig eine Wendung eintritt, und daß, wie ihn in seiner Jugend alles begünstigte und alles ihm glückte, nun mit einemmal alles ganz anders wird, und ein Unfall und ein Mißgeschick sich auf das andere häuft.“

„Wissen Sie aber, wie ich es mir denke? — Der Mensch muß wieder ruiniert werden! Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem. Da

aber hienieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen anderen: Mozart starb in seinem sechsunddreißigsten Jahre, Raffael in gleichem Alter, Byron nur um wenigens älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch anderen Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu tun übrig bliebe.“

Es war indes tief Abend geworden, Goethe reichte mir seine liebe Hand, und ich ging.

Mittwoch, den 12. März 1828.

Nachdem ich Goethe gestern abend verlassen hatte, lag mir das mit ihm geführte bedeutende Gespräch fortwährend im Sinne.

Auch von den Kräften des Meeres und der Seeluft war die Rede gewesen, wo denn Goethe die Meinung äußerte, daß er alle Insulaner und Meeranwohner des gemäßigten Klimas bei weitem für produktiver und tatkräftiger halte als die Völker im Innern großer Kontinente.

War es nun, daß ich mit diesen Gedanken und mit einer gewissen Sehnsucht nach den belebenden Kräften des Meeres einschlief, genug, ich hatte in der Nacht folgenden anmutigen und mir sehr merkwürdigen Traum.

Ich sah mich nämlich in einer unbekannten Gegend unter fremden Menschen überaus heiter und glücklich. Der schönste Sommertag umgab mich in einer reizenden Natur, wie es etwa an der Küste des Mittelländischen Meeres, im südlichen Spanien oder Frankreich oder in der Nähe von Genua sein möchte. Wir hatten mittags

an einer lustigen Tafel gezecht, und ich ging mit anderen, etwas jüngeren Leuten, um eine weitere Nachmittagspartie zu machen. Wir waren durch buschige angenehme Niederungen geschlendert, als wir uns mit einemmal im Meere auf der kleinsten Insel sahen, auf einem herausragenden Felsstück, wo kaum fünf bis sechs Menschen Platz hatten, und wo man sich nicht rühren konnte ohne Furcht, ins Wasser zu gleiten. Rückwärts, wo wir hergekommen waren, erblickte man nichts als die See; vor uns aber lag die Küste in der Entfernung einer Viertelstunde auf das einladendste ausgebreitet. Das Ufer war an einigen Stellen flach, an andern felsig und mäßig erhöht, und man erblickte zwischen grünen Lauben und weißen Zelten ein Gewimmel lustiger Menschen in hellfarbigen Kleidern, die sich bei schöner Musik, die aus den Zelten herübertönte, einen guten Tag machten. „Da ist nun weiter nichts zu tun,“ sagte einer zum andern, „wir müssen uns entkleiden und hinüberschwimmen.“ — „Ihr habt gut reden,“ sagte ich, „ihr seid jung und schön und überdies gute Schwimmer. Ich aber schwimme schlecht und es fehlt mir die ansehnliche Gestalt, um mit Lust und Behagen vor den fremden Leuten am Ufer zu erscheinen.“ — „Du bist ein Tor,“ sagte einer der schönsten; „entkleide dich nur und gib mir deine Gestalt, du sollst indes die meinige haben.“ Auf dieses Wort entkleidete ich mich schnell und war im Wasser und fühlte mich im Körper des andern sofort als einen kräftigen Schwimmer. Ich hatte bald die Küste erreicht und trat mit dem heitersten Vertrauen nackt und triefend unter die Menschen. Ich war glücklich im Gefühl dieser schönen Glieder, mein Benehmen war ohne Zwang, und ich war sogleich vertraut mit den Fremden vor einer Laube an einem Tisch,

wo es lustig herging. Meine Kameraden waren auch nach und nach ans Land gekommen und hatten sich zu uns gesellt, und es fehlte nur noch der Jüngling mit meiner Gestalt, in dessen Gliedern ich mich so wohl fühlte. Endlich kam auch er in die Nähe des Ufers, und man fragte mich, ob ich denn nicht Lust habe, mein früheres Ich zu sehen. Bei diesen Worten wandelte mich ein gewisses Unbehagen an, theils, weil ich keine große Freude an mir selber zu haben glaubte, theils auch, weil ich fürchtete, jener Freund möchte seinen eigenen Körper sogleich zurückverlangen. Dennoch wandte ich mich zum Wasser und sah mein zweites Selbst ganz nahe heranschwimmen und, indem er den Kopf etwas seitwärts wandte, lachend zu mir heraufblicken. „Es steckt keine Schwimmkraft in deinen Gliedern,“ rief er mir zu; „ich habe gegen Wellen und Brandung gut zu kämpfen gehabt, und es ist nicht zu verwundern, daß ich so spät komme und von allen der letzte bin.“ Ich erkannte sogleich das Gesicht, es war das meinige, aber verjüngt und etwas voller und breiter und von der frischesten Farbe. Jetzt trat er ans Land, und indem er, sich aufrichtend, auf dem Sande die ersten Schritte tat, hatte ich den Überblick seines Rückens und seiner Schenkel und freute mich über die Vollkommenheit dieser Gestalt. Er kam das Felsufer herauf zu uns anderen, und als er neben mich trat, hatte er vollkommen meine neue Größe. Wie ist doch, dachte ich bei mir selbst, dein kleiner Körper so schön herangewachsen! Haben die Urkräfte des Meeres so wunderbar auf ihn gewirkt, oder ist es, weil der jugendliche Geist des Freundes die Glieder durchdrungen hat? Indem wir darauf eine gute Weile vergnügt beisammen gewesen, wunderte ich mich im stillen, daß der Freund nicht tat, als ob er seinen

eigenen Körper einzutauschen Neigung habe. Wirklich, dachte ich, sieht er auch so recht stattlich aus, und es könnte ihm im Grunde einerlei sein; mir aber ist es nicht einerlei, denn ich bin nicht sicher, ob ich in jenem Leibe nicht wieder zusammengehe und nicht wieder so klein werde wie zuvor. Um über diese Angelegenheit ins Gewisse zu kommen, nahm ich meinen Freund auf die Seite und fragte ihn, wie er sich in meinen Gliedern fühle. „Vollkommen gut,“ sagte er; „ich habe dieselbe Empfindung meines Wesens und meiner Kraft wie sonst. Ich weiß nicht, was du gegen deine Glieder hast, sie sind mir völlig recht, und du siehst, man muß nur etwas aus sich machen. Bleibe in meinem Körper so lange du Lust hast, denn ich bin vollkommen zufrieden, für alle Zukunft in dem deinigen zu verharren.“ Über diese Erklärung war ich sehr froh, und indem auch ich in allen meinen Empfindungen, Gedanken und Erinnerungen mich völlig wie sonst fühlte, kam mir im Traum der Eindruck einer vollkommenen Unabhängigkeit unserer Seele und der Möglichkeit einer künftigen Existenz in einem andern Leibe.

„Ihr Traum ist sehr artig,“ sagte Goethe, als ich ihm heute nach Tisch die Hauptzüge davon mitteilte. „Man sieht,“ fuhr er fort, „daß die Musen Sie auch im Schlaf besuchen, und zwar mit besonderer Gunst; denn Sie werden gestehen, daß es Ihnen im wachen Zustande schwer werden würde, etwas so Eigentümliches und Hübsches zu erfinden.“

„Ich begreife kaum, wie ich dazu gekommen bin,“ erwiderte ich, „denn ich fühlte mich alle die Tage her so niedergeschlagenen Geistes, daß die Anschauung eines so frischen Lebens mir sehr fern stand.“

„Es liegen in der menschlichen Natur wunderbare

Kräfte," erwiderte Goethe, „und eben wenn wir es am wenigsten hoffen, hat sie etwas Gutes für uns in Bereitschaft. Ich habe in meinem Leben Zeiten gehabt, wo ich mit Tränen einschlief; aber in meinen Träumen kamen nun die lieblichsten Gestalten, mich zu trösten und zu beglücken, und ich stand am andern Morgen wieder frisch und froh auf den Füßen.

„Es geht uns alten Europäern übrigens mehr oder weniger allen herzlich schlecht; unsere Zustände sind viel zu künstlich und kompliziert, unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur, und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann ist fein und höflich, aber niemand hat den Mut, gemüthlich und wahr zu sein, so daß ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Man sollte oft wünschen, auf einer der Südeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack, durchaus rein zu genießen.

„Denkt man sich bei depressirter Stimmung recht tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum Jüngsten Tage reif. Und das Übel häuft sich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unserer Väter zu leiden haben, sondern wir überliefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unsern eigenen vermehrt, unseren Nachkommen.“

„Wir gehen oft ähnliche Gedanken durch den Kopf," versetzte ich; „allein, wenn ich sodann irgend ein Regiment deutscher Dragoner an mir vorbeitreiten sehe und die Schönheit und Kraft der jungen Leute erwäge, so schöpfe ich wieder einigen Trost, und ich sage mir, daß

es denn doch um die Dauer der Menschheit noch nicht so gar schlecht stehe.“

„Unser Landvolk“, erwiderte Goethe, „hat sich freilich fortwährend in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange imstande sein, uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und anfrischen. Aber gehen Sie einmal in unsere großen Städte, und es wird Ihnen anders zu Mute werden. Halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten Sinkenden Teufels oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geschichten zuflüstern, daß Sie über das Elend erschrecken und über die Gebrechen erstaunen, von denen die menschliche Natur heimgesucht ist und an denen die Gesellschaft leidet.

„Doch wir wollen uns der hypochondrischen Gedanken ent schlagen. Wie geht es Ihnen? Was machen Sie? Wie haben Sie sonst heute gelebt? Erzählen Sie mir und geben Sie mir gute Gedanken!“

„Ich habe in Sterne gelesen“, erwiderte ich, „wo Yorik in den Straßen von Paris umherschlendert und die Bemerkung macht, daß der zehnte Mensch ein Zwerg sei. Ich dachte soeben daran, als Sie der Gebrechen der großen Städte erwähnten. Auch erinnere ich mich, zur Zeit Napoleons unter der französischen Infanterie ein Bataillon gesehen zu haben, das aus lauter Parisern bestand, und welches alles so schwächliche kleine Leute waren, daß man nicht wohl begriff, was man im Kriege mit ihnen wolle ausrichten.“

„Die Bergschotten des Herzogs von Wellington“, versetzte Goethe, „mögen freilich andere Helden gewesen sein!“

„Ich habe sie ein Jahr vor der Waterlooschlacht in Brüssel gesehen,“ erwiderte ich. „Das waren in der That schöne Leute! Alle stark, frisch und behende, wie aus der ersten Hand Gottes. Sie trugen alle den Kopf so frei und froh und schritten mit ihren kräftigen nackten Schenkeln so leicht einher, als gebe es für sie keine Erbsünde und keine Gebrechen der Väter.“

„Es ist ein eigenes Ding,“ erwiderte Goethe, „liegt es in der Abstammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung — genug, die Engländer überhaupt scheinen vor vielen anderen etwas vor auszuhaben. Wir sehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen, und wahrscheinlich keineswegs die besten: aber was sind das alles für tüchtige, hübsche Leute! Und so jung und siebzehnjährig sie hier auch ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr ist ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Gesellschaft so voller Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen. Das ist es denn auch, was unsern Weibern gefällt und wodurch sie in den Herzen unserer jungen Dämchen so viele Verwüstungen anrichten. Als deutscher Hausvater, dem die Ruhe der Seinigen lieb ist, empfinde ich oft ein kleines Grauen, wenn meine Schwiegertochter mir die erwartete baldige Ankunft irgend eines neuen jungen Insulaners ankündigt. Ich sehe im Geiste immer schon die Tränen, die ihm dereinst bei seinem Abgange fließen werden. Es sind gefährliche junge Leute; aber freilich, daß sie gefährlich sind, das ist eben ihre Jugend.“

„Ich möchte jedoch nicht behaupten,“ versetzte ich, „daß unsere weimarischen jungen Engländer gescheiter, geist-

reicher, unterrichteter und von Herzen vortrefflicher wären als andere Leute auch.“

„In solchen Dingen, mein Vester,“ erwiderte Goethe, „liegt's nicht. Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichthum; sondern es liegt darin, daß sie eben die Courage haben, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; sondern wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. Auch komplette Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht.“

„Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beizohnt, kommt schon den Kindern zugute, so daß sie sowohl in der Familie als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und eine weit glücklich-freiere Entwicklung genießen als bei uns Deutschen.“

„Ich brauche nur in unserm lieben Weimar zum Fenster hinauszusehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probieren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit ihresgleichen vor ihren Türen gerne ein Spielchen machten, sehe ich sie immer geniert, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgend eines polizeilichen Wächters. Es darf kein Dube mit der Peitsche knallen, oder singen, oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns

alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister.

„Sie wissen, es vergeht bei mir kaum ein Tag, wo ich nicht von durchreisenden Fremden besucht werde. Wenn ich aber sagen sollte, daß ich an den persönlichen Erscheinungen, besonders junger deutscher Gelehrter aus einer gewissen nordöstlichen Richtung, große Freude hätte, so müßte ich lügen. Kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend: das ist das Bild der meisten, wie sie sich mir darstellen. Und wie ich mit ihnen mich in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unsereiner Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Spekulation sie zu interessieren geeignet sind. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben, und zwar unwiederbringlich; denn wenn einer in seinem zwanzigsten Jahre nicht jung ist, wie soll er es in seinem vierzigsten sein!“

Goethe seufzte und schwieg.

Ich dachte an die glückliche Zeit des vorigen Jahrhunderts, in welche Goethes Jugend fiel; es trat mir die Sommerluft von Esenheim vor die Seele, und ich erinnerte ihn an die Verse:

Nach Mittage saßen wir
Junges Volk im Kühlen.

„Ach,“ seufzte Goethe, „das waren freilich schöne Zeiten! Doch wir wollen sie uns aus dem Sinne schlagen, damit uns die grauen Nebeltage der Gegenwart nicht ganz unerträglich werden.“

„Es täte not,“ sagte ich, „daß ein zweiter Erlöser käme, um den Ernst, das Unbehagen und den ungeheuren Druck der jetzigen Zustände uns abzunehmen.“

„Käme er,“ antwortete Goethe, „man würde ihn zum zweiten Male kreuzigen. Doch wir brauchten keineswegs ein so Großes. Könnte man nur den Deutschen, nach dem Vorbilde der Engländer, weniger Philosophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gutes Stück Erlösung zuteil werden, ohne daß wir auf das Erscheinen der persönlichen Hoheit eines zweiten Christus zu warten bräuchten. Sehr viel könnte geschehen von unten, vom Volke, durch Schulen und häusliche Erziehung, sehr viel von oben durch die Herrscher und ihre Nächsten.“

„So z. B. kann ich nicht billigen, daß man von den studierenden künftigen Staatsbedienten gar zu viele theoretisch gelehrtte Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruiniert werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuren Vorrat an philosophischen und gelehrtten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufs gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber, was sie am meisten bedurften, haben sie eingeübt: es fehlt ihnen die nötige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerläßlich ist.“

„Und dann, bedarf es denn im Leben eines Staatsbedienten, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll einer gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist!“

„Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Teil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier täte es not, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen.

„Wir wollen indes“, fügte Goethe lächelnd hinzu, „hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht, und ob wir es sodann dahin werden gebracht haben, nicht mehr abstrakte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein.“

Sonntag, den 15. Juni 1828.

Wir hatten nicht lange am Tische gegessen, als Herr Seidel mit den Tirolern sich melden ließ. Die Sänger wurden ins Gartenzimmer gestellt, so daß sie durch die offenen Türen gut zu sehen und ihr Gesang aus dieser Ferne gut zu hören war. Herr Seidel setzte sich zu uns an den Tisch. Die Lieder und das Gejodel der heitern Tiroler behagte uns jungen Leuten; Fräulein Ulrike und mir gefiel besonders der ‚Strauß‘ und ‚Du, du liegst mir im Herzen‘, wovon wir uns den Text ausbaten. Goethe selbst erschien keineswegs so entzückt als wir andern. „Wie Kirschen und Beeren behagen,“ sagte er, „muß man Kinder und Sperlinge fragen.“ Zwischen den Liedern spielten die Tiroler allerlei nationale Tänze auf einer Art von liegenden Zithern, von einer hellen Querflöte begleitet.

Der junge Goethe wird hinausgerufen und kommt bald wieder zurück. Er geht zu den Tirolern und entläßt sie. Er setzt sich wieder zu uns an den Tisch. Wir sprechen von ‚Oberon‘, und daß so viele Menschen von allen Ecken

herbeigeströmt, um diese Oper zu sehen, so daß schon mittags keine Billets mehr zu haben gewesen. Der junge Goethe hebt die Tafel auf. „Lieber Vater,“ sagt er, „wenn wir aufstehen wollten! Die Herren und Damen wünschten vielleicht etwas früher ins Theater zu gehen.“ Goethen erscheint diese Eile wunderbarlich, da es noch kaum vier Uhr ist, doch fügt er sich und steht auf, und wir verbreiten uns in den Zimmern. Herr Seidel tritt zu mir und einigen anderen und sagt leise und mit betrübtem Gesicht: „Eure Freude auf das Theater ist vergeblich, es ist keine Vorstellung, der Großherzog ist tot! Auf der Reise von Berlin hierher ist er gestorben.“ Eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter uns. Goethe kommt herein, wir tun als ob nichts passiert wäre und sprechen von gleichgültigen Dingen. Goethe tritt mit mir ans Fenster und spricht über die Tiroler und das Theater. „Sie gehen heut in meine Loge,“ sagte er, „Sie haben Zeit bis sechs Uhr; lassen Sie die andern und bleiben Sie bei mir, wir schwätzen noch ein wenig.“ Der junge Goethe sucht die Gesellschaft fortzutreiben, um seinem Vater die Eröffnung zu machen, ehe der Kanzler, der ihm vorhin die Botschaft gebracht, zurückkommt. Goethe kann das wunderliche Eilen und Drängen seines Sohnes nicht begreifen und wird darüber verdrießlich. „Wollt ihr denn nicht erst euren Kaffee trinken,“ sagt er, „es ist ja kaum vier Uhr!“ Indes gingen die übrigen, und auch ich nahm meinen Hut. „Nun, wollen Sie auch gehen?“ sagte Goethe, indem er mich verwundert ansah. — „Ja,“ sagte der junge Goethe, „Eckermann hat auch vor dem Theater noch etwas zu tun.“ — „Ja,“ sagte ich, „ich habe noch etwas vor.“ — „So geht denn,“ sagte Goethe, indem er bedenklich den Kopf schüttelte, „aber ich begreife euch nicht.“

Wir gingen mit Fräulein Ulrike in die oberen Zimmer; der junge Goethe aber blieb unten, um seinem Vater die unselige Eröffnung zu machen.

Ich sah Goethe darauf spät am Abend. Schon ehe ich zu ihm ins Zimmer trat, hörte ich ihn seufzen und laut vor sich hinreden. Er schien zu fühlen, daß in sein Dasein eine unerseßliche Lücke gerissen worden. Allen Trost lehnte er ab und wollte von dergleichen nichts wissen. „Ich hatte gedacht,“ sagte er, „ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will.“

Die Großherzogin-Mutter traf die Todesnachricht in ihrem Sommeraufenthalte zu Wilhelmsthal, den jungen Hof in Rußland. Goethe ging bald nach Dornburg, um sich den täglichen betrübenden Eindrücken zu entziehen und sich in einer neuen Umgebung durch eine frische Tätigkeit wiederherzustellen. Durch bedeutende, ihn nahe berührende literarische Anregungen von seiten der Franzosen ward er von neuem in die Pflanzenlehre getrieben, bei welchen Studien ihm dieser ländliche Aufenthalt, wo ihm bei jedem Schritt ins Freie die üppigste Vegetation rankender Weinreben und sprossender Blumen umgab, sehr zuflatten kam.

Ich besuchte ihn dort einigemal in Begleitung seiner Schwiegertochter und Enkel. Er schien sehr glücklich zu sein und konnte nicht unterlassen, seinen Zustand und die herrliche Lage des Schlosses und der Gärten wiederholt zu preisen. Und in der That, man hatte aus den Fenstern von solcher Höhe hinab einen reizenden Anblick. Unten das mannigfaltig belebte Thal mit der durch Wiesen sich

hinschlängelnden Saale. Gegenüber nach Osten waldbige Hügel, über welche der Blick ins Weite schweifte, so daß man fühlte, es sei dieser Stand am Tage der Beobachtung vorbeiziehender und sich im Weiten verlierender Regenschauer, sowie bei Nacht der Betrachtung des östlichen Sternenheeres und der aufgehenden Sonne besonders günstig.

„Ich verleve hier“, sagte Goethe, „so gute Tage wie Nächte. Oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offenen Fenster, um mich an der Pracht der jetzt zusammenstehenden drei Planeten zu weiden und an dem wachsenden Glanz der Morgenröte zu erquicken. Fast den ganzen Tag bin ich sodann im Freien und halte geistige Zwiesprache mit den Ranken der Weinrebe, die mir gute Gedanken sagen und wovon ich euch wunderliche Dinge mitteilen könnte. Auch mache ich wieder Gedichte, die nicht schlecht sind, und möchte überall, daß es mir vergönnt wäre, in diesem Zustande so fortzuleben.“

Donnerstag, den 11. September 1828.

Heute zwei Uhr, bei dem herrlichsten Wetter, kam Goethe von Dornburg zurück. Er war rüstig und ganz braun von der Sonne. Wir setzten uns bald zu Tisch, und zwar in dem Zimmer, das unmittelbar an den Garten stößt und dessen Türen offen standen. Er erzählte von mancherlei gehabtten Besuchen und erhaltenen Geschenken und schien sich überall in zwischengestreuten leichten Scherzen zu gefallen. Blicke man aber tiefer, so konnte man eine gewisse Befangenheit nicht verkennen, wie sie derjenige empfindet, der in einen alten Zustand zurückkehrt, der durch mancherlei Verhältnisse, Rücksichten und Anforderungen bedingt ist.

Wir waren noch bei den ersten Gerichten, als eine Sendung der Großherzogin=Mutter kam, die ihre Freude über Goethes Zurückkunft zu erkennen gab, mit der Meldung, daß sie nächsten Dienstag das Vergnügen haben werde, ihn zu besuchen.

Seit dem Tode des Großherzogs hatte Goethe niemanden von der fürstlichen Familie gesehen. Er hatte zwar mit der Großherzogin=Mutter in fortwährendem Briefwechsel gestanden, so daß sie sich über den erlittenen Verlust gewiß hinlänglich ausgesprochen hatten. Allein jetzt stand das persönliche Wiedersehen bevor, das ohne einige schmerzliche Regungen von beiden Seiten nicht wohl abgehen konnte, und das demnach im voraus mit einiger Apprehension mochte empfunden werden. So auch hatte Goethe den jungen Hof noch nicht gesehen und als neuer Landesherrschaft gehuldigt. Dieses alles stand ihm bevor, und wenn es ihn auch als großen Weltmann keineswegs genieren konnte, so genierte es ihn doch als Talent, das immer in seinen angeborenen Richtungen und in seiner Tätigkeit leben möchte.

Zudem drohten Besuche aus allen Gegenden. Das Zusammenkommen berühmter Naturforscher in Berlin hatte viele bedeutende Männer in Bewegung gesetzt, die, in ihren Wegen Weimar durchkreuzend, sich theils hatten melden lassen und deren Ankunft zu erwarten war. Wochenlange Störungen, die den inneren Sinn hinnahmen und aus der gewohnten Bahn lenkten, und was sonst für Unannehmlichkeiten mit übrigens so werthen Besuchen in Verbindung stehen mochten, dieses alles mußte von Goethe gespenstisch vorausempfunden werden, sowie er wieder den Fuß auf die Schwelle setzte und die Räume seiner Zimmer durchschritt.

Was aber alles dieses Bevorstehende noch lästiger machte, war ein Umstand, den ich nicht übergehen darf. Die fünfte Lieferung seiner Werke, welche auch die ‚Wanderjahre‘ enthalten soll, muß auf Weihnachten zum Druck abgeliefert werden. Diesen früher in einem Bande erschienenen Roman hat Goethe gänzlich umzuarbeiten angefangen und das Alte mit so viel Neuem verschmolzen, daß es als ein Werk in drei Bänden in der neuen Ausgabe hervorgehen soll. Hieran ist nun zwar bereits viel getan, aber noch sehr viel zu tun. Das Manuscript hat überall weiße Papierlücken, die noch ausgefüllt sein wollen. Hier fehlt etwas in der Exposition; hier ist ein geschickter Übergang zu finden, damit dem Leser weniger fühlbar werde, daß es ein kollektives Werk sei; hier sind Fragmente von großer Bedeutung, denen der Anfang, andere, denen das Ende mangelt: und so ist an allen drei Bänden noch sehr viel nachzuhelfen, um das bedeutende Buch zugleich annehmlich und anmutig zu machen.

Goethe teilte mir vergangenes Frühjahr das Manuscript zur Durchsicht mit; wir verhandelten damals sehr viel über diesen wichtigen Gegenstand mündlich und schriftlich; ich riet ihm, den ganzen Sommer der Vollendung dieses Werkes zu widmen und alle anderen Arbeiten so lange zur Seite zu lassen; er war gleichfalls von dieser Notwendigkeit überzeugt und hatte den festen Entschluß, so zu tun. Dann aber starb der Großherzog; in Goethes ganze Existenz war dadurch eine ungeheure Lücke gerissen, an eine so viele Heiterkeit und ruhigen Sinn verlangende Komposition war nicht mehr zu denken, und er hatte nur zu sehen, wie er sich persönlich oben halten und wiederherstellen wollte.

Jetzt aber, da er, mit Herbstesanfang von Dornburg

zurückkehrend, die Zimmer seiner weimarischen Wohnung wieder betrat, mußte ihm auch der Gedanke an die Vollendung seiner ‚Wanderjahre‘, wozu ihm nur noch die kurze Frist weniger Monate vergönnt war, lebendig vor die Seele treten, und zwar im Konflikt mit den mannigfaltigen Störungen, die ihm bevorstanden und einem reinen ruhigen Walten und Wirken seines Talents im Wege waren.

Faßt man nun alles Dargelegte zusammen, so wird man mich verstehen, wenn ich sage, daß in Goethe trotz seiner leichten, heitern Scherze bei Tisch eine tiefer liegende Befangenheit nicht sei zu verkennen gewesen.

Warum ich aber diese Verhältnisse berühre, hat noch einen andern Grund. Es steht mit einer Äußerung Goethes in Verbindung, die mir sehr merkwürdig erschien, die seinen Zustand und sein eigentümliches Wesen aussprach, und wovon ich nun reden will.

Professor Abeken zu Dönnabrück hatte mir in den Tagen vor dem 28. August einen Einschluß zugesendet, mit dem Ersuchen, ihn Goethe zu seinem Geburtstage zu schicklicher Stunde zu überreichen. Es sei ein Andenken in bezug auf Schiller, das gewiß Freude verursachen werde.

Als nun Goethe heute bei Tisch von den mannigfaltigen Geschenken erzählte, die ihm zu seinem Geburtstag nach Dornburg gesendet worden, fragte ich ihn, was das Paket von Abeken enthalten.

„Es war eine merkwürdige Sendung,“ sagte Goethe, „die mir viele Freude gemacht hat. Ein liebenswürdiges Frauenzimmer, bei der Schiller den Tee getrunken, hat die Artigkeit gehabt, seine Äußerungen niederzuschreiben. Sie hat alles sehr hübsch aufgefaßt und treu wiedergegeben, und das liest sich nun nach so langer Zeit gar

gut, indem man dadurch unmittelbar in einen Zustand versetzt wird, der mit tausend andern bedeutenden vorübergegangen ist, in diesem Fall aber glücklicherweise in seiner Lebendigkeit auf dem Papier gefesselt worden.

„Schiller erscheint hier, wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein! Wir andern dagegen fühlen uns immer bedingt; die Personen, die Gegenstände, die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß; der Teelöffel geniert uns, wenn er von Gold ist, da er von Silber sein sollte: und so, durch tausend Rücksichten paralytisch, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unserer Natur sein möchte, frei auszulassen. Wir sind die Sklaven der Gegenstände und erscheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns diese zusammenziehen oder zu freier Ausdehnung Raum geben.“

Goethe schwieg, das Gespräch mischte sich anders; ich aber bedachte diese merkwürdigen, auch mein eigenes Innere berührenden und aussprechenden Worte in meinem Herzen.

Mittwoch, den 1. Oktober 1828.

Herr Hönninghausen aus Krefeld, Chef eines großen Handelshauses, zugleich Liebhaber der Naturwissenschaften, besonders der Mineralogie, ein durch große Reisen und Studien vielseitig unterrichteter Mann, war heute bei Goethe zu Tisch. Er kam von der Versammlung der

Naturforscher aus Berlin zurück, und es ward über das hinschlagende Dinge, besonders über mineralogische Gegenstände manches gesprochen.

Auch von den Vulkanisten war die Rede und von der Art und Weise, wie die Menschen über die Natur zu Ansichten und Hypothesen kommen; bei welcher Gelegenheit denn großer Naturforscher und auch des Aristoteles gedacht wurde, über welchen sich Goethe also aussprach.

„Aristoteles“, sagte er, „hat die Natur besser gesehen als irgend ein Neuerer, aber er war zu rasch mit seinen Meinungen. Man muß mit der Natur langsam und lässlich verfahren, wenn man ihr etwas abgewinnen will.“

„Wenn ich bei Erforschung naturwissenschaftlicher Gegenstände zu einer Meinung gekommen war, so verlangte ich nicht, daß die Natur mir sogleich recht geben sollte; vielmehr ging ich ihr in Beobachtungen und Versuchen prüfend nach, und war zufrieden, wenn sie sich so gefällig erweisen wollte, gelegentlich meine Meinung zu bestätigen. Tat sie es nicht, so brachte sie mich wohl auf ein anderes Aperçu, welchem ich nachging und welches zu bewahrheiten sie sich vielleicht williger fand.“

Freitag, den 3. Oktober 1828.

Ich sprach diesen Mittag bei Tisch mit Goethe über Fouqués ‚Sängerkrieg auf der Wartburg‘, den ich auf seinen Wunsch gelesen. Wir kamen darin überein, daß dieser Dichter sich zeitlebens mit altdeutschen Studien beschäftigt, und daß am Ende keine Kultur für ihn daraus hervorgegangen.

„Es ist in der altdeutschen düsteren Zeit“, sagte Goethe, „ebensowenig für uns zu holen, als wir aus den serbischen Liedern und ähnlichen barbarischen Volkspoesien

gewonnen haben. Man liest es und interessiert sich wohl eine Zeitlang dafür, aber bloß um es abzutun und so dann hinter sich liegen zu lassen. Der Mensch wird überhaupt genug durch seine Leidenschaften und Schicksale verdüstert, als daß er nötig hätte, dieses noch durch die Dunkelheiten einer barbarischen Vorzeit zu tun. Er bedarf der Klarheit und der Aufheiterung, und es tut ihm not, daß er sich zu solchen Kunst- und Literaturepochen wende, in denen vorzügliche Menschen zu vollendeter Bildung gelangten, so daß es ihnen selber wohl war und sie die Seligkeit ihrer Kultur wieder auf andere auszugießen imstande sind.

„Wollen Sie aber von Fouqué eine gute Meinung bekommen, so lesen Sie seine ‚Undine‘, die wirklich allerliebste ist. Freilich war es ein guter Stoff, und man kann nicht einmal sagen, daß der Dichter alles daraus gemacht hätte, was darinne lag; aber doch, die ‚Undine‘ ist gut und wird Ihnen gefallen.“

„Es geht mir ungünstig mit der neuesten deutschen Literatur,“ sagte ich. „Zu den Gedichten von Egon Ebert kam ich aus Voltaire, dessen erste Bekanntschaft ich gemacht, und zwar durch die kleinen Gedichte an Personen, die gewiß zu dem Besten gehören, was er je geschrieben. Nun mit Fouqué geht es mir nicht besser. Vertieft in Walter Scotts ‚Fair Maid of Perth‘, gleichfalls das erste, was ich von diesem großen Schriftsteller lese, bin ich veranlaßt, dieses an die Seite zu legen und mich in den Sängerkrieg auf der Wartburg‘ zu begeben.“

„Gegen so große Ausländer“, sagte Goethe, „können freilich die neueren Deutschen keine Probe halten; aber es ist gut, daß Sie sich nach und nach mit allem In- und Ausländischen bekannt machen, um zu sehen, wo denn

eigentlich eine höhere Weltbildung, wie sie der Dichter bedarf, zu holen ist."

Frau von Goethe trat herein und setzte sich zu uns an den Tisch.

"Aber nicht wahr," fuhr Goethe heiter fort, „Walter Scotts ‚Fair Maid of Perth‘ ist gut? Das ist gemacht! Das ist eine Hand! Im Ganzen die sichere Anlage, und im Einzelnen kein Strich, der nicht zum Ziele führte. Und welch ein Detail, sowohl im Dialog als in der beschreibenden Darstellung, die beide gleich vortrefflich sind! Seine Szenen und Situationen gleichen Gemälden von Teniers; im ganzen der Anordnung zeigen sie die Höhe der Kunst, die einzelnen Figuren haben eine sprechende Wahrheit, und die Ausführung erstreckt sich mit künstlerischer Liebe bis aufs Kleinste, so daß uns kein Strich geschenkt wird. Bis wie weit haben Sie jetzt gelesen?"

"Ich bin bis zu der Stelle gekommen," sagte ich, „wo Henry Smith das schöne Zithermädchen durch Straßen und Umwege nach Hause führt, und wo ihm zu seinem Ärger der Mühenmacher Proudfoote und der Apotheker Dwining begegnen."

"Ja," sagte Goethe, „die Stelle ist gut. Daß der widerstrebende ehrliche Waffenschmied so weit gebracht wird, neben dem verdächtigen Mädchen zuletzt selbst das Hündchen mit aufzuheben, ist einer der größten Züge, die irgend in Romanen anzutreffen sind. Es zeugt von einer Kenntnis der menschlichen Natur, der die tiefsten Geheimnisse offenbar liegen."

"Als einen höchst glücklichen Griff", sagte ich, „muß ich auch bewundern, daß Walter Scott den Vater der Heldin einen Handschuhmacher sein läßt, der durch den

Handel mit Fellen und Häuten mit den Hochländern seit lange in Verkehr gestanden und noch steht.“

„Ja,“ sagte Goethe, „das ist ein Zug der höchsten Art. Es entspringen daraus für das ganze Buch die günstigsten Verhältnisse und Zustände, die dadurch alle zugleich eine reale Basis erhalten, so daß sie die überzeugendste Wahrheit mit sich führen. Überall finden Sie bei Walter Scott die große Sicherheit und Gründlichkeit in der Zeichnung, die aus seiner umfassenden Kenntnis der realen Welt hervorgeht, wozu er durch lebenslängliche Studien und Beobachtungen und ein tägliches Durchsprechen der wichtigsten Verhältnisse gelangt ist. Und nun sein großes Talent und sein umfassendes Wesen! Sie erinnern sich des englischen Kritikers, der die Poeten mit menschlichen Sängerstimmen vergleicht, wo einigen nur wenig gute Töne zu Gebote ständen, während andere den höchsten Umfang von Tiefe und Höhe in vollkommener Gewalt hätten. Dieser letzteren Art ist Walter Scott. In dem ‚Fair Maid of Perth‘ werden Sie nicht eine einzige schwache Stelle finden, wo es Ihnen fühlbar würde, es habe seine Kenntnis und sein Talent nicht ausgereicht. Er ist seinem Stoff nach allen Richtungen hin gewachsen. Der König, der königliche Bruder, der Kronprinz, das Haupt der Geistlichkeit, der Adel, der Magistrat, die Bürger und Handwerker, die Hochländer, sie sind alle mit gleich sicherer Hand gezeichnet und mit gleicher Wahrheit getroffen.“

„Die Engländer“, sagte Frau von Goethe, „lieben besonders den Charakter des Henry Smith, und Walter Scott scheint ihn auch zum Helden des Buches gemacht zu haben. Mein Favorit ist er nicht; mir könnte der Prinz gefallen.“

„Der Prinz“, sagte ich, „bleibt bei aller Wildheit immer noch liebenswürdig genug, und er ist vollkommen so gut gezeichnet wie irgend ein anderer.“

„Wie er, zu Pferde sitzend,“ sagte Goethe, „das hübsche Zithermädchen auf seinen Fuß treten läßt, um sie zu einem Kuß zu sich heranzuheben, ist ein Zug von der verwegensten englischen Art. Aber ihr Frauen habt unrecht, wenn ihr immer Partei macht; ihr leset gewöhnlich ein Buch, um darin Nahrung für euer Herz zu finden, einen Helden, den ihr lieben könntet! So soll man aber eigentlich nicht lesen, und es kommt gar nicht darauf an, daß euch dieser oder jener Charakter gefalle, sondern daß euch das Buch gefalle.“

„Wir Frauen sind nun einmal so, lieber Vater,“ sagte Frau von Goethe, indem sie über den Tisch neigend ihm die Hand drückte. — „Man muß euch schon in eurer Liebenswürdigkeit gewähren lassen,“ erwiderte Goethe.

Das neueste Stück des ‚Globe‘ lag neben ihm, das er zur Hand nahm. Ich sprach derweile mit Frau von Goethe über junge Engländer, deren Bekanntschaft ich im Theater gemacht.

„Was aber die Herren vom ‚Globe‘ für Menschen sind,“ begann Goethe wieder mit einigem Feuer, „wie die mit jedem Tage größer, bedeutender werden und alle wie von einem Sinne durchdrungen sind, davon hat man kaum einen Begriff. In Deutschland wäre ein solches Blatt rein unmöglich. Wir sind lauter Partikuliers, an Übereinstimmung ist nicht zu denken; jeder hat die Meinungen seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines eigenen Individuums, und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen.“

Montag, den 6. Oktober 1828.

Heute bei Tisch war die heiterste Gesellschaft. Außer den weimarischen Freunden waren auch einige von Berlin zurückkehrende Naturforscher zugegen, unter denen Herr von Martius aus München, der an Goethes Seite saß, mir bekannt war. Über die mannigfaltigsten Dinge wurde hin und her gescherzt und gesprochen. Goethe war von besonders guter Laune und überaus mittheilend. Das Theater kam zur Sprache, die letzte Oper, ‚Moses‘ von Rossini, ward viel beredet. Man tabelte das Sujet, man lobte und tabelte die Musik; Goethe äußerte sich folgendermaßen.

„Ich begreife euch nicht, ihr guten Kinder,“ sagte er, „wie ihr Sujet und Musik trennen und jedes für sich genießen könnt. Ihr sagt, das Sujet tauge nicht, aber ihr hättet es ignoriert und euch an der trefflichen Musik erfreut. Ich bewundere wirklich die Einrichtung eurer Natur, und wie euer Ohren imstande sind, anmutigen Tönen zu lauschen, während der gewaltigste Sinn, das Auge, von den absurdesten Gegenständen geplagt wird.

„Und daß euer ‚Moses‘ doch wirklich gar zu absurd ist, werdet ihr nicht leugnen. Sowie der Vorhang aufgeht, stehen die Leute da und beten! Dies ist sehr unpassend. Wenn du beten willst, steht geschrieben, so gehe in dein Kämmerlein und schleuß die Thür hinter dir zu. Aber auf dem Theater soll man nicht beten.

„Ich hätte euch einen ganz andern ‚Moses‘ machen wollen und das Stück ganz anders anfangen lassen. Ich hätte euch zuerst gezeigt, wie die Kinder Israel bei schwerem Frondienst von der Tyrannei der ägyptischen Vögte zu leiden haben, damit es nachher desto anschaulicher würde, welche Verdienste sich Moses um sein Volk

erworben, daß er aus so schändlichem Druck zu befreien gemußt.“

Goethe fuhr fort, mit großer Heiterkeit die ganze Oper Schritt vor Schritt durch alle Szenen und Akte aufzubauen, immer geistreich und voller Leben im historischen Sinne des Sujets und zum freudigen Erstaunen der ganzen Gesellschaft, die den unaufhaltsamen Fluß seiner Gedanken und den heitern Reichtum seiner Erfindungen zu bewundern hatte. Es ging alles zu rasch vorüber, um es aufzufassen, doch ist mir der Tanz der Ägypter im Gedächtnis geblieben, den Goethe nach der überstandenen Finsternis als Freude über das wiedergegebene Licht eintreten ließ.

Das Gespräch lenkte sich von Moses zurück auf die Sintflut, und so nahm es bald, durch den geistreichen Naturforscher angeregt, eine naturhistorische Wendung.

„Man will“, sagte Herr von Martius, „auf dem Ararat ein Stück von der Arche Noahs versteinert gefunden haben, und es sollte mich wundern, wenn man nicht auch die versteinerten Schädel der ersten Menschen finden sollte.“

Diese Äußerung gab zu ähnlichen Anlaß, und so kam die Unterhaltung auf die verschiedenen Menschenrassen, wie sie als Schwarze, Braune, Gelbe und Weiße die Länder der Erde bewohnen; so daß man mit der Frage schloß, ob denn wirklich anzunehmen, daß alle Menschen von dem einzigen Paare Adam und Eva abstammen.

Herr von Martius war für die Sage der Heiligen Schrift, die er als Naturforscher durch den Satz zu bestätigen suchte, daß die Natur in ihren Produktionen höchst ökonomisch zu Werke gehe.

„Dieser Meinung“, sagte Goethe, „muß ich widersprechen. Ich behaupte vielmehr, daß die Natur sich immer

reichlich, ja verschwenderisch erweise, und daß es weit mehr in ihrem Sinne sei, anzunehmen, sie habe statt eines einzigen armseligen Paares die Menschen gleich zu Duzenden, ja zu Hunderten hervorgehen lassen.

„Als nämlich die Erde bis zu einem gewissen Punkt der Reife gediehen war, die Wasser sich verlaufen hatten und das Trockene genugsam grünte, trat die Epoche der Menschwerdung ein, und es entstanden die Menschen durch die Allmacht Gottes überall, wo der Boden es zuließ, und vielleicht auf den Höhen zuerst. Anzunehmen, daß dieses geschehen, halte ich für vernünftig; allein darüber nachzusinnen, wie es geschehen, halte ich für ein unnützes Geschäft, das wir denen überlassen wollen, die sich gern mit unauflösbaren Problemen beschäftigen und die nichts Besseres zu tun haben.“

„Wenn ich auch“, sagte Herr von Martius mit einiger Schalkheit, „mich als Naturforscher von der Ansicht Eurer Erzellenz gern überzeugen ließe, so fühle ich mich doch als guter Christ in einiger Verlegenheit, zu einer Meinung überzutreten, die mit den Aussagen der Bibel nicht wohl zu vereinigen sein möchte.“

„Die Heilige Schrift“, erwiderte Goethe, „redet allerdings nur von einem Menschenpaare, das Gott am sechsten Tage erschaffen. Allein die begabten Männer, welche das Wort Gottes aufzeichneten, das uns die Bibel überliefert, hatten es zunächst mit ihrem auserwählten Volke zu tun, und so wollen wir auch diesem die Ehre seiner Abstammung von Adam keineswegs streitig machen. Wir ändern aber, sowie auch die Neger und Lappländer, und schlankte Menschen, die schöner sind als wir alle, hatten gewiß auch andere Urväter; wie denn die werthe Gesellschaft gewiß zugeben wird, daß wir uns von den echten Ab-



kömmelingen Adams auf eine gar mannigfaltige Weise unterscheiden, und daß sie, besonders was das Geld betrifft, es uns allen zuvortun.“

Wir lachten. Das Gespräch mischte sich allgemein; Goethe, durch Herrn von Martius zu Widersprüchen angeregt, sagte noch manches bedeutende Wort, das, den Schein des Scherzes tragend, dennoch aus dem Grund eines tieferen Hinterhalts hervorging.

Nach aufgehobener Tafel ließ sich der preussische Minister, Herr von Jordan, melden, und wir zogen uns in das angrenzende Zimmer.

Mittwoch, den 8. Oktober 1828.

Tiedt mit Gemahlin und Töchtern und Gräfin Finkenstein, von seiner Rheinreise zurückkommend, wurde heute bei Goethe zu Tisch erwartet. Ich traf in den Vorzimmern mit ihnen zusammen. Tiedt sah sehr wohl aus, die Rheinbäder schienen eine gute Wirkung auf ihn gehabt zu haben. Ich erzählte ihm, daß ich in der Zwischenzeit den ersten Roman von Walter Scott gelesen, und welche Freude ich über dieses außerordentliche Talent empfunden. „Ich zweifle,“ sagte Tiedt, „daß dieser neueste Roman, den ich noch nicht kenne, das Beste sei, was Walter Scott geschrieben; allein dieser Schriftsteller ist so bedeutend, daß das Erste, was man von ihm liest, immer in Erstaunen setzt, man mag zu ihm gelangen, von welcher Seite man wolle.“

Professor Götting trat herein, von seiner italienischen Reise ganz frisch zurückgekehrt. Ich hatte große Freude, ihn wiederzusehen, und zog ihn an ein Fenster, daß er mir erzählen möchte. „Nach Rom,“ sagte er, „nach Rom müssen Sie, um etwas zu werden! Das ist eine Stadt! das ist ein Leben! das ist eine Welt! Alles, was in

unserer Natur Kleines ist, kann in Deutschland nicht herausgebracht werden; aber sobald wir in Rom eintreten, geht eine Umwandlung mit uns vor, und wir fühlen uns groß wie die Umgebung.“ — „Warum sind Sie nicht länger dort geblieben?“ fragte ich. — „Geld und Urlaub“, entgegnete er, „waren zu Ende. Aber es ward mir wunderbar zu Mute, als ich, das schöne Italien im Rücken, den Fuß wieder über die Alpen setzte.“

Goethe kam und begrüßte die Anwesenden. Er sprach verschiedenes mit Tieck und den Seinigen und bot sodann der Gräfin den Arm, um sie zu Tisch zu führen. Wir andern folgten und machten, indem wir uns setzten, bunte Reihe. Die Unterhaltung war lebhaft und ungeniert; von dem jedoch, was gesprochen worden, weiß ich mich wenig zu erinnern.

Nach aufgehobener Tafel ließen sich die Prinzen von Oldenburg melden. Wir gingen alle hinauf in die Zimmer der Frau von Goethe, wo Fräulein Agnes Tieck sich zum Flügel setzte und das schöne Lied ‚Im Felde schleich‘ ich still und wild‘ usw. mit einer trefflichen Altstimme so im Geiste der Situation vortrug, daß es einen Eindruck ganz eigener unvergeßlicher Art machte.

Donnerstag, den 9. Oktober 1828.

Diesen Mittag bei Tisch war ich mit Goethe und Frau von Goethe allein. Und wie ein Gespräch früherer Tage wohl wieder aufgenommen und fortgeführt wird, so geschah es auch heute. Der ‚Moses‘ von Rossini kam abermals zur Sprache und wir erinnerten uns gerne Goethes heiterer Erfindung von vorgestern.

„Was ich in Scherz und guter Laune über den ‚Moses‘ geäußert haben mag,“ sagte Goethe, „weiß ich nicht mehr;

denn so etwas geschieht ganz unbewußt. Aber so viel ist gewiß, daß ich eine Oper nur dann mit Freuden genießen kann, wenn das Sujet ebenso vollkommen ist wie die Musik, so daß beide miteinander gleichen Schritt gehen. Fragt ihr mich, welche Oper ich gut finde, so nenne ich euch den ‚Wasserträger‘; denn hier ist das Sujet so vollkommen, daß man es ohne Musik als ein bloßes Stück geben könnte und man es mit Freuden sehen würde. Diese Wichtigkeit einer guten Unterlage begreifen entweder die Komponisten nicht, oder es fehlt ihnen durchaus an sachverständigen Poeten, die ihnen mit Bearbeitung guter Gegenstände zur Seite träten. Wäre der ‚Freischütz‘ kein so gutes Sujet, so hätte die Musik zu tun gehabt, der Oper den Zulauf der Menge zu verschaffen, wie es nun der Fall ist, und man sollte daher dem Herrn Kind auch einige Ehre erzeigen.“

Es ward noch verschiedenes über diesen Gegenstand gesprochen; dann aber gedachten wir des Professor Götzling und seiner italienischen Reise.

„Ich kann es dem Guten nicht verargen,“ sagte Goethe, „daß er von Italien mit solcher Begeisterung redet; weiß ich doch, wie mir selber zumute gewesen ist! Ja, ich kann sagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Mensch sei. Zu dieser Höhe, zu diesem Glück der Empfindung bin ich später nie wieder gekommen; ich bin, mit meinem Zustande in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden.“

„Doch wir wollen uns nicht melancholischen Betrachtungen hingeben,“ fuhr Goethe nach einer Pause fort. „Wie geht es mit Ihrem ‚Fair Maid of Perth‘? Wie hält es sich? Wie weit sind Sie? Erzählen Sie mir und geben Sie Rechenschaft.“

„Ich lese langsam,“ sagte ich; „ich bin jedoch bis zu der Szene vorgerückt, wo Proudfoote in der Rüstung von Henry Smith, dessen Gang und dessen Art zu pfeifen er nachahmt, erschlagen und am andern Morgen von den Bürgern in den Straßen von Perth gefunden wird, die ihn für Henry Smith halten und darüber die ganze Stadt in Alarm setzen.“

„Ja,“ sagte Goethe, „die Szene ist bedeutend, sie ist eine der besten.“

„Ich habe dabei besonders bewundert,“ fuhr ich fort, „in wie hohem Grade Walter Scott das Talent besitzt, verworrene Zustände mit großer Klarheit auseinander zu setzen, so daß alles zu Massen und zu ruhigen Bildern sich absondert, die einen solchen Eindruck in uns hinterlassen, als hätten wir dasjenige, was zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten geschieht, gleich allwissenden Wesen von oben herab mit einemmal übersehen.“

„Überhaupt“, sagte Goethe, „ist der Kunstverstand bei Walter Scott sehr groß, weshalb denn auch wir und unsersgleichen, die darauf, wie etwas gemacht ist, ein besonderes Augenmerk richten, an seinen Sachen ein doppeltes Interesse und davon den vorzüglichsten Gewinn haben. Ich will Ihnen nicht vorgreifen, aber Sie werden im dritten Teil noch einen Kunststreich der ersten Art finden. Daß der Prinz im Staatsrat den klugen Vorschlag getan, die rebellischen Hochländer sich untereinander todschlagen zu lassen, haben Sie bereits gelesen, auch daß der Palmsonntag festgesetzt worden, wo die beiden feindlichen Stämme der Hochländer nach Perth herabkommen sollen, um dreißig gegen dreißig auf Tod und Leben miteinander zu fechten. Nun sollen Sie bewundern, wie Walter Scott es macht und einleitet, daß am Tage

der Schlacht an der einen Partei ein Mann fehlt, und mit welcher Kunst er es von fern her anzustellen weiß, seinen Helden Henry Smith an den Platz des fehlenden Mannes unter die Kämpfenden zu bringen. Dieser Zug ist überaus groß und Sie werden sich freuen, wenn Sie dahin kommen.

„Wenn Sie aber mit dem ‚Fair Maid of Perth‘ zu Ende sind, so müssen Sie sogleich den ‚Waverley‘ lesen, der freilich noch aus ganz anderen Augen sieht, und der ohne Frage den besten Sachen an die Seite zu stellen ist, die je in der Welt geschrieben worden. Man sieht, es ist derselbige Mensch, der die ‚Fair Maid of Perth‘ gemacht hat, aber es ist derjenige, der die Gunst des Publikums erst noch zu gewinnen hatte und der sich daher zusammennimmt, so daß er keinen Zug tut, der nicht vortrefflich wäre. Die ‚Fair Maid of Perth‘ dagegen ist mit einer breitem Feder geschrieben, der Autor ist schon seines Publikums gewiß, und er läßt sich schon etwas freier gehen. Wenn man den ‚Waverley‘ gelesen hat, so begreift man freilich wohl, warum Walter Scott sich noch jetzt immer den Verfasser jener Produktion nennt; denn darin hat er gezeigt, was er konnte, und er hat später nie etwas geschrieben, das besser wäre oder das diesem zuerst publizierten Romane nur gleichkäme.“

Donnerstag, den 9. Oktober 1828.

Zu Ehren Tiedts war diesen Abend in den Zimmern der Frau von Goethe ein sehr unterhaltender Tee. Ich machte die Bekanntschaft des Grafen und der Gräfin Medem; letztere sagte mir, daß sie am Tage Goethe gesehen, und wie sie von diesem Eindruck noch im Innersten beglückt sei. Der Graf interessierte sich besonders für

den ‚Faust‘ und dessen Fortsetzung, über welche Dinge er sich mit mir eine Weile lebhaft unterhielt.

Man hatte uns Hoffnung gemacht, daß Tied etwas lesen würde; und so geschah es auch. Die Gesellschaft begab sich sehr bald in ein entfernteres Zimmer, und nachdem jeder es sich in einem weiten Kreis auf Stühlen und Sofas zum Anhören bequem gemacht, las Tied den ‚Clavigo‘.

Ich hatte das Stück oft gelesen und empfunden, doch jetzt erschien es mir durchaus neu und tat eine Wirkung wie fast nie zuvor. Es war mir, als hörte ich es vom Theater herunter, allein besser; die einzelnen Charaktere und Situationen waren vollkommener gefühlt; es machte den Eindruck einer Vorstellung, in der jede Rolle ganz vortrefflich besetzt worden.

Man könnte kaum sagen, welche Partien des Stückes Tied besser gelesen, ob solche, in denen sich Kraft und Leidenschaft der Männer entwickelt, ob ruhig-klare Verstandesszenen, oder ob Momente gequälter Liebe. Zu dem Vortrage letzterer Art standen ihm jedoch ganz besondere Mittel zu Gebote. Die Szene zwischen Marie und Clavigo tönt mir noch immer vor den Ohren; die gepreßte Brust, das Stocken und Zittern der Stimme, abgebrochene, halberstickte Worte und Laute, das Hauchen und Seufzen eines in Begleitung von Thränen heißen Atems, alles dieses ist mir noch vollkommen gegenwärtig und wird mir unvergeßlich sein. Jedermann war im Anhören versunken und davon hingerissen; die Lichter brannten trübe, niemand dachte daran oder wagte es, sie zu putzen, aus Furcht vor der leisesten Unterbrechung; Thränen in den Augen der Frauen, die immer wieder hervorquollen, zeugten von des Stückes tiefer Wirkung und

waren wohl der gefühlteste Tribut, der dem Vorleser wie dem Dichter gezollt werden konnte.

Tieck hatte geendigt und stand auf, sich den Schweiß von der Stirne wischend. Die Hörenden aber waren noch immer wie gefesselt auf ihren Stühlen; jeder schien in dem, was ihm soeben durch die Seele gegangen war, noch zu tief begriffen, als daß er passende Worte des Dankes für den hätte bereit haben sollen, der eine so wunderbare Wirkung auf alle hervorgebracht hatte.

Nach und nach fand man sich wieder; man stand auf und sprach und ging erheitert durcheinander; dann aber begab man sich zu einem Souper, das in den Nebenzimmern auf kleinen Tischen bereit stand.

Goethe selbst war diesen Abend nicht gegenwärtig; aber sein Geist und sein Andenken war unter uns allen lebendig. Er sendete Tieck seine Entschuldigung, dessen beiden Töchtern, Agnes und Dorothea, aber zwei Tuchnadeln mit seinem Bildnis und roten Bandschleifen, die Frau von Goethe überreichte und wie kleine Orden ihnen vorsteckte.

Freitag, den 10. Oktober 1828.

Von Herrn William Fraser in London, Herausgeber des ‚Foreign Review‘, gelangten diesen Morgen zwei Exemplare des dritten Stückes jener periodischen Schrift zu mir, wovon ich das eine Exemplar diesen Mittag Goethen überreichte.

Ich fand wieder eine heitere Tischgesellschaft geladen, zu Ehren Tiecks und der Gräfin, die auf das Bitten Goethes und der übrigen Freunde noch einen Tag zugegeben hatten, während der übrige Teil dieser Familie schon am Morgen nach Dresden vorausgereist war.

Ein besonderer Gegenstand der Unterhaltung bei Tisch war die englische Literatur und namentlich Walter Scott, bei welcher Gelegenheit Tieck unter anderm sagte, daß er vor zehn Jahren das erste Exemplar des ‚Waverley‘ nach Deutschland gebracht habe.

Sonnabend, den 11. Oktober 1828.

Das gedachte ‚Foreign Review‘ des Herrn Fraser enthielt unter vielen bedeutenden und interessanten Gegenständen auch einen höchst würdigen Aufsatz über Goethe von Carlyle, den ich diesen Morgen studierte. Ich ging mittags ein wenig früher zu Tisch, um vor der Ankunft der übrigen Gäste mich mit Goethe darüber zu bereden.

Ich fand ihn, wie ich wünschte, noch allein, in Erwartung der Gesellschaft. Er trug seinen schwarzen Frack und Stern, worin ich ihn so gerne sah; er schien heute besonders jugendlich heiter, und wir fingen sogleich an, von unserem gemeinsamen Interesse zu reden. Goethe sagte mir, daß er Carlyles Aufsatz über ihn gleichfalls diesen Morgen betrachtet, und so waren wir denn imstande, über die Bestrebungen der Ausländer manche Worte des Lobes gegenseitig auszutauschen.

„Es ist eine Freude, zu sehen,“ sagte Goethe, „wie die frühere Pedanterie der Schotten sich in Ernst und Gründlichkeit verwandelt hat. Wenn ich bedenke, wie die Edinburger vor noch nicht langen Jahren meine Sachen behandelt haben, und ich jetzt dagegen Carlyles Verdienste um die deutsche Literatur erwäge, so ist es auffallend, welcher bedeutender Vorschritt zum Besseren geschehen ist.“

„An Carlyle“, sagte ich, „muß ich vor allem den Geist und Charakter verehren, der seinen Richtungen zum Grunde liegt. Es ist ihm um die Kultur seiner Nation

zu tun, und da fragt er denn bei den literarischen Erzeugnissen des Auslandes, womit er seine Landsleute bekannt zu machen wünscht, weniger nach Künsten des Talents als nach der Höhe sittlicher Bildung, die aus solchen Werken zu gewinnen.“

„Ja,“ sagte Goethe, „die Gesinnung, aus der er handelt, ist besonders schätzbar. Und wie ist es ihm ernst! und wie hat er uns Deutsche studiert! Er ist in unserer Literatur fast besser zu Hause als wir selbst; zum wenigsten können wir mit ihm in unsern Bemühungen um das Englische nicht wetteifern.“

„Der Aufsatz“, sagte ich, „ist mit einem Feuer und Nachdruck geschrieben, daß man ihm wohl anmerkt, daß in England noch viele Vorurteile und Widersprüche zu bekämpfen sind. Den ‚Wilhelm Meister‘ zumal scheinen übelwollende Kritiker und schlechte Übersetzer in kein günstiges Licht gebracht zu haben. Dagegen benimmt sich nun Carlyle sehr gut. Der dummen Nachrede, daß keine wahre Edelfrau den ‚Meister‘ lesen dürfe, widerspricht er sehr heiter mit dem Beispiele der letzten Königin von Preußen, die sich mit dem Buche vertraut gemacht und die doch mit Recht für eine der ersten Frauen ihrer Zeit gelte.“

Verschiedene Tischgäste traten herein, die Goethe begrüßte. Er wendete seine Aufmerksamkeit mir wieder zu, und ich fuhr fort.

„Freilich“, sagte ich, „hat Carlyle den ‚Meister‘ studiert, und so durchdrungen von dem Wert des Buches wie er ist, möchte er gerne, daß es sich allgemein verbreitete; er möchte gerne, daß jeder Gebildete davon gleichen Gewinn und Genuß hätte.“

Goethe zog mich an ein Fenster, um mir zu antworten.

„Liebes Kind,“ sagte er, „ich will Ihnen etwas vertrauen, das Sie sogleich über vieles hinaus helfen und das Ihnen lebenslänglich zugute kommen soll. Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind.“

Er wollte weiter reden; eine junge Dame trat heran, ihn unterbrechend und ihn in ein Gespräch ziehend. Ich wendete mich zu anderen, worauf wir uns bald zu Tisch setzten.

Von dem, was gesprochen wurde, wußte ich nichts zu sagen; Goethes Worte lagen mir im Sinn und beschäftigten ganz mein Inneres.

Freilich, dachte ich, ein Schriftsteller wie er, ein Geist von solcher Höhe, eine Natur von so unendlichem Umfang, wie soll der populär werden! Kann doch kaum ein kleiner Teil von ihm populär werden, kaum ein Lied, das lustige Brüder und verliebte Mädchen singen, und das für andere wiederum nicht da ist!

Und, recht gesehen, ist es nicht mit allen außerordentlichen Dingen so? Ist denn Mozart populär? Und ist es denn Raffael? Und verhält sich nicht die Welt gegen so große Quellen überschwenglichen geistigen Lebens überall nur wie Naschende, die froh sind, hin und wieder ein Weniges zu erhaschen, das ihnen eine Weile eine höhere Nahrung gewähre?

Ja, fuhr ich in meinen Gedanken fort, Goethe hat recht. Er kann seinem Umfange nach nicht populär werden, und seine Werke sind nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind.

Sie sind im ganzen für betrachtende Naturen, die in die Tiefen der Welt und Menschheit zu bringen wünschen und seinen Pfaden nachgehen. Sie sind im einzelnen für leidenschaftlich Genießende, die des Herzens Wonne und Weh im Dichter suchen. Sie sind für junge Poeten, die lernen wollen, wie man sich ausdrücke und wie man einen Gegenstand kunstgemäß behandle. Sie sind für Kritiker, die darin ein Muster empfangen, nach welchen Maximen man urtheilen solle und wie man auch eine Rezension interessant und anmutig mache, so daß man sie mit Freuden lese. Seine Werke sind für den Künstler, weil sie ihm im allgemeinen den Geist aufklären und er im besonderen aus ihnen lernt, welche Gegenstände eine kunstgemäße Bedeutung haben, und was er demnach darstellen solle und was nicht. Sie sind für den Naturforscher, nicht allein, weil gefundene große Gesetze ihm überliefert werden, sondern auch vorzüglich, weil er darin eine Methode empfängt, wie ein guter Geist mit der Natur verfahren müsse, damit sie ihm ihre Geheimnisse offenbare.

Und so gehen denn alle wissenschaftlich und künstlerisch Strebenden bei den reichbesetzten Tafeln seiner Werke zu Gaste, und in ihren Wirkungen zeugen sie von der allgemeinen Quelle eines großen Lichtes und Lebens, aus der sie geschöpft haben.

Diese und ähnliche Gedanken gingen mir bei Tisch durch den Kopf. Ich dachte an einzelne Personen, an manchen wackeren deutschen Künstler, Naturforscher, Dichter und Kritiker, die einen großen Teil ihrer Bildung Goethen zu danken haben. Ich dachte an geistreiche Italiener, Franzosen und Engländer, die auf ihn ihre Augen richteten und die in seinem Sinne handeln.

Unterdessen hatte man um mich her heiter gescherzt und gesprochen und es sich an guten Gerichten wohl sein lassen. Ich hatte auch mitunter ein Wörtchen mit drein- geredet, aber alles, ohne eigentlich bei der Sache zu sein. Eine Dame hatte eine Frage an mich gerichtet, worauf ich vielleicht nicht die beste Antwort mochte gegeben haben. Ich wurde geneckt.

„Laßt nur den Eckermann,“ sagte Goethe, „er ist immer abwesend, außer wenn er im Theater sitzt.“

Man lachte auf meine Kosten; doch war es mir nicht unlieb. Ich war heute in meinem Gemüt besonders glücklich. Ich segnete mein Geschick, das mich nach manchen wunderlichen Fügungen den Wenigen zugesellt hatte, die den Umgang und das nähere Vertrauen eines Mannes genießen, dessen Größe mir noch vor wenig Augenblicken lebhaft durch die Seele gegangen war, und den ich nun in seiner vollen Liebenswürdigkeit persönlich vor Augen hatte.

Biskuit und schöne Trauben wurden zum Nachtsch aufgetragen. Letztere waren aus der Ferne gesendet, und Goethe tat geheimnißvoll, woher sie gekommen. Er ver- teilte sie und reichte mir eine sehr reife über den Tisch. „Hier, mein Guter,“ sagte er, „essen Sie von diesen Süßigkeiten und seien Sie vergnügt.“ Ich ließ mir die Traube aus Goethes Händen wohlschmecken und war nun mit Leib und Seele völlig in seiner Nähe.

Man sprach vom Theater, von Wolffs Verdiensten, und wie viel Gutes von diesem trefflichen Künstler aus- gegangen.

„Ich weiß sehr wohl,“ sagte Goethe, „daß unsere hiesi- gen älteren Schauspieler manches von mir gelernt haben, aber im eigentlichen Sinne kann ich doch nur Wolff

meinen Schüler nennen. Wie sehr er in meine Maximen eingedrungen war, und wie er in meinem Sinne handelte, davon will ich einen Fall erzählen, den ich gerne wiederhole.

„Ich war einst gewisser anderer Ursachen wegen auf Wolff sehr böse. Er hatte abends zu spielen, und ich saß in meiner Loge. Jetzt, dachte ich, sollst du ihm doch einmal recht aufpassen; es ist doch heute nicht die Spur einer Neigung in dir, die für ihn sprechen und ihn entschuldigen könnte! Wolff spielte, und ich wendete mein geschärftes Auge nicht von ihm. Aber wie spielte er! wie war er sicher! wie war er fest! Es war mir unmöglich, ihm nur den Schein eines Verstoßes gegen die Regeln abzulisten, die ich ihm eingepflanzt hatte, und ich konnte nicht umhin, ich mußte ihm wieder gut sein.“

Montag, den 20. Oktober 1828.

Oberberggrat Roeggerath aus Bonn, von dem Verein der Naturforscher aus Berlin zurückkehrend, war heute an Goethes Tisch ein sehr willkommener Gast. Über Mineralogie ward viel verhandelt; der werthe Fremde gab besonders gründliche Auskunft über die mineralogischen Vorkommen und Verhältnisse in der Nähe von Bonn.

Nach aufgehobener Tafel traten wir in das Zimmer mit der kolossalen Büste der Juno. Goethe zeigte den Gästen einen langen Papierstreifen mit Konturen des Frieses vom Tempel zu Phigalia. Man betrachtete das Blatt und wollte bemerken, daß die Griechen bei ihren Darstellungen von Tieren sich weniger an die Natur gehalten, als daß sie dabei nach einer gewissen Konvenienz verfahren. Man wollte gefunden haben, daß sie in Darstellungen dieser Art hinter der Natur zurückgeblieben,

und daß Widder, Opferstiere und Pferde, wie sie auf Vasreliefs vorkommen, häufig sehr steife, unförmliche und unvollkommene Geschöpfe seien.

„Ich will darüber nicht streiten,“ sagte Goethe, „aber vor allen Dingen muß man unterscheiden, aus welcher Zeit und von welchem Künstler solche Werke herrühren. Denn so ließen sich wohl Musterstücke in Menge vorlegen, wo griechische Künstler in ihren Darstellungen von Tieren die Natur nicht allein erreicht, sondern sogar weit übertroffen haben. Die Engländer, die ersten Pferdekennner der Welt, müssen doch jetzt von zwei antiken Pferdeköpfen gestehen, daß sie in ihren Formen so vollkommen befunden werden, wie jetzt gar keine Rassen mehr auf der Erde existieren. Es sind diese Köpfe aus der besten griechischen Zeit; und wenn uns nun solche Werke in Erstaunen setzen, so haben wir nicht sowohl anzunehmen, daß jene Künstler nach einer mehr vollkommenen Natur gearbeitet haben, wie die jetzige ist, als vielmehr, daß sie im Fortschritte der Zeit und Kunst selber etwas geworden waren, so daß sie sich mit persönlicher Großheit an die Natur wandten.“

Während dieses gesprochen wurde, stand ich mit einer Dame seitwärts an einem Tisch, um ein Kupferwerk zu betrachten, und ich konnte zu Goethes Worten nur ein halbes Ohr wenden; desto tiefer aber ergriff ich sie mit meiner Seele.

Die Gesellschaft war nach und nach gegangen, und ich mit Goethe allein gelassen, der sich zum Ofen stellte. Ich trat in seine Nähe.

„Euer Erzellenz“, sagte ich, „haben vorhin in der Äußerung, daß die Griechen sich mit persönlicher Großheit an die Natur gewandt, ein gutes Wort gesprochen, und ich

halte dafür, daß man sich von diesem Satz nicht tief genug durchdringen könne."

"Ja, mein Guter," sagte Goethe, „hierauf kommt alles an. Man muß etwas sein, um etwas zu machen. Dante erscheint uns groß, aber er hatte eine Kultur von Jahrhunderten hinter sich; das Haus Rothschild ist reich, aber es hat mehr als ein Menschenalter gekostet, um zu solchen Schätzen zu gelangen. Diese Dinge liegen alle tiefer, als man denkt. Unsere guten altdeutsche[n] Künstler wissen davon nichts, sie wenden sich mit persönlicher Schwäche und künstlerischem Unvermögen zur Nachahmung der Natur und meinen, es wäre was. Sie stehen unter der Natur. Wer aber etwas Großes machen will, muß seine Bildung so gesteigert haben, daß er gleich den Griechen imstande sei, die geringere reale Natur zu der Höhe seines Geistes heranzuheben und dasjenige wirklich zu machen, was in natürlichen Erscheinungen, aus innerer Schwäche oder aus äußerem Hindernis, nur Intention geblieben ist."

Mittwoch, den 22. Oktober 1828.

Heute war bei Tisch von den Frauen die Rede, und Goethe äußerte sich darüber sehr schön. „Die Frauen“, sagte er, „sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahiert, sondern sie ist mir angeboren, oder in mir entstanden, Gott weiß wie. Meine dargestellten Frauencharaktere sind daher auch alle gut weggekommen, sie sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind.“

Donnerstag, den 23. Oktober 1828.

Goethe sprach heute mit großer Anerkennung über eine kleine Schrift des Kanzlers, die den Großherzog Karl

August zum Gegenstande hat und das tatenreiche Leben dieses seltenen Fürsten in gedrängter Kürze vorüberführt.

„Die kleine Schrift ist wirklich sehr gelungen,“ sagte Goethe, „das Material mit großer Umsicht und großem Fleiß zusammengebracht, sodann alles vom Hauch der innigsten Liebe beseelt, und zugleich die Darstellung so knapp und kurz, daß Tat auf Tat sich drängt und bei dem Anblick einer solchen Fülle von Leben und Tun es uns zumute wird, als würden wir von einem geistigen Schwindel ergriffen. Der Kanzler hat seine Schrift auch nach Berlin geschickt und darauf vor einiger Zeit einen höchst merkwürdigen Brief von Alexander von Humboldt erhalten, den ich nicht ohne tiefe Rührung habe lesen können. Humboldt war dem Großherzog während eines langen Lebens auf das innigste befreundet, welches freilich nicht zu verwundern, indem die reich angelegte, tiefe Natur des Fürsten immer nach neuem Wissen bedürftig und gerade Humboldt der Mann war, der bei seiner großen Universalität auf jede Frage die beste und gründlichste Antwort immer bereit hatte.

„Nun fügte es sich in der Tat wunderbar, daß der Großherzog gerade die letzten Tage vor seinem Tode in Berlin in fast beständiger Gesellschaft mit Humboldt verleben, und daß er über manches wichtige Problem, was ihm am Herzen lag, noch zuletzt von seinem Freunde Aufschluß erhalten konnte; und wiederum war es nicht ohne höhere günstige Einwirkung, daß einer der größten Fürsten, die Deutschland je besessen, einen Mann wie Humboldt zum Zeugen seiner letzten Tage und Stunden hatte. Ich habe mir von dem Briefe eine Abschrift nehmen lassen und will Ihnen doch einiges daraus mitteilen.“

Goethe stand auf und ging zu seinem Pult, wo er den

Brief nahm und sich wieder zu mir an den Tisch setzte. Er las eine Weile im stillen. Ich sah Tränen in seinen Augen. „Lesen Sie es für sich,“ sagte er dann, indem er mir den Brief zureichte. Er stand auf und ging im Zimmer auf und ab, während ich las.

„Wer konnte mehr durch das schnelle Hinscheiden des Berewigten erschüttert werden,“ schreibt Humboldt, „als ich, den er seit dreißig Jahren mit so wohlwollender Auszeichnung, ich darf sagen, mit so aufrichtiger Vorliebe behandelt hatte. Auch hier wollte er mich fast zu jeder Stunde um sich haben; und als sei eine solche Lucidität, wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichts, nie habe ich den großen menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller ferneren Entwicklung des Volkslebens teilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen.“

„Ich sagte mehrmals zu meinen Freunden ahnungsvoll und beängstigt, daß diese Lebendigkeit, diese geheimnisvolle Klarheit des Geistes bei so viel körperlicher Schwäche mir ein schreckhaftes Phänomen sei. Er selbst oszillierte sichtbar zwischen Hoffnung der Genesung und Erwartung der großen Katastrophe.“

„Als ich ihn vierundzwanzig Stunden vor dieser sah, beim Frühstück, er krank und ohne Neigung, etwas zu genießen, fragte er noch lebendig nach den von Schweden herübergekommenen Granitgeschieben baltischer Länder, nach Kometeschweifen, welche sich unserer Atmosphäre trübend einmischen könnten, nach der Ursache der großen Winterkälte an allen östlichen Küsten.“

„Als ich ihn zuletzt sah, drückte er mir zum Abschied die Hand mit den heitern Worten: ‚Sie glauben, Hum-

holdt, Teplicz und alle warmen Quellen seien wie Wasser, die man künstlich erwärmt? Das ist nicht Küchenfeuer! Darüber streiten wir in Teplicz, wenn Sie mit dem Könige kommen. Sie sollen sehen, Ihr altes Küchenfeuer wird mich doch noch einmal wieder zusammenhalten.' Sonderbar! denn alles wird bedeutend bei so einem Manne.

„In Potsdam saß ich mehrere Stunden allein mit ihm auf dem Kanapee; er trank und schlief abwechselnd, trank wieder, stand auf, um an seine Gemahlin zu schreiben, dann schlief er wieder. Er war heiter, aber sehr erschöpft. In den Intervallen bedrängte er mich mit den schwierigsten Fragen über Physik, Astronomie, Meteorologie und Geognosie, über Durchsichtigkeit eines Kometenkerns, über Mondatmosphäre, über die farbigen Doppelsterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erscheinen der organischen Formen in der Urwelt, innere Erdwärme. Er schlief mitten in seiner und meiner Rede ein, wurde oft unruhig und sagte dann, über seine scheinbare Unaufmerksamkeit milde und freundlich um Verzeihung bittend: ‚Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir!‘

„Auf einmal ging er desultorisch in religiöse Gespräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederschlagen aller freieren Geistesregungen. ‚Dazu sind es unwahre Bursche,‘ rief er aus, ‚die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Vänder zu erhalten! Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen.‘

„Bald legte sich sein Zorn und nun sagte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion finde.

„Das ist eine menschenfreundliche Lehre,“ sagte er; „aber von Anfang an hat man sie verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultras.“

Ich gab Goethen über diesen herrlichen Brief meine innige Freude zu erkennen. „Sie sehen,“ sagte Goethe, „was für ein bedeutender Mensch er war. Aber wie gut ist es von Humboldt, daß er diese wenigen letzten Züge aufgefaßt, die wirklich als Symbol gelten können, worin die ganze Natur des vorzüglichen Fürsten sich spiegelt. Ja, so war er! Ich kann es am besten sagen, denn es kannte ihn im Grunde niemand so durch und durch wie ich selber. Ist es aber nicht ein Jammer, daß kein Unterschied ist und daß auch ein solcher Mensch so früh dahin muß? Nur ein lumpiges Jahrhundert länger, und wie würde er an so hoher Stelle seine Zeit vorwärts gebracht haben! — Aber wissen Sie was? Die Welt soll nicht so rasch zum Ziele, als wir denken und wünschen. Immer sind die retardierenden Dämonen da, die überall dazwischen- und überall entgegentreten, so daß es zwar im ganzen vorwärts geht, aber sehr langsam. Leben Sie nur fort, und Sie werden schon finden, daß ich recht habe.“

„Die Entwicklung der Menschheit“, sagte ich, „scheint auf Jahrtausende angelegt.“

„Wer weiß,“ erwiderte Goethe, „vielleicht auf Millionen! Aber laß die Menschheit dauern so lange sie will, es wird ihr nie an Hindernissen fehlen, die ihr zu schaffen machen, und nie an allerlei Not, damit sie ihre Kräfte entwickele. Klüger und einsichtiger wird sie werden, aber besser, glücklicher und tatkräftiger nicht, oder doch nur auf Epochen. Ich sehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an ihr hat und er abermals alles zusammenschlagen muß, zu einer verjüngten Schöpfung. Ich bin

gewiß, es ist alles danach angelegt und es steht in der fernen Zukunft schon Zeit und Stunde fest, wann diese Verjüngungs-Äpoche eintritt. Aber bis dahin hat es sicher noch gute Weile, und wir können noch Jahrtausende und aber Jahrtausende auf dieser lieben alten Fläche, wie sie ist, allerlei Spaß haben."

Goethe war in besonders guter, erhöhter Stimmung. Er ließ eine Flasche Wein kommen, wovon er sich und mir einschenkte. Unser Gespräch ging wieder auf den Großherzog Karl August zurück.

"Sie sehen," sagte Goethe, „wie fein außerordentlicher Geist das ganze Reich der Natur umfaßte. Physik, Astronomie, Geognosie, Meteorologie, Pflanzen und Tierformen der Urwelt, und was sonst dazu gehört, er hatte für alles Sinn und für alles Interesse. Er war achtzehn Jahre alt, als ich nach Weimar kam, aber schon damals zeigten seine Reime und Knospen, was einst der Baum sein würde. Er schloß sich bald auf das innigste an mich an und nahm an allem, was ich trieb, gründlichen Anteil. Daß ich fast zehn Jahre älter war als er, kam unserm Verhältniß zugute. Er saß ganze Abende bei mir in tiefen Gesprächen über Gegenstände der Kunst und Natur und was sonst allerlei Gutes vorkam. Wir saßen oft tief in die Nacht hinein, und es war nicht selten, daß wir nebeneinander auf meinem Sofa einschliefen. Fünfzig Jahre lang haben wir es miteinander fortgetrieben, und es wäre kein Wunder, wenn wir es endlich zu etwas gebracht hätten."

"Eine so gründliche Bildung," sagte ich, „wie sie der Großherzog gehabt zu haben scheint, mag bei fürstlichen Personen selten vorkommen."

"Sehr selten," erwiderte Goethe. „Es gibt zwar viele,

die fähig sind, über alles sehr geschickt mitzureden; aber sie haben es nicht im Innern und krabbeln nur an den Oberflächen. Und es ist kein Wunder, wenn man die entseßlichen Zerstreuungen und Zerstückelungen bedenkt, die das Hofleben mit sich führt und denen ein junger Fürst ausgesetzt ist. Von allem soll er Notiz nehmen. Er soll ein bißchen das kennen und ein bißchen das, und dann ein bißchen das und wieder ein bißchen das. Dabei kann sich aber nichts setzen und nichts Wurzel schlagen, und es gehört der Fonds einer gewaltigen Natur dazu, um bei solchen Anforderungen nicht in Rauch aufzugehen. Der Großherzog war freilich ein geborener großer Mensch, womit alles gesagt und alles getan ist."

"Bei allen seinen höheren wissenschaftlichen und geistigen Richtungen", sagte ich, "scheint er doch auch das Regieren verstanden zu haben."

"Er war ein Mensch aus dem Ganzen," erwiderte Goethe, "und es kam bei ihm alles aus einer einzigen großen Quelle. Und wie das Ganze gut war, so war das Einzelne gut, er mochte tun und treiben, was er wollte. Übrigens kamen ihm zur Führung des Regiments besonders drei Dinge zustatten. Er hatte die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden und jeden an seinen Platz zu stellen. Das war sehr viel. Dann hatte er noch etwas, was ebensoviel war, wo nicht noch mehr: er war beseelt von dem edelsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe, und wollte mit ganzer Seele nur das Beste. Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes und ganz zuletzt erst ein wenig an sich selber. Edlen Menschen entgegen zu kommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war seine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hatte die

ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe. Wer aber geliebt ist, hat leicht regieren.

„Und drittens: er war größer als seine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elste, bessere in sich selber. Fremde Zuflüsterungen glitten an ihm ab, und er kam nicht leicht in den Fall, etwas Unfürstliches zu begehen, indem er das zweideutig gemachte Verdienst zurücksetzte und empfohlene Lumpe in Schutz nahm. Er sah überall selber, urteilte selber und hatte in allen Fällen in sich selber die sicherste Basis. Dabei war er schweigsamer Natur, und seinen Worten folgte die Handlung.“

„Wie leid tut es mir,“ sagte ich, „daß ich nicht viel mehr von ihm gekannt habe als sein Äußeres; doch das hat sich mir tief eingeprägt. Ich sehe ihn noch immer auf seiner alten Droschke, im abgetragenen grauen Mantel und Militärmütze und eine Zigarre rauchend, wie er auf die Jagd fuhr, seine Lieblingshunde nebenher. Ich habe ihn nie anders fahren sehen als auf dieser unansehnlichen alten Droschke, auch nie anders als zweispännig. Ein Gepränge mit sechs Pferden und Röcke mit Ordenssternen scheint nicht sehr nach seinem Geschmack gewesen zu sein.“

„Das ist“, erwiderte Goethe, „jetzt bei Fürsten überhaupt kaum mehr an der Zeit. Es kommt jetzt darauf an, was einer auf der Wage der Menschheit wiegt; alles übrige ist eitel. Ein Rock mit dem Stern und ein Wagen mit sechs Pferden imponiert nur noch allenfalls der rohesten Masse, und kaum dieser. Übrigens hing die alte Droschke des Großherzogs kaum in Federn. Wer mit ihm fuhr, hatte verzweifelte Stöße auszuhalten. Aber das war

ihm eben recht. Er liebte das Derbe und Unbequeme und war ein Feind aller Verweichlichung."

"Spuren davon", sagte ich, „sieht man schon in Ihrem Gedicht ‚Ilmenau‘, wo Sie ihn nach dem Leben gezeichnet zu haben scheinen."

„Er war damals sehr jung," erwiderte Goethe; „doch ging es mit uns freilich etwas toll her. Er war wie ein edler Wein, aber noch in gewaltiger Gärung. Er wußte mit seinen Kräften nicht wo hinaus, und wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen. Auf Parforcepferden über Hecken, Gräben und durch Flüsse, und bergauf bergesich tagelang abarbeiten, und dann nachts unter freiem Himmel kampieren, etwa bei einem Feuer im Walde: das war nach seinem Sinne. Ein Herzogtum geerbt zu haben, war ihm nichts, aber hätte er sich eins erringen, erjagen und erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen."

„Das Ilmenauer Gedicht", fuhr Goethe fort, „enthält als Episode eine Epoche, die im Jahre 1783, als ich es schrieb, bereits mehrere Jahre hinter uns lag, so daß ich mich selber darin als eine historische Figur zeichnen und mit meinem eigenen Ich früherer Jahre eine Unterhaltung führen konnte. Es ist darin, wie Sie wissen, eine nächtliche Szene vorgeführt, etwa nach einer solchen halbschneidenden Jagd im Gebirge. Wir hatten uns am Fuße eines Felsens kleine Hütten gebaut und mit Tannenreisern gedeckt, um darin auf trockenem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer, und wir kochten und brieten, was die Jagd gegeben hatte. Knebel, dem schon damals die Tabakspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergößte die Gesellschaft mit allerlei trockenen Späßen, während die Wein-

flasche von Hand zu Hand ging. Seckendorf, der schlanke mit den langen feinen Gliedern, hatte sich behaglich am Stamm eines Baumes hingestreckt und summt allerlei Poetisches. Abseits in einer ähnlichen kleinen Hütte lag der Herzog im tiefen Schlaf. Ich selber saß davor, bei glimmenden Kohlen, in allerlei schweren Gedanken, auch in Anwandlungen von Bedauern über mancherlei Unheil, das meine Schriften angerichtet. Knebel und Seckendorf erscheinen mir noch jetzt gar nicht schlecht gezeichnet, und auch der junge Fürst nicht in diesem düsteren Ungestüm seines zwanzigsten Jahres:

Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
 Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
 Der Unfall lauert an der Seite
 Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
 Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
 Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
 Und von unmutiger Bewegung
 Ruht er unmutig wieder aus.
 Und düster wild an heitren Tagen,
 Unbändig, ohne froh zu sein,
 Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
 Auf einem harten Lager ein.

„So war er ganz und gar. Es ist darin nicht der kleinste Zug übertrieben. Doch aus dieser Sturm- und Drangperiode hatte sich der Herzog bald zu wohlthätiger Klarheit durchgearbeitet, so daß ich ihm zu seinem Geburtstage im Jahre 1783 an diese Gestalt seiner früheren Jahre sehr wohl erinnern mochte.

„Ich leugne nicht, er hat mir anfänglich manche Not und Sorge gemacht. Doch seine tüchtige Natur reinigte sich bald und bildete sich bald zum Besten, so daß es eine Freude wurde, mit ihm zu leben und zu wirken.“



„Sie machten“, bemerkte ich, „in dieser ersten Zeit mit ihm eine einsame Reise durch die Schweiz.“

„Er liebte überhaupt das Reisen,“ erwiderte Goethe; „doch war es nicht sowohl um sich zu amüsieren und zu zerstreuen, als um überall die Augen und Ohren offen zu haben und auf allerlei Gutes und Nützliches zu achten, das er in seinem Lande einführen könnte. Ackerbau, Viehzucht und Industrie sind ihm auf diese Weise unendlich viel schuldig geworden. Überhaupt waren seine Tendenzen nicht persönlich, egoistisch, sondern rein produktiver Art, und zwar produktiv für das allgemeine Beste. Dadurch hat er sich denn auch einen Namen gemacht, der über dieses kleine Land weit hinausgeht.“

„Sein sorgloses einfaches Äußere“, sagte ich, „schien anzudeuten, daß er den Ruhm nicht suche, und daß er sich wenig aus ihm mache. Es schien, als sei er berühmt geworden ohne sein weiteres Zutun, bloß wegen seiner stillen Tüchtigkeit.“

„Es ist damit ein eigenes Ding“, erwiderte Goethe. „Ein Holz brennt, weil es Stoff dazu in sich hat, und ein Mensch wird berühmt, weil der Stoff dazu in ihm vorhanden. Suchen läßt sich der Ruhm nicht, und alles Sagen danach ist eitel. Es kann sich wohl jemand durch kluges Benehmen und allerlei künstliche Mittel eine Art von Namen machen; fehlt aber dabei das innere Juwel, so ist es eitel und hält nicht auf den andern Tag.“

„Ebenso ist es mit der Gunst des Volkes. Er suchte sie nicht und tat den Leuten keineswegs schön; aber das Volk liebte ihn, weil es fühlte, daß er ein Herz für sie habe.“

Goethe erwähnte sodann die übrigen Glieder des großherzoglichen Hauses, und wie durch alle der Zug eines edlen Charakters gehe. Er sprach über die Herzensgüte

des jetzigen Regenten, über die großen Hoffnungen, zu denen der junge Prinz berechtigte, und verbreitete sich mit sichtbarer Liebe über die seltenen Eigenschaften der jetzt regierenden hohen Fürstin, welche im edelsten Sinne große Mittel verwende, um überall Leiden zu lindern und gute Reime zu wecken. „Sie ist von jeher für das Land ein guter Engel gewesen“, sagte er, „und wird es mehr und mehr, je länger sie ihm verbunden ist. Ich kenne die Großherzogin seit dem Jahre 1805 und habe Gelegenheit in Menge gehabt, ihren Geist und Charakter zu bewundern. Sie ist eine der besten und bedeutendsten Frauen unserer Zeit, und würde es sein, wenn sie auch keine Fürstin wäre. Und das ist's eben, worauf es ankommt, daß, wenn auch der Purpur abgelegt worden, noch sehr viel Großes, ja eigentlich noch das Beste übrigbleibe.“

Wir sprachen sodann über die Einheit Deutschlands, und in welchem Sinne sie möglich und wünschenswert.

„Mir ist nicht bange,“ sagte Goethe, „daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chaussees und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige tun. Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander, und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind. Es sei eins, daß der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungedffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht,

in Handel und Wandel, und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag.

„Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrtum.

„Man hat einen Staat wohl einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und so ließe sich wohl die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlfsein in die einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zuströmende Leben schwach und immer schwächer empfunden werden. Ein geistreicher Franzose, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Kulturzustand Frankreichs entworfen und die größere oder geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit helleren oder dunkleren Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun besonders in südlichen, weit von der Residenz entlegenen Provinzen einzelne Departements, die in ganz schwarzer Farbe daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsterniß. Würde das aber wohl sein, wenn das schöne Frankreich statt des einen großen Mittelpunktes zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?

„Wodurch ist Deutschland groß als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Teile des Reiches gleichmäßig durchdrungen hat? Sind es aber nicht die einzelnen Fürstenthümer, von denen sie ausgeht und welche ihre Träger und Pfleger sind? Gesezt, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenz-

städte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Kultur stände, ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Kultur Hand in Hand geht.

„Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reiche vertheilte Universitäten und über hundert ebenso verbreitete öffentliche Bibliotheken, an Kunstsammlungen und Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl; denn jeder Fürst hat dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe heranzuziehen. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie sind im Überfluß da, ja es ist kaum ein deutsches Dorf, das nicht seine Schule hätte. Wie steht es aber um diesen letzten Punkt in Frankreich?

„Und wiederum die Menge deutscher Theater, deren Zahl über siebenzig hinausgeht, und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Musik und Gesang und ihre Ausübung ist in keinem Lande verbreitet wie in Deutschland, und das ist auch etwas!

„Nun denken Sie aber an Städte wie Dresden, München, Stuttgart, Kassel, Braunschweig, Hannover und ähnliche; denken Sie an die großen Lebenselemente, die diese Städte in sich selber tragen; denken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten Provinzen ausgehen: und fragen Sie sich, ob das alles sein würde, wenn sie nicht seit langen Zeiten die Sitze von Fürsten gewesen.

„Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand von Deutschland gar nicht zu berechnen: würden sie aber wohl bleiben was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränität verlieren

und irgend einem großen deutschen Reich als Provinzialstädte einverleibt werden sollten? Ich habe Ursache, daran zu zweifeln."

Dienstag, den 18. November 1828.

Goethe sprach von einem neuen Stück des 'Edinburgh Review'. „Es ist eine Freude, zu sehen," sagte er, „zu welcher Höhe und Tüchtigkeit die englischen Kritiker sich jetzt erheben. Von der früheren Pedanterie ist keine Spur mehr, und große Eigenschaften sind an deren Stelle getreten. In dem letzten Stück, in einem Aufsatz über deutsche Literatur, finden Sie folgende Äußerung: 'Es gibt Leute unter den Poeten, deren Neigung es ist, immer in solchen Dingen zu verkehren, die ein anderer sich gerne aus dem Sinne schlägt'. Nun, was sagen Sie? Da wissen wir mit einem Male, woran wir sind, und wissen, wohin wir eine große Zahl unserer neuesten Literatoren zu klassifizieren haben."

Dienstag, den 16. Dezember 1828.

Ich war heute mit Goethe in seiner Arbeitsstube allein zu Tisch; wir sprachen über verschiedene literarische Dinge.

„Die Deutschen", sagte er, „können die Philisterei nicht loswerden. Da quengeln und streiten sie jetzt über verschiedene Distichen, die sich bei Schiller gedruckt finden, und auch bei mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schillern gehören und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme, als ob etwas damit gewonnen würde, und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind!

„Freunde wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Verührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich ineinander so sehr hinein,

daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sein! Man mußte wirklich selbst noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte."

"Etwas Ähnliches", sagte ich, "kommt in der literarischen Welt häufig vor, indem man z. B. an dieses oder jenes berühmten Mannes Originalität zweifelt und die Quellen auszuspiiren sucht, woher er seine Kultur hat."

"Das ist sehr lächerlich", sagte Goethe; "man könnte ebensogut einen wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen und die ihm Kräfte gegeben. Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwicklung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist. Ich verdanke den Griechen und Franzosen viel, ich bin Shakespeare, Sterne und Goldsmith Unendliches schuldig geworden. Allein damit sind die Quellen meiner Kultur nicht nachgewiesen; es würde ins Grenzenlose gehen und wäre auch nicht nötig. Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es aufnimmt, wo sie es findet."

"Überhaupt", fuhr Goethe fort, "ist die Welt jetzt so alt, und es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu sagen ist. Meine Farbenlehre ist auch nicht

durchaus neu. Plato, Leonardo da Vinci und viele andere Treffliche haben im einzelnen vor mir dasselbige gefunden und gesagt; aber daß ich es auch fand, daß ich es wieder sagte, und daß ich dafür strebte, in einer konfusen Welt dem Wahren wieder Eingang zu verschaffen, das ist mein Verdienst.

„Und dann, man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum um uns her immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht von einzelnen, sondern von der Masse. In Zeitungen und Enzyklopädien, auf Schulen und Universitäten, überall ist der Irrtum oben auf, und es ist ihm wohl und behaglich im Gefühl der Majorität, die auf seiner Seite ist.

„Oft lehrt man auch Wahrheit und Irrtum zugleich und hält sich an letzteren. So las ich vor einigen Tagen in einer englischen Enzyklopädie die Lehre von der Entstehung des Blauen. Obenan stand die wahre Ansicht von Leonardo da Vinci; mit der größten Ruhe aber folgte zugleich der Newtonsche Irrtum, und zwar mit dem Bemerken, daß man sich an diese zu halten habe, weil er das allgemein Angenommene sei.“

Ich mußte mich lachend verwundern, als ich dieses hörte. „Jede Wachskerze“, sagte ich, „jeder erleuchtete Küchenrauch, der etwas Dunkles hinter sich hat, jeder duftige Morgennebel, wenn er vor schattigen Stellen liegt, überzeugen mich täglich von der Entstehung der blauen Farbe und lehren mich die Bläue des Himmels begreifen. Was aber die Newtonschen Schüler sich dabei denken mögen, daß die Luft die Eigenschaft besitze, alle übrigen Farben zu verschlucken, und nur die blaue zurückzuwerfen, dieses ist mir völlig unbegreiflich, und ich sehe nicht ein, welchen Nutzen und welche Freude man an

einer Lehre haben kann, wobei jeder Gedanke völlig stillsteht und jede gesunde Anschauung durchaus verschwindet.“

„Gute Seele,“ sagte Goethe, „um Gedanken und Anschauungen ist es den Leuten auch gar nicht zu tun. Sie sind zufrieden, wenn sie nur Worte haben, womit sie verkehren, welches schon mein Mephistopheles gewußt und nicht übel ausgesprochen hat:

Mephistopheles. Im ganzen — haltet Euch an Worte!

Dann geht Ihr durch die sichere Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Schüler. Doch ein Begriff muß bei dem Worte sein.

Mephistopheles. Schon gut! Nur muß man sich nicht allzu ängstlich
Denn eben wo Begriffe fehlen, [quälen;
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.“

Goethe rezitierte diese Stelle lachend und schien überall in der besten Laune. „Es ist nur gut,“ sagte er, „daß schon alles gedruckt steht; und so will ich fortfahren, ferner drucken zu lassen, was ich gegen falsche Lehren und deren Verbreiter noch auf dem Herzen habe.

„Ereffliche Menschen“, fuhr er nach einer Pause fort, „kommen jetzt in den Naturwissenschaften heran, und ich sehe ihnen mit Freuden zu. Andere fangen gut an, aber sie halten sich nicht; ihr vormaltendes Subjektive führt sie in die Irre. Wiederum andere halten zu sehr auf Fakta und sammeln deren zu einer Unzahl, wodurch nichts bewiesen wird. Im ganzen fehlt der theoretische Geist, der fähig wäre, zu Urphänomenen durchzudringen und der einzelnen Erscheinungen Herr zu werden.“

Ein kurzer Besuch unterbrach unsere Unterhaltung; bald aber wieder allein gelassen, lenkte sich das Gespräch auf die Poesie, und ich erzählte Goethen, daß ich dieser Tage seine kleinen Gedichte wieder betrachtet und besonders bei

zweien verweilt habe, bei der Ballade nämlich von den Kindern und dem Alten, und bei den ‚Glücklichen Gatten‘.

„Ich halte auf diese beiden Gedichte selber etwas,“ sagte Goethe, „wiewohl das deutsche Publikum bis jetzt nicht viel daraus hat machen können.“

„In der Ballade“, sagte ich, „ist ein sehr reicher Gegenstand in große Enge zusammengebracht, mittels aller poetischen Formen und Künste und Kunstgriffe, worunter ich besonders den hochschätze, daß das Vergangene der Geschichte den Kindern von dem Alten bis zu dem Punkt erzählt wird, wo die Gegenwart eintritt und das übrige sich vor unsern Augen entwickelt.“

„Ich habe die Ballade lange mit mir herumgetragen,“ sagte Goethe, „ehe ich sie niederschrieb; es stecken Jahre von Nachdenken darin, und ich habe sie drei- bis viermal versucht, ehe sie mir so gelingen wollte, wie sie jetzt ist.“

„Das Gedicht von den ‚Glücklichen Gatten‘“, fuhr ich fort, „ist gleichfalls sehr reich an Motiven; es erscheinen darin ganze Landschaften und Menschenleben, durchwärmt von dem Sonnenschein eines anmutigen Frühlingshimmels, der sich über dem Ganzen ausbreitet.“

„Ich habe das Gedicht immer lieb gehabt,“ sagte Goethe, „und es freut mich, daß Sie ihm ein besonderes Interesse schenken. Und daß der Spaß zuletzt noch auf eine Doppelkindtaufe hinausgeht, dächte ich, wäre doch artig genug.“

Wir kamen sodann auf den ‚Bürgergeneral‘, wovon ich erzählte, daß ich dieses heitere Stück in diesen Tagen mit einem Engländer gelesen, und daß in uns beiden der lebhafteste Wunsch entstanden, es auf dem Theater zu sehen. „Dem Geiste nach“, sagte ich, „ist darin nichts veraltet, und im einzelnen der dramatischen Entwicklung ist darin kein Zug, der nicht für die Bühne gedacht wäre.“

„Es war zu seiner Zeit ein sehr gutes Stück“, sagte Goethe, „und es hat uns manchen heiteren Abend gemacht. Freilich, es war trefflich besetzt und so vortrefflich einstudiert, daß der Dialog Schlag auf Schlag ging, im vollständigsten Leben. Malkolmi spielte den Wärten, man konnte nichts Vollkommneres sehen.“

„Die Rolle des Schnaps“, sagte ich, „erscheint mir nicht weniger glücklich; ich dachte, das Repertoire hätte nicht viele aufzuweisen, die dankbarer und besser wären. Es ist in dieser Figur wie im ganzen Stück eine Deutlichkeit, eine Gegenwart, wie sie das Theater nur wünschen kann. Die Szene, wo er mit dem Felleisen kommt und nacheinander die Sachen hervorbringt, wo er Wärten den Schnurrbart anklebt und sich selbst mit Freiheitsmütze, Uniform und Degen bekleidet, gehört zu den vorzüglichsten.“

„Diese Szene“, sagte Goethe, „hat in früherer Zeit auf unserem Theater immer viel Glück gemacht. Es kam dazu noch der Umstand, daß das Felleisen mit den Sachen ein wirklich historisches war. Ich fand es nämlich zur Zeit der Revolution auf meiner Reise an der französischen Grenze, wo die Flucht der Emigrierten durchgegangen war, und wo es einer mochte verloren oder weggeworfen haben. Die Sachen, so wie sie im Stück vorkommen, waren alle darin; ich schrieb danach die Szene, und das Felleisen mit allem Zubehör spielte nachher, zu nicht geringem Vergnügen unserer Schauspieler, immer mit, so oft das Stück gegeben wurde.“

Die Frage, ob man den ‚Bürgergeneral‘ noch jetzt mit Interesse und Nutzen sehen könne, machte noch eine Weile den Gegenstand unserer Unterhaltung.

Goethe erkundigte sich sodann nach meinen Fortschritten

in der französischen Literatur, und ich erzählte ihm, daß ich mich abwechselnd noch immer mit Voltaire beschäftige, und daß das große Talent dieses Mannes mir das reinste Glück gewähre. „Ich kenne immer nur noch wenig von ihm,“ sagte ich; „ich halte mich noch immer in dem Kreise seiner kleinen Gedichte an Personen, die ich lese und immer wieder lese und von denen ich mich nicht trennen kann.“

„Eigentlich“, sagte Goethe, „ist alles gut, was ein so großes Talent wie Voltaire schreibt, wiewohl ich nicht alle seine Frechheiten gelten lassen möchte. Aber Sie haben nicht unrecht, wenn Sie so lange bei seinen kleinen Gedichten an Personen verweilen; sie gehören ohne Frage zu den liebenswürdigsten Sachen, die er geschrieben. Es ist darin keine Zeile, die nicht voller Geist, Klarheit, Heiterkeit und Anmut wäre.“

„Und man sieht darin“, sagte ich, „seine Verhältnisse zu allen Großen und Mächtigen der Erde und bemerkt mit Freuden, welche vornehme Figur Voltaire selber spielt, indem er sich den Höchsten gleich zu empfinden scheint, und man ihm nie anmerkt, daß irgend eine Majestät seinen freien Geist nur einen Augenblick hat genieren können.“

„Ja,“ sagte Goethe, „vornehm war er. Und bei all seiner Freiheit und Verwegenheit hat er sich immer in den Grenzen des Schicklichen zu halten gewußt, welches fast noch mehr sagen will. Ich kann wohl die Kaiserin von Oesterreich als eine Autorität in solchen Dingen anführen, die sehr oft gegen mich wiederholt hat, daß in Voltaires Gedichten an fürstliche Personen keine Spur sei, daß er je die Linie der Konvenienz überschritten habe.“

„Erinnern sich Euer Excellenz“, sagte ich, „des kleinen

Gedichtes, wo er der Prinzess von Preußen, nachherigen Königin von Schweden, die artige Liebeserklärung macht, indem er sagt, daß er sich im Traum zum Rang der Könige habe erhoben gesehen?"

„Es ist eins seiner vorzüglichsten,“ sagte Goethe, indem er rezitierte:

„Je vous aimais, princesse, et j'osais vous le dire.
Les Dieux à mon reveil ne m'ont pas tout ôté,
Je n'ai perdu que mon empire.

„Ja, das ist artig! Und dann“, fuhr Goethe fort, „hat es wohl nie einen Poeten gegeben, dem sein Talent jeden Augenblick so zur Hand war, wie Voltaire. Ich erinnere mich einer Anekdote, wo er eine Zeitlang zum Besuch bei seiner Freundin Du Chatelet gewesen war und in dem Augenblick der Abreise, als schon der Wagen vor der Thür steht, einen Brief von einer großen Anzahl junger Mädchen eines benachbarten Klosters erhält, die zum Geburtstag ihrer Äbtissin den ‚Tod Julius Cäsars‘ aufführen wollen und ihn um einen Prolog bitten. Der Fall war zu artig, als daß Voltaire ihn ablehnen konnte; schnell läßt er sich daher Feder und Papier geben und schreibt stehend auf dem Rande eines Kamins das Verlangte. Es ist ein Gedicht von etwa zwanzig Versen, durchaus durchdacht und vollendet, ganz für den gegebenen Fall passend, genug, von der besten Sorte.“

„Ich bin sehr begierig, es zu lesen“, sagte ich.

„Ich zweifle,“ sagte Goethe, „daß es in Ihrer Sammlung steht, es ist erst kürzlich zum Vorschein gekommen, wie er denn solche Gedichte zu Hunderten gemacht hat, von denen noch manche hie und dort im Privatbesitz verborgen sein mögen.“

„Ich fand dieser Tage eine Stelle in Lord Byron,“

sagte ich, „woraus zu meiner Freude hervorging, welche außerordentliche Achtung auch Byron vor Voltaire gehabt. Auch sieht man es ihm wohl an, wie sehr er Voltaire mag gelesen, studiert und benutzt haben.“

„Byron“, sagte Goethe, „wußte zu gut, wo etwas zu holen war, und er war zu gescheit, als daß er aus dieser allgemeinen Quelle des Lichts nicht auch hätte schöpfen sollen.“

Das Gespräch wendete sich hiernächst ganz auf Byron und einzelne seiner Werke, wobei Goethe häufigen Anlaß fand, manche seiner früheren Äußerungen von Anerkennung und Bewunderung jenes großen Talents zu wiederholen.

„In alles, was Euer Erzellenz über Byron sagen“, erwiderte ich, „stimme ich von Herzen bei; allein wie bedeutend und groß jener Dichter als Talent auch sein mag, so möchte ich doch sehr zweifeln, daß aus seinen Schriften für reine Menschenbildung ein entschiedener Gewinn zu schöpfen.“

„Da muß ich Ihnen widersprechen“, sagte Goethe. „Byrons Kühnheit, Redlichkeit und Grandiosität, ist das nicht alles bildend? Wir müssen uns hüten, es stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.“

Sonntag, den 21. Dezember 1828.

Ich hatte in voriger Nacht einen wunderlichen Traum, den ich diesen Abend Goethen erzählte und den er sehr artig fand. Ich sah mich nämlich in einer fremden Stadt, in einer breiten Straße gegen Südost, wo ich mit einer Menge Menschen stand und den Himmel betrachtete, der wie mit leisen Dünsten bedeckt schien und im hellsten

Gelb leuchtete. Jedermann war erwartungsvoll, was sich ereignen würde, als sich zwei feurige Punkte bildeten, die gleich Meteorsteinen mit Krachen vor uns niederfuhrn, nicht weit von der Stelle, wo wir standen. Man eilte hin, um zu sehen, was herabgekommen war, und siehe, es trat mir entgegen Faust und Mephistopheles! Ich war erfreut-verwundert und gesellte mich zu ihnen als zu Bekannten, und ging neben ihnen her in heiterer Unterhaltung, indem wir um die nächste Straßenecke bogen. Was wir sprachen, ist mir nicht geblieben; doch der Eindruck ihres körperlichen Wesens war so eigener Art, daß er mir vollkommen deutlich und nicht leicht zu vergessen ist. Beide waren jünger, als man sie gewöhnlich zu denken pflegt, und zwar mochte Mephistopheles einundzwanzig Jahre sein, wenn Faust siebenundzwanzig haben konnte. Ersterer erschien durchaus vornehm, heiter und frei; er schritt so leicht einher, wie man sich etwa den Merkur denkt. Sein Gesicht war schön, ohne bössartig, und man hätte nicht erkennen mögen, daß es der Teufel sei, wenn nicht von seiner jugendlichen Stirn zwei zierliche Hörner sich erhoben und seitwärts gebogen hätten, so wie wohl ein schöner Haarnuchs sich erhebt und zu beiden Seiten umbiegt. Als Faust im Gehen sein Gesicht redend mir zuwandte, war ich erstaunt über den eigenartigen Ausdruck. Die edelste Sittlichkeit und Herzensgüte sprach aus jedem Zuge als das Vormaltende, Ursprüngliche seiner Natur. Man sah ihm an, als wären alle menschlichen Freuden, Leiden und Gedanken trotz seiner Jugend bereits durch seine Seele gegangen: so durchgearbeitet war sein Gesicht. Er war ein wenig blaß und so anziehend, daß man sich nicht satt an ihm sehen konnte; ich suchte mir seine Züge einzuprägen, um sie zu

zeichnen. Faust ging rechts, Mephistopheles zwischen uns beiden, und es ist mir der Eindruck geblieben, wie Faust sein schönes eigenartiges Gesicht herumwandte, um mit Mephistopheles oder mit mir zu reden. Wir gingen durch die Straßen, und die Menge verlief sich, ohne weiter auf uns zu achten.

1829

Mittwoch, den 4. Februar 1829.

„Ich habe im Schubarth zu lesen fortgefahren,“ sagte Goethe; „er ist freilich ein bedeutender Mensch, und er sagt sogar manches sehr Vorzügliche, wenn man es sich in seine eigne Sprache übersetzt. Die Hauptrichtung seines Buches geht darauf hinaus: daß es einen Standpunkt außerhalb der Philosophie gebe, nämlich den des gesunden Menschenverstandes, und daß Kunst und Wissenschaft unabhängig von der Philosophie, mittels freier Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte immer am besten gebiehn sei. Dies ist durchaus Wasser auf unsere Mühle. Von der Philosophie habe ich mich selbst immer frei erhalten, der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige, und Schubarth bestätigt also, was ich mein ganzes Leben selber gesagt und getan habe.“

„Das einzige, was ich an ihm nicht durchaus loben kann, ist, daß er gewisse Dinge besser weiß, als er sie sagt, und daß er also nicht immer ganz ehrlich zu Werke geht. So wie Hegel zieht auch er die christliche Religion in die Philosophie herein, die doch nichts darin zu tun hat. Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunde und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und

indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. So auch bedarf der Philosoph nicht das Ansehen der Religion, um gewisse Lehren zu beweisen, wie z. B. die einer ewigen Fortdauer. Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen; wenn aber der Philosoph den Beweis für die Unsterblichkeit unserer Seele aus einer Legende hernehmen will, so ist das sehr schwach und will nicht viel heißen. Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag."

Mein Herz schlug bei diesen Worten vor Bewunderung und Liebe. Ist doch, dachte ich, nie eine Lehre ausgesprochen worden, die mehr zu edlen Taten reizt als diese; denn wer will nicht bis an sein Ende unermüdlich wirken und handeln, wenn er darin die Bürgschaft eines ewigen Lebens findet.

Goethe ließ ein Portefeuille mit Handzeichnungen und Kupferstichen vorlegen. Nachdem er einige Blätter stille betrachtet und umgewendet, reichte er mir einen schönen Stich nach einem Gemälde von Ostade. „Hier“, sagte er, „haben Sie die Szene zu unserem ‚Good man and good wife‘.“ Ich betrachtete das Blatt mit großer Freude. Ich sah das Innere einer Bauernwohnung vorgestellt, wo Küche, Wohn- und Schlafzimmer alles in Einem und nur ein Raum war. Mann und Frau saßen sich nahe gegenüber, die Frau spinnend, der Mann Garn windend, ein Bube zu ihren Füßen. Im Hintergrunde sah man

ein Bette, sowie überall nur das roheste, allernotwendigste
 Hausgeräte; die Thür ging unmittelbar ins Freie. Den
 Begriff beschränkten ehelichen Glücks gab dieses Blatt
 vollkommen; Zufriedenheit, Behagen und ein gewisses
 Schwelgen in liebenden ehelichen Empfindungen lag auf
 den Gesichtern vom Manne und der Frau, wie sie sich
 einander anblickten. „Es wird einem wohlher zumute,“
 sagte ich, „je länger man dieses Blatt ansieht; es hat
 einen Reiz ganz eigener Art.“ — „Es ist der Reiz der
 Sinnlichkeit,“ sagte Goethe, „den keine Kunst entbehren
 kann, und der in Gegenständen solcher Art, in seiner
 ganzen Fülle herrscht. Bei Darstellung höherer Richtung
 dagegen, wo der Künstler ins Ideelle geht, ist es schwer,
 daß die gehörige Sinnlichkeit mitgehe, und daß er nicht
 trocken und kalt werde. Da können nun Jugend oder
 Alter günstig oder hinderlich sein, und der Künstler muß
 daher seine Jahre bedenken und danach seine Gegen-
 stände wählen. Meine ‚Iphigenie‘ und mein ‚Tasso‘ sind
 mir gelungen, weil ich jung genug war, um mit meiner
 Sinnlichkeit das Ideelle des Stoffes durchdringen und
 beleben zu können. Jetzt in meinem Alter wären so ideelle
 Gegenstände nicht für mich geeignet, und ich tue vielmehr
 wohl, solche zu wählen, wo eine gewisse Sinnlichkeit
 bereits im Stoffe liegt. Wenn Genastß hier bleiben, so
 schreibe ich euch zwei Stücke, jedes in einem Akt und in
 Prosa: das eine von der heitersten Art, mit einer Hoch-
 zeit endend, das andere grausam und erschütternd, so
 daß am Ende zwei Leichname zurückbleiben. Das letztere
 rührt noch aus Schillers Zeit her, und er hat auf mein
 Antreiben schon eine Szene davon geschrieben. Beide
 Sujets habe ich lange durchdacht, und sie sind mir so
 vollkommen gegenwärtig, daß ich jedes in acht Tagen

dictieren wollte, wie ich es mit meinem ‚Bürgergeneral‘ getan habe.“

„Thun Sie es,“ sagte ich, „schreiben Sie die beiden Stücke auf jeden Fall; es ist Ihnen nach den ‚Wanderyahren‘ eine Erfrischung und wirkt wie eine kleine Reise. Und wie würde die Welt sich freuen, wenn Sie dem Theater noch etwas zuliebe täten, was niemand mehr erwartet!“

„Wie gesagt,“ fuhr Goethe fort, „wenn Genast’s hier bleiben, so bin ich gar nicht sicher, daß ich euch nicht den Spaß mache. Aber ohne diese Aussicht wäre dazu wenig Reiz, denn ein Stück auf dem Papiere ist gar nichts. Der Dichter muß die Mittel kennen, mit denen er wirken will, und er muß seine Rollen denen Figuren auf den Leib schreiben, die sie spielen sollen. Habe ich also auf Genast und seine Frau zu rechnen, und nehme ich dazu La Roche, Herrn Winterberger und Madame Seidel, so weiß ich, was ich zu tun habe, und kann der Ausführung meiner Intentionen gewiß sein.“

„Für das Theater zu schreiben,“ fuhr Goethe fort, „ist ein eigenes Ding, und wer es nicht durch und durch kennt, der mag es unterlassen. Ein interessantes Faktum, denkt jeder, werde auch interessant auf den Brettern erscheinen; aber mitnichten! Es können Dinge ganz hübsch zu lesen und hübsch zu denken sein, aber auf die Bretter gebracht, sieht das ganz anders aus, und was uns im Buche entzückte, wird uns von der Bühne herunter vielleicht kalt lassen. Wenn man meinen ‚Hermann und Dorothea‘ liest, so denkt man, das wäre auch auf dem Theater zu sehen. Töpfer hat sich verführen lassen, es hinauf zu bringen; allein, was ist es, was wirkt es, zumal, wenn es nicht ganz vorzüglich gespielt wird, und wer kann sagen,

daß es in jeder Hinsicht ein gutes Stück sei? Für das Theater zu schreiben ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß. Beides ist selten, und wo es sich nicht vereinigt findet, wird schwerlich etwas Gutes an den Tag kommen."

Montag, den 9. Februar 1829.

Goethe sprach viel über die ‚Wahlverwandtschaften‘, besonders daß jemand sich in der Person des Mittler getroffen gefunden, den er früher im Leben nie gekannt und gesehen. „Der Charakter“, sagte er, „muß also wohl einige Wahrheit haben und in der Welt mehr als einmal existieren. Es ist in den ‚Wahlverwandtschaften‘ überall keine Zeile, die ich nicht selber erlebt hätte, und es steckt darin mehr, als irgend jemand bei einmaligem Lesen aufzunehmen imstande wäre.“

Dienstag, den 10. Februar 1829.

Ich fand Goethe umringt von Karten und Plänen in bezug auf den Bremer Hafenbau, für welches großartige Unternehmen er ein besonderes Interesse zeigte.

Sodann viel über Merck gesprochen, von welchem er mir eine poetische Epistel an Wieland vom Jahre 1776 vorliest, in höchst geistreichen aber etwas derben Knittelversen. Der sehr heitere Inhalt geht besonders gegen Jacobi, den Wieland in einer zu günstigen Rezension im ‚Merkur‘ überschätzt zu haben scheint, welches Merck ihm nicht verzeihen kann.

Über den Zustand damaliger Kultur, und wie schwer es gehalten, aus der sogenannten Sturm- und Drangperiode sich zu einer höheren Bildung zu retten.

Über seine ersten Jahre in Weimar. Das poetische

Talent im Konflikt mit der Realität, die er durch seine Stellung zum Hof und verschiedenartige Zweige des Staatsdienstes zu höherem Vorteil in sich aufzunehmen genötigt ist. Deshalb in den ersten zehn Jahren nichts Poetisches von Bedeutung hervorgebracht. Fragmente vorgelesen. Durch Liebschaften verdüstert. Der Vater fortwährend ungeduldig gegen das Hofleben.

Vorteile, daß er den Ort nicht verändert, und daß er dieselbigen Erfahrungen nicht nötig gehabt, zweimal zu machen.

Flucht nach Italien, um sich zu poetischer Produktivität wieder herzustellen. Aberglaube, daß er nicht hinkomme, wenn jemand darum wisse. Deshalb tiefes Geheimnis. Von Rom aus an den Herzog geschrieben.

Aus Italien zurück mit großen Anforderungen an sich selbst.

Herzogin Amalie. Vollkommene Fürstin mit vollkommen menschlichem Sinne und Neigung zum Lebensgenuß. Sie hat große Liebe zu seiner Mutter und wünscht, daß sie für immer nach Weimar komme. Er ist dagegen.

Über die ersten Anfänge des „Faust“:

„Der ‚Faust‘ entstand mit meinem ‚Werther‘; ich brachte ihn im Jahre 1775 mit nach Weimar. Ich hatte ihn auf Postpapier geschrieben und nichts daran gestrichen; denn ich hütete mich, eine Zeile niederzuschreiben, die nicht gut war und die nicht bestehen konnte.“

Mittwoch, den 11. Februar 1829.

Mit Oberbaudirektor Coudray bei Goethe zu Tisch. Coudray erzählt viel von der weiblichen Industrieschule und dem Waiseninstitut als den besten Einrichtungen dieser Art des Landes, erstere von der Großfürstin,

lesteres vom Großherzog Karl August gegründet. Mancherlei über Theaterdekoration und Begebau. Coudray legt Goethen den Riß zu einer fürstlichen Kapelle vor. Über den Ort, wo der herrschaftliche Stuhl anzubringen; wogegen Goethe Einwendungen macht, die Coudray annimmt. Nach Tisch Soret. Goethe zeigt uns abermals die Bilder von Herrn von Reutern.

Donnerstag, den 12. Februar 1829.

Goethe liest mir das frisch entstandene, überaus herrliche Gedicht: „Kein Wesen kann zu nichts zerfallen —“. „Ich habe“, sagte er, „dieses Gedicht als Widerspruch der Verse: „Denn alles muß zu nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will —“, geschrieben, welche dumm sind, und welche meine Berliner Freunde bei Gelegenheit der Naturforschenden Versammlung zu meinem Ärger in goldenen Buchstaben ausgestellt haben.“

Über den großen Mathematiker Lagrange, an welchem Goethe vorzüglich den trefflichen Charakter hervorhebt. „Er war ein guter Mensch“, sagte er, „und eben deswegen groß. Denn wenn ein guter Mensch mit Talent begabt ist, so wird er immer zum Heil der Welt sittlich wirken, sei es als Künstler, Naturforscher, Dichter oder was alles sonst.

„Es ist mir lieb,“ fuhr Goethe fort, „daß Sie Coudray gestern näher kennen gelernt haben. Er spricht sich in Gesellschaft selten aus, aber so unter uns haben Sie gesehen, welch ein trefflicher Geist und Charakter in dem Manne wohnt. Er hat anfänglich vielen Widerspruch erlitten, aber jetzt hat er sich durchgekämpft und genießt vollkommene Gunst und Vertrauen des Hofes. Coudray ist einer der geschicktesten Architekten unserer Zeit. Er

hat sich zu mir gehalten, und ich mich zu ihm, und es ist uns beiden von Nutzen gewesen. Hätte ich den vor fünfzig Jahren gehabt!"

Über Goethes eigene architektonische Kenntnisse. Ich bemerkte, er müsse viel in Italien gewonnen haben. „Es gab mir einen Begriff vom Ernsten und Großen," antwortete er, „aber keine Gewandtheit. Der weimarische Schloßbau hat mich vor allem gefördert. Ich mußte mit einwirken und war sogar in dem Fall, Gesimse zeichnen zu müssen. Ich tat es den Leuten von Metier gewissermaßen zuvor, weil ich ihnen in der Intention überlegen war."

Das Gespräch kam auf Zelter. „Ich habe einen Brief von ihm," sagte Goethe; „er schreibt unter anderm, daß die Aufführung des ‚Messias‘ ihm durch eine seiner Schülerinnen verdorben sei, die eine Arie zu weich, zu schwach, zu sentimental gesungen. Das Schwache ist ein Charakterzug unseres Jahrhunderts. Ich habe die Hypothese, daß es in Deutschland eine Folge der Anstrengung ist, die Franzosen loszuwerden. Maler, Naturforscher, Bildhauer, Musiker, Poeten, es ist mit wenigen Ausnahmen alles schwach, und in der Masse steht es nicht besser."

„Doch", sagte ich, „gebe ich die Hoffnung nicht auf, zum ‚Faust‘ eine passende Musik kommen zu sehen."

„Es ist ganz unmöglich", sagte Goethe. „Das Abstoßende, Widerwärtige, Furchtbare, was sie stellenweise enthalten mußte, ist der Zeit zuwider. Die Musik mußte im Charakter des ‚Don Juan‘ sein; Mozart hätte den ‚Faust‘ komponieren müssen. Meyerbeer wäre vielleicht dazu fähig, allein der wird sich auf so etwas nicht einlassen; er ist zu sehr mit italienischen Theatern verflochten."

Sodann, ich weiß nicht mehr, in welcher Verbindung und welchem Bezug, sagte Goethe folgendes sehr Bedeutende.

„Alles Große und Gescheite“, sagte er, „existiert in der Minorität. Es hat Minister gegeben, die Volk und König gegen sich hatten und die ihre großen Pläne einsam durchführten. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher sein.“

Freitag, den 13. Februar 1829.

Mit Goethe allein zu Tisch. „Ich werde nach Beendigung der ‚Wanderjahre‘, sagte er, „mich wieder zur Botanik wenden, um mit Coret die Übersetzung weiter zu bringen. Nur fürchte ich, daß es mich wieder ins Weite führt, und daß es zuletzt abermals ein Alp wird. Große Geheimnisse liegen noch verborgen; manches weiß ich, von vielem habe ich eine Ahnung. Etwas will ich Ihnen vertrauen und mich wunderbarlich ausdrücken:

„Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und schließt zuletzt ab mit der Blüte und dem Samen. In der Tierwelt ist es nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höher stehenden Tieren und Menschen sind es die Wirbelknochen, die sich anfügen und anfügen und mit dem Kopf abschließen, in welchem sich die Kräfte konzentrieren.

„Was so bei einzelnen geschieht, geschieht auch bei ganzen Korporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelheiten, die sich aneinanderschließen, bringen als Gesamtheit etwas hervor, das auch den Schluß macht

und als Kopf des Ganzen anzusehen ist, den Bienenkönig. Wie dieses geschieht, ist geheimnisvoll, schwer auszusprechen, aber ich könnte sagen, daß ich darüber meine Gedanken habe.

„So bringt ein Volk seine Helden hervor, die gleich Halbgöttern zu Schutz und Heil an der Spitze stehen; und so vereinigten sich die poetischen Kräfte der Franzosen in Voltaire. Solche Hauptlinge eines Volkes sind groß in der Generation, in der sie wirken; manche dauern später hinaus, die meisten werden durch andere ersetzt und von der Folgezeit vergessen.“

Ich freute mich dieser bedeutenden Gedanken. Goethe sprach sodann über Naturforscher, denen es vor allem nur daran liege, ihre Meinung zu beweisen. „Herr von Buch“, sagte er, „hat ein neues Werk herausgegeben, das gleich im Titel eine Hypothese enthält. Seine Schrift soll von Granitblöcken handeln, die hier und dort umherliegen, man weiß nicht wie und woher. Da aber Herr von Buch die Hypothese im Schilde führt, daß solche Granitblöcke durch etwas Gewalttames von innen hervorgeworfen und zersprengt worden, so deutet er dieses gleich im Titel an, indem er schon dort von ‚zerstreuten‘ Granitblöcken redet, wo denn der Schritt zur Zerstreuung sehr nahe liegt und dem arglosen Leser die Schlinge des Irrtums über den Kopf gezogen wird, er weiß nie wie.“

„Man muß alt werden, um dieses alles zu übersehen, und Geld genug haben, seine Erfahrungen bezahlen zu können. Jedes Wort, das ich sage, kostet mir eine Börse voll Gold; eine halbe Million meines Privatvermögens ist durch meine Hände gegangen, um das zu lernen, was ich jetzt weiß, nicht allein das ganze Vermögen meines Vaters, sondern auch mein Gehalt und

mein bedeutendes literarisches Einkommen seit mehr als fünfzig Jahren. Außerdem habe ich anderthalb Millionen zu großen Zwecken von fürstlichen Personen ausgehen sehen, denen ich nahe verbunden war und an deren Schritten, Gelingen und Mißlingen ich theilnahm.

„Es ist nicht genug, daß man Talent habe, es gehört mehr dazu, um gescheit zu werden; man muß auch in großen Verhältnissen leben und Gelegenheit haben, den spielenden Figuren der Zeit in die Karten zu sehen und selber zu Gewinn und Verlust mitzuspielen.

„Ohne meine Bemühungen in den Naturwissenschaften hätte ich jedoch die Menschen nie kennen gelernt, wie sie sind. In allen anderen Dingen kann man dem reinen Anschauen und Denken, den Irrthümern der Sinne wie des Verstandes, den Charakterschwächen und -stärken nicht so nachkommen, es ist alles mehr oder weniger biegsam und schwankend und läßt alles mehr oder weniger mit sich handeln; aber die Natur versteht gar keinen Spaß, sie ist immer wahr, immer ernst, immer strenge, sie hat immer recht, und die Fehler und Irrtümer sind immer des Menschen. Den Unzulänglichen verschmäht sie, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergibt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse.

„Der Verstand reicht zu ihr nicht hinauf, der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen.

„Die Gottheit aber ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Gött-

lichen es nur mit dem Werden, Lebendigen zu tun, der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nütze.

„Die Mineralogie ist daher eine Wissenschaft, für den Verstand, für das praktische Leben, denn ihre Gegenstände sind etwas Totes, das nicht mehr entsteht, und an eine Synthese ist dabei nicht zu denken. Die Gegenstände der Meteorologie sind zwar etwas Lebendiges, das wir täglich wirken und schaffen sehen, sie setzen eine Synthese voraus; allein der Mitwirkungen sind so mannigfaltige, daß der Mensch dieser Synthese nicht gewachsen ist, und er sich daher in seinen Beobachtungen und Forschungen unnütz abmüht. Wir steuern dabei auf Hypothesen los, auf imaginäre Inseln, aber die eigentliche Synthese wird wahrscheinlich ein unentdecktes Land bleiben. Und mich wundert es nicht, wenn ich bedenke, wie schwer es gehalten, selbst in so einfachen Dingen wie die Pflanze und die Farbe zu einiger Synthese zu gelangen.“

Sonntag, den 15. Februar 1829.

Goethe empfing mich mit großem Lobe wegen meiner Redaktion der naturhistorischen Aphorismen für die ‚Wanderjahre.‘ „Werfen Sie sich auf die Natur,“ sagte er, „Sie sind dafür geboren, und schreiben Sie zunächst ein Compendium der Farbenlehre.“ Wir sprachen viel über diesen Gegenstand.

Eine Kiste vom Niederrhein langte an mit ausgegrabenen antiken Gefäßen, Mineralien, kleinen Denkmälern und Gedichten des Karnevals, welches alles nach Tisch ausgepackt wurde.

Dienstag, den 17. Februar 1829.

Viel über den ‚Groß-Cophtha‘ gesprochen. „Lavater“, sagte Goethe, „glaubte an Cagliostro und dessen Wunder. Als

man ihn als einen Betrüger entlarvt hatte, behauptete Lavater, dies sei ein anderer Cagliostro, der Wundertäter Cagliostro sei eine heilige Person.

„Lavater war ein herzlich guter Mann, allein er war gewaltigen Täuschungen unterworfen, und die ganz strenge Wahrheit war nicht seine Sache, er belog sich und andere. Es kam zwischen mir und ihm deshalb zum völligen Bruch. Zuletzt habe ich ihn noch in Zürich gesehen, ohne von ihm gesehen zu werden. Verkleidet ging ich in einer Allee, ich sah ihn auf mich zukommen, ich bog außerhalb, er ging an mir vorüber und kannte mich nicht. Sein Gang war wie der eines Kranichs, weswegen er auf dem Blockberg als Kranich vorkommt.“

Ich fragte Goethe, ob Lavater eine Tendenz zur Natur gehabt, wie man fast wegen seiner ‚Physiognomik‘ schließen sollte. „Durchaus nicht,“ antwortete Goethe, „seine Richtung ging bloß auf das Sittliche, Religiöse. Was in Lavaters ‚Physiognomik‘ über Tierschädel vorkommt, ist von mir.“

Das Gespräch lenkte sich auf die Franzosen, auf die Vorlesungen von Guizot, Villemain und Cousin, und Goethe sprach mit hoher Achtung über den Standpunkt dieser Männer, und wie sie alles von einer freien und neuen Seite betrachteten und überall gerade aufs Ziel losgingen. „Es ist,“ sagte Goethe, „als wäre man bis jetzt in einen Garten auf Umwegen und durch Krümmungen gelangt; diese Männer aber sind kühn und freigenuß, die Mauer dort einzureißen und eine Thür an derjenigen Stelle zu machen, wo man sogleich auf den breitesten Weg des Gartens tritt.“

Von Cousin kamen wir auf indische Philosophie. „Diese Philosophie“, sagte Goethe, „hat, wenn die Nachrichten

des Engländers wahr sind, durchaus nichts Fremdes, vielmehr wiederholen sich in ihr die Epochen, die wir alle selber durchmachen. Wir sind Sensualisten, solange wir Kinder sind; Idealisten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenstand Eigenschaften legen, die nicht eigentlich darin sind; die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue und sind Skeptiker, ehe wir es glaubten; der Rest des Lebens ist gleichgültig, wir lassen es gehen wie es will und endigen mit dem Quietismus, wie die indischen Philosophen auch.

„In der deutschen Philosophie wären noch zwei große Dinge zu tun. Kant hat die ‚Kritik der reinen Vernunft‘ geschrieben, womit unendlich viel geschehen, aber der Kreis nicht abgeschlossen ist. Jetzt müßte ein Fähiger, ein Bedeutender, die Kritik der Sinne und des Menschenverstandes schreiben, und wir würden, wenn dieses gleich vortrefflich geschehen, in der deutschen Philosophie nicht viel mehr zu wünschen haben.

„Hegel“, fuhr Goethe fort, „hat in den ‚Berliner Jahrbüchern‘ eine Rezension über Hamann geschrieben, die ich in diesen Tagen lese und wieder lese, und die ich sehr loben muß. Hegels Urtheile als Kritiker sind immer gut gewesen.

„Billemain steht in der Kritik gleichfalls sehr hoch. Die Franzosen werden zwar nie ein Talent wieder sehen, das dem von Voltaire gewachsen wäre. Von Billemain aber kann man sagen, daß er in seinem geistigen Standpunkt über Voltaire erhaben ist, so daß er ihn in seinen Tugenden und Fehlern beurteilen kann.“

Mittwoch, den 18. Februar 1829.

Wir sprachen über die Farbenlehre, unter anderm über Trinkgläser, deren trübe Figuren gegen das Licht

gelb und gegen das Dunkel blau erscheinen, und die also die Betrachtung eines Urphänomens gewähren.

„Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann,“ sagte Goethe bei dieser Gelegenheit, „ist das Erstaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen: hier ist die Grenze. Aber den Menschen ist der Anblick eines Urphänomens gewöhnlich noch nicht genug, sie denken, es müsse noch weiter gehen, und sie sind den Kindern ähnlich, die, wenn sie in einen Spiegel geguckt, ihn sogleich umwenden, um zu sehen, was auf der anderen Seite ist.“

Das Gespräch lenkte sich auf Merck, und ich fragte, ob Merck sich auch mit Naturstudien befaßt. „O ja,“ sagte Goethe, „er besaß sogar bedeutende naturhistorische Sammlungen. Merck war überall ein höchst vielseitiger Mensch. Er liebte auch die Kunst, und zwar ging dieses so weit, daß wenn er ein gutes Werk in den Händen eines Philisters sah, von dem er glaubte, daß er es nicht zu schätzen wisse, er alles anwendete, um es in seine eigene Sammlung zu bringen. Er hatte in solchen Dingen gar kein Gewissen, jedes Mittel war ihm recht, und selbst eine Art von grandiosem Betrug wurde nicht verschmäht, wenn es nicht anders gehen wollte.“ Goethe erzählte dieser Art einige sehr interessante Beispiele.

„Ein Mensch wie Merck“, fuhr er fort, „wird gar nicht mehr geboren, und wenn er geboren würde, so würde die Welt ihn anders ziehen. Es war überall eine gute Zeit, als ich mit Merck jung war. Die deutsche Literatur war noch eine reine Tafel, auf die man mit Lust viel Gutes zu malen hoffte. Jetzt ist sie so beschrieben und besudelt, daß man keine Freude hat sie anzublicken,

und daß ein gescheiter Mensch nicht weiß, wohin er noch etwas zeichnen soll.“

Donnerstag, den 19. Februar 1829.

Mit Goethe in seiner Arbeitsstube allein zu Tisch. — Er war sehr heiter und erzählte mir, daß ihm am Tage manches Gute widerfahren, und daß er auch ein Geschäft mit Artaria und dem Hof glücklich beendet sehe.

Wir sprachen sodann viel über ‚Egmont‘, der am Abend vorher nach der Bearbeitung von Schiller gegeben worden, und es kamen die Nachteile zur Erwähnung, die das Stück durch diese Redaktion zu leiden hat.

„Es ist in vielfacher Hinsicht nicht gut,“ sagte ich, daß die Regentin fehlt; sie ist vielmehr dem Stücke durchaus notwendig. Denn nicht allein daß das Ganze durch diese Fürstin einen höheren, vornehmeren Charakter erhält, sondern es treten auch die politischen Verhältnisse besonders in bezug auf den spanischen Hof durch ihre Dialoge mit Machiavell durchaus reiner und entschiedener hervor.“

„Ganz ohne Frage“, sagte Goethe. „Und dann gewinnt auch ‚Egmont‘ an Bedeutung durch den Glanz, den die Neigung der Fürstin auf ihn wirft, sowie auch Klärchen gehoben erscheint, wenn wir sehen, daß sie, selbst über Fürstinnen siegend, Egmonts ganze Liebe allein besitzt. Dieses sind alles sehr delikate Wirkungen, die man freilich ohne Gefahr für das Ganze nicht verlegen darf.“

„Auch will mir scheinen,“ sagte ich, „daß bei den vielen bedeutenden Männerrollen eine einzige weibliche Figur wie Klärchen zu schwach und etwas gedrückt erscheint. Durch die Regentin aber erhält das ganze Gemälde mehr Gleichgewicht. Daß von ihr im Stücke gesprochen wird,

will nicht viel sagen; das persönliche Auftreten macht den Eindruck."

"Sie empfinden das Verhältniß sehr richtig", sagte Goethe. „Als ich das Stück schrieb, habe ich, wie Sie denken können, alles sehr wohl abgewogen, und es ist daher nicht zu verwundern, daß ein Ganzes sehr empfindlich leiden muß, wenn man eine Hauptfigur herausreißt, die ins Ganze gedacht worden und wodurch das Ganze besteht. Aber Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewaltfames; er handelte oft zu sehr nach einer vor-gefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenstande, der zu behandeln war."

"Man möchte auf Sie schelten," sagte ich, „daß Sie es gelitten und daß Sie in einem so wichtigen Fall ihm so unbedingte Freiheit gegeben."

"Man ist oft gleichgültiger als billig", antwortete Goethe. „Und dann war ich in jener Zeit mit anderen Dingen tief beschäftigt. Ich hatte so wenig ein Interesse für ‚Egmont‘ wie für das Theater; ich ließ ihn gewähren. Jetzt ist es wenigstens ein Trost für mich, daß das Stück gedruckt dasteht, und daß es Bühnen gibt, die verständig genug sind, es treu und ohne Verkürzung ganz so aufzuführen, wie ich es geschrieben."

Goethe erkundigte sich sodann nach der Farbenlehre, und ob ich seinem Vorschlage, ein Compendium zu schreiben, weiter nachgedacht. Ich sagte ihm, wie es damit stehe, und so gerieten wir unvermutet in eine Differenz, die ich bei der Wichtigkeit des Gegenstandes mittheilen will.

Wer es beobachtet hat, wird sich erinnern, daß bei heiteren Wintertagen und Sonnenschein die Schatten auf dem Schnee häufig blau gesehen werden. Dieses Phänomen bringt Goethe in seiner ‚Farbenlehre‘ unter die

subjektiven Erscheinungen, indem er als Grundlage annimmt, daß das Sonnenlicht zu uns, die wir nicht auf den Gipfeln hoher Berge wohnen, nicht durchaus weiß, sondern durch eine mehr oder weniger dunstreiche Atmosphäre dringend, in einem gelblichen Schein herabkomme; und daß also der Schnee, von der Sonne beschienen, nicht durchaus weiß, sondern eine gelblich tingierte Fläche sei, die das Auge zum Gegensatz und also zur Hervorbringung der blauen Farbe anreize. Der auf dem Schnee gesehen werdende blaue Schatten sei demnach eine geforderte Farbe, unter welcher Rubrik Goethe denn auch das Phänomen abhandelt und danach die von Saussure auf dem Montblanc gemachten Beobachtungen sehr konsequent zurechtlegt.

Als ich nun in diesen Tagen die ersten Kapitel der ‚Farbenlehre‘ abermals betrachtete, um mich zu prüfen, ob es mir gelingen möchte, Goethes freundlicher Aufforderung nachzukommen und ein Compendium seiner Farbenlehre zu schreiben, war ich, durch Schnee und Sonnenschein begünstigt, in dem Fall, ebengedachtes Phänomen des blauen Schattens abermals näher in Augenschein zu nehmen, wo ich denn zu einiger Überraschung fand, daß Goethes Ableitung auf einem Irrtum beruhe. Wie ich aber zu diesem Aperçu gelangte, will ich sagen.

Aus den Fenstern meines Wohnzimmers sehe ich gerade gegen Süden, und zwar auf einen Garten, der durch ein Gebäude begrenzt wird, das bei dem niederen Stande der Sonne im Winter mir entgegen einen so großen Schatten wirft, daß er über die halbe Fläche des Gartens reicht.

Auf diese Schattenfläche im Schnee blickte ich nun vor

einigen Tagen bei völlig blauem Himmel und Sonnenschein und war überrascht, die ganze Masse vollkommen blau zu sehen. Eine geforderte Farbe, sagte ich zu mir selber, kann dieses nicht sein, denn mein Auge wird von keiner von der Sonne beschienenen Schneefläche berührt, wodurch jener Gegensatz hervorgerufen werden könnte; ich sehe nichts als die schattige blaue Masse. Um aber durchaus sicher zu gehen und zu verhindern, daß der blendende Schein der benachbarten Dächer nicht etwa mein Auge berühre, rollte ich einen Bogen Papier zusammen und blickte durch solche Röhre auf die schattige Fläche, wo denn das Blau unverändert zu sehen blieb.

Daß dieser blaue Schatten also nichts Subjektives sein konnte, darüber blieb mir nun weiter kein Zweifel. Die Farbe stand da, außer mir, selbständig, mein Subjekt hatte darauf keinen Einfluß. Was aber war es? Und da sie nun einmal da war, wodurch konnte sie entstehen?

Ich blickte noch einmal hin und umher, und siehe, die Auflösung des Rätsels kündigte sich mir an. Was kann es sein, sagte ich zu mir selber, als der Widerschein des blauen Himmels, den der Schatten herablockt, und der Neigung hat, im Schatten sich anzusiedeln? Denn es steht geschrieben: die Farbe ist dem Schatten verwandt, sie verbindet sich gern mit ihm und erscheint uns gern in ihm und durch ihn, sobald der Anlaß nur gegeben ist.

Die folgenden Tage gewährten Gelegenheit, meine Hypothese wahr zu machen. Ich ging in den Feldern, es war kein blauer Himmel, die Sonne schien durch Dünste, einem Heerrauch ähnlich, und verbreitete über den Schnee einen durchaus gelben Schein; sie wirkte mächtig genug, um entschiedene Schatten zu werfen, und

es hätte in diesem Fall nach Goethes Lehre das frischeste Blau entstehen müssen. Es entstand aber nicht, die Schatten blieben grau.

Am nächsten Vormittage bei bewölkter Atmosphäre blickte die Sonne von Zeit zu Zeit herdurch und warf auf dem Schnee entschiedene Schatten. Allein sie waren ebenfalls nicht blau, sondern grau. In beiden Fällen fehlte der Widerschein des blauen Himmels, um dem Schatten seine Färbung zu geben.

Ich hatte demnach eine hinreichende Überzeugung gewonnen, daß Goethes Ableitung des mehrgedachten Phänomens von der Natur nicht als wahr bestätigt werde, und daß seine diesen Gegenstand behandelnden Paragraphen der 'Farbenlehre' einer Umarbeitung dringend bedürften.

Etwas Ähnliches begegnete mir mit den farbigen Doppelschatten, die mit Hilfe eines Kerzenlichtes morgens früh bei Tagesanbruch sowie abends in der ersten Dämmerung, desgleichen bei hellem Mondschein, besonders schön gesehen werden. Daß hierbei der eine Schatten, nämlich der vom Kerzenlichte erleuchtete, gelbe, objektiver Art sei und in die Lehre von den trüben Mitteln gehöre, hat Goethe nicht ausgesprochen, obgleich es so ist; den andern, vom schwachen Tages- und Mondlichte erleuchteten, bläulichen oder bläulich-grünen Schatten aber erklärt er für subjektiv, für eine geforderte Farbe, die durch den auf dem weißen Papier verbreiteten gelben Schein des Kerzenlichtes im Auge hervorgerufen werde.

Diese Lehre fand ich nun bei sorgfältigster Beobachtung des Phänomens gleichfalls nicht durchaus bestätigt; es wollte mir vielmehr erscheinen, als ob das von außen hereinwirkende schwache Tages- oder Mondlicht einen

bläulich färbenden Ton bereits mit sich bringe, der denn teils durch den Schatten, teils durch den fordernden gelben Schein des Kerzenlichtes verstärkt werde, und daß also auch hierbei eine objektive Grundlage stattfinde und zu beachten sei.

Daß das Licht des anbrechenden Tages wie des Mondes einen bleichen Schein werfe, ist bekannt. Ein bei Tagesanbruch oder im Mondschein angeblicktes Gesicht erscheint blaß, wie genugsame Erfahrungen bestätigen. Auch Shakespeare scheint dieses gekannt zu haben, denn jener merkwürdigen Stelle, wo Romeo bei Tagesanbruch von seiner Geliebten geht und in freier Luft eins dem andern plötzlich so bleich erscheint, liegt diese Wahrnehmung sicher zum Grunde. Die bleich machende Wirkung eines solchen Lichtes aber wäre schon genugsame Andeutung, daß es einen grünlichen oder bläulichen Schein mit sich führen müsse, indem ein solches Licht dieselbige Wirkung tut wie ein Spiegel aus bläulichem oder grünlichem Glase. Doch stehe noch folgendes zu weiterer Bestätigung.

Das Licht, vom Auge des Geistes geschaut, mag als durchaus weiß gedacht werden. Allein das empirische, vom körperlichen Auge wahrgenommene Licht wird selten in solcher Reinheit gesehen; vielmehr hat es, durch Dünste oder sonst modifiziert, die Neigung, sich entweder für die Plus- oder Minusseite zu bestimmen und entweder mit einem gelblichen oder bläulichen Ton zu erscheinen. Das unmittelbare Sonnenlicht neigt sich in solchem Fall entschieden zur Plusseite, zum gelblichen, das Kerzenlicht gleichfalls; das Licht des Mondes aber sowie das bei der Morgen- und Abenddämmerung wirkende Tageslicht, welches beides keine direkte, sondern reflektierte Lichter

sind, die überdies durch Dämmerung und Nacht modifiziert werden, neigen sich auf die passive, auf die Minusseite und kommen zum Auge in einem bläulichen Ton.

Man lege in der Dämmerung oder bei Mondenschein einen weißen Bogen Papier so, daß dessen eine Hälfte vom Mond- oder Tageslichte, dessen andere aber vom Kerzenlichte beschienen werde, so wird die eine Hälfte einen bläulichen, die andere einen gelblichen Ton haben, und so werden beide Lichter, ohne hinzugekommenen Schatten und ohne subjektive Steigerung, bereits auf der aktiven oder passiven Seite sich befinden.

Das Resultat meiner Beobachtungen ging demnach dahin: daß auch Goethes Lehre von den farbigen Doppelschatten nicht durchaus richtig sei, daß bei diesem Phänomen mehr Objektives einwirke, als von ihm beobachtet worden, und daß das Gesetz der subjektiven Forderung dabei nur als etwas Sekundäres in Betracht komme.

Wäre das menschliche Auge überall so empfindlich und empfänglich, daß es bei der leisesten Berührung von irgend einer Farbe sogleich disponiert wäre, die entgegengesetzte hervorzubringen, so würde das Auge stets eine Farbe in die andere übertragen, und es würde das unangenehmste Gemisch entstehen.

Dies ist aber glücklicherweise nicht so, vielmehr ist ein gesundes Auge so organisiert, daß es die geforderten Farben entweder gar nicht bemerkt, oder, darauf aufmerksam gemacht, sie doch nur mit Mühe hervorbringt, ja daß diese Operation sogar einige Übung und Geschicklichkeit verlangt, ehe sie, selbst unter günstigen Bedingungen, gelingen will.

Das eigentlich Charakteristische solcher subjektiven Erscheinungen, daß nämlich das Auge zu ihrer Hervor-

bringung gewissermaßen einen mächtigen Reiz verlangt, und daß, wenn sie entstanden, sie keine Stetigkeit haben, sondern flüchtige, schnell verschwindende Wesen sind, ist bei den blauen Schatten im Schnee sowie bei den farbigen Doppelschatten von Goethe zu sehr außer acht gelassen; denn in beiden Fällen ist von einer kaum merklich tingierten Fläche die Rede, und in beiden Fällen steht die geforderte Farbe beim ersten Hinblick sogleich entschieden da.

Aber Goethe, bei seinem Festhalten am einmal erkannten Gesetzlischen, und bei seiner Maxime, es selbst in solchen Fällen vorauszusetzen, wo es sich zu verbergen scheine, konnte sehr leicht verführt werden, eine Synthese zu weit greifen zu lassen und ein liebgewonnenes Gesetz auch da zu erblicken, wo ein ganz anderes wirkte.

Als er nun heute seine ‚Farbenlehre‘ zur Erwähnung brachte und sich erkundigte, wie es mit dem besprochenen Kompendium stehe, hätte ich die soeben entwickelten Punkte gern verschweigen mögen, denn ich fühlte mich in einiger Verlegenheit, wie ich ihm die Wahrheit sagen sollte, ohne ihn zu verletzen.

Allein da es mir mit dem Kompendium wirklich Ernst war, so mußten, ehe ich in dem Unternehmen sicher vorschreiten konnte, zuvor alle Irrtümer beseitigt und alle Mißverständnisse besprochen und gehoben sein.

Es blieb mir daher nichts übrig, als voll Vertrauen ihm zu bekennen, daß ich nach sorgfältigen Beobachtungen mich in dem Fall befinde, in einigen Punkten von ihm abweichen zu müssen, indem ich sowohl seine Ableitung der blauen Schatten im Schnee als auch seine Lehre von den farbigen Doppelschatten nicht durchaus bestätigt finde.

Ich trug ihm meine Beobachtungen und Gedanken über diese Punkte vor; allein, da es mir nicht gegeben ist, Gegenstände im mündlichen Gespräch mit einiger Klarheit umständlich zu entwickeln, so beschränkte ich mich darauf, bloß die Resultate meines Gewährwerdens hinzustellen, ohne in eine nähere Erörterung des Einzelnen einzugehen, die ich mir schriftlich vorbehielt.

Ich hatte aber kaum zu reden angefangen, als Goethes erhaben-heiteres Wesen sich verfinsterte und ich nur zu deutlich sah, daß er meine Einwendungen nicht billige.

„Freilich“, sagte ich, „wer gegen Euer Erzellenz recht haben will, muß früh aufstehen; allein, doch kann es sich fügen, daß der Mündige sich übereilt und der Unmündige es findet.“

„Als ob Ihr es gefunden hättet!“ antwortete Goethe etwas ironisch spöttelnd; „mit Eurer Idee des farbigen Lichtes gehört Ihr in das vierzehnte Jahrhundert und im übrigen steckt Ihr in der tiefsten Dialektik. Das einzige, was an Euch Gutes ist, besteht darin, daß Ihr wenigstens ehrlich genug seid, um gerade herauszusagen, wie Ihr denkt.“

„Es geht mir mit meiner Farbenlehre“, fuhr er darauf etwas heiterer und milder fort, „gerade wie mit der christlichen Religion. Man glaubt eine Weile, treue Schüler zu haben, und ehe man es sich versieht, weichen sie ab und bilden eine Sekte. Sie sind ein Keger wie die anderen auch, denn Sie sind der erste nicht, der von mir abgewichen ist. Mit den trefflichsten Menschen bin ich wegen bestrittener Punkte in der Farbenlehre auseinander gekommen. Mit *** wegen und mit *** wegen“ Er nannte mir hier einige bedeutende Namen.

Wir hatten indes abgespeist, das Gespräch stockte. Goethe stand auf und stellte sich ans Fenster. Ich trat zu ihm und drückte ihm die Hand; denn wie er auch schalt, ich liebte ihn, und dann hatte ich das Gefühl, daß das Recht auf meiner Seite und daß er der leidende Teil sei.

Es währte auch nicht lange, so sprachen und scherzten wir wieder über gleichgültige Dinge; doch als ich ging und ihm sagte, daß er meine Widersprüche zu besserer Prüfung schriftlich haben solle, und daß bloß die Ungeschicklichkeit meines mündlichen Vortrags schuld sei, warum er mir nicht recht gebe, konnte er nicht umhin, einiges von Regern und Regerei mir noch in der Tür halb lachend, halb spottend zuzuworfen.

Wenn es nun problematisch erscheinen mag, daß Goethe in seiner Farbenlehre nicht gut Widersprüche vertragen konnte, während er bei seinen poetischen Werken sich immer durchaus lässlich erwies und jede begründete Einwendung mit Dank aufnahm, so löst sich vielleicht das Rätsel, wenn man bedenkt, daß ihm als Poet von außen her die völlige Genugtuung zuteil ward, während er bei der 'Farbenlehre', diesem größten und schwierigsten aller seiner Werke, nichts als Tadel und Mißbilligung zu erfahren hatte. Ein halbes Leben hindurch tönte ihm der unverständigste Widerspruch von allen Seiten entgegen, und so war es denn wohl natürlich, daß er sich immer in einer Art von gereiztem kriegerischen Zustand und zu leidenschaftlicher Opposition stets gerüstet befinden mußte.

Es ging ihm in bezug auf seine Farbenlehre wie einer guten Mutter, die ein vortreffliches Kind nur desto mehr liebt, je weniger es von andern erkannt wird.

„Auf alles, was ich als Poet geleistet habe,“ pflegte er wiederholt zu sagen, „bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zugute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über viele.“

Freitag, den 20. Februar 1829.

Mit Goethe zu Tisch. Er ist froh über die Beendigung der ‚Wanderjahre‘, die er morgen absenden will. In der Farbenlehre tritt er etwas herüber zu meiner Meinung hinsichtlich der blauen Schatten im Schnee. Er spricht von seiner ‚Italienischen Reise‘, die er gleich wieder vorgenommen.

„Es geht uns wie den Weibern,“ sagte er; „wenn sie gebären, verreden sie es, wieder beim Manne zu schlafen, und ehe man sich’s versieht, sind sie wieder schwanger.“

Über den vierten Band seines ‚Lebens‘, in welcher Art er ihn behandeln will, und daß dabei meine Notizen vom Jahre 1824 über das bereits Ausgeführte und Schematisierte ihm gute Dienste tun.

Er liest mir das Tagebuch von Göttling vor, der mit großer Liebenswürdigkeit von früheren jenaischen Fechtmeistern handelt. Goethe spricht viel Gutes von Göttling.

Montag, den 23. März 1829.

„Ich habe unter meinen Papieren ein Blatt gefunden,“ sagte Goethe heute, „wo ich die Baukunst eine erstarrte Musik nenne. Und wirklich, es hat etwas; die Stimmung,

die von der Baukunst ausgeht, kommt dem Effekt der Musik nahe.

„Prächtige Gebäude und Zimmer sind für Fürsten und Reiche. Wenn man darin lebt, fühlt man sich beruhigt, man ist zufrieden und will nichts weiter.

„Meiner Natur ist es ganz zuwider. Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich sie in Karlsbad gehabt, sogleich faul und untätig. Geringe Wohnung dagegen, wie dieses schlechte Zimmer, worin wir sind, ein wenig unordentlich ordentlich, ein wenig zigeunerhaft, ist für mich das Rechte; es läßt meiner inneren Natur volle Freiheit, tätig zu sein und aus mir selber zu schaffen.“

Wir sprachen von Schillers Briefen und dem Leben, das sie miteinander geführt, und wie sie sich täglich zu gegenseitigen Arbeiten gehegt und getrieben. „Auch an dem ‚Faust‘“, sagte ich, „sahen Schiller ein großes Interesse zu nehmen; es ist hübsch, wie er Sie treibt, und sehr liebenswürdig, wie er sich durch seine Idee verleiten läßt, selber am ‚Faust‘ fortzuerfinden. Ich habe dabei bemerkt, daß etwas Voreilendes in seiner Natur lag.“

„Sie haben recht“, sagte Goethe, „er war so wie alle Menschen, die zu sehr von der Idee ausgehen. Auch hatte er keine Ruhe und konnte nie fertig werden, wie Sie an den Briefen über den ‚Wilhelm Meister‘ sehen, den er bald so und bald anders haben will. Ich hatte nur immer zu tun, daß ich feststand, und seine wie meine Sachen von solchen Einflüssen freihielt und schützte.“

„Ich habe diesen Morgen“, sagte ich, „seine ‚Nadawessische Totenklage‘ gelesen und mich gefreut, wie das Gedicht so vortrefflich ist.“

„Sie sehen“, antwortete Goethe, „wie Schiller ein großer Künstler war und wie er auch das Objektive zu

fassen mußte, wenn es ihm als Überlieferung vor Augen kam. Gewiß, die ‚Madowessische Totenklage‘ gehört zu seinen allerbesten Gedichten, und ich wollte nur, daß er ein Duzend in dieser Art gemacht hätte. Aber können Sie denken, daß seine nächsten Freunde ihn dieses Gedichtes wegen tadelten, indem sie meinten, es trage nicht genug von seiner Idealität? — Ja, mein Guter, man hat von seinen Freunden zu leiden gehabt! Tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß sie bei dem Überfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeschlagen habe! Und doch, ohne jenen Zug ist ja der Charakter des außerordentlichen Mädchens, wie sie zu dieser Zeit und zu diesen Zuständen recht war, sogleich vernichtet, und sie sinkt in die Reihe des Gewöhnlichen herab. Aber Sie werden bei weiterem Leben immer mehr finden, wie wenige Menschen fähig sind, sich auf den Fuß dessen zu setzen, was sein muß, und daß vielmehr alle nur immer das loben und das hervorgebracht wissen wollen, was ihnen selber gemäß ist. Und das waren die Ersten und Besten, und Sie mögen nun denken, wie es um die Meinungen der Masse aussah, und wie man eigentlich immer allein stand.

„Hätte ich in der bildenden Kunst und in den Naturstudien kein Fundament gehabt, so hätte ich mich in der schlechten Zeit und deren täglichen Einwirkungen auch schwerlich oben gehalten; aber, das hat mich geschützt, sowie ich auch Schillern von dieser Seite zu Hilfe kam.“

Dienstag, den 24. März 1829.

„Je höher ein Mensch,“ sagte Goethe, „desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß nur immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerate.“



„So waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schillern durchaus etwas Dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfang, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg.“

Donnerstag, den 2. April 1829.

„Ich will Ihnen ein politisches Geheimniß entdecken,“ sagte Goethe heute bei Tisch, „daß sich über kurz oder lang offenbaren wird. Kapodistrias kann sich an der Spitze der griechischen Angelegenheiten auf die Länge nicht halten, denn ihm fehlt eine Qualität, die zu einer solchen Stelle unentbehrlich ist: er ist kein Soldat. Wir haben aber kein Beispiel, daß ein Kabinettsmann einen revolutionären Staat hätte organisieren und Militär und Feldherrn sich hätte unterwerfen können. Mit dem Säbel in der Faust, an der Spitze einer Armee, mag man befehlen und Geseze geben, und man kann sicher sein, daß man gehorcht werde; aber ohne dieses ist es ein mißliches Ding. Napoleon, ohne Soldat zu sein, hätte nie zur höchsten Gewalt emporsteigen können, und so wird sich auch Kapodistrias als Erster auf die Dauer nicht behaupten, vielmehr wird er sehr bald eine sekundäre Rolle spielen. Ich sage Ihnen dieses voraus, und Sie werden es kommen sehen; es liegt in der Natur der Dinge und ist nicht anders möglich.“

Goethe sprach darauf viel über die Franzosen, besonders über Cousin, Villemain und Guizot. „Die Einsicht, Umsicht und Durchsicht dieser Männer“, sagte er, „ist groß;

sie verbinden vollkommene Kenntniß des Vergangenen mit dem Geist des 19. Jahrhunderts, welches denn freilich Wunder tut."

Von diesen kamen wir auf die neuesten französischen Dichter und auf die Bedeutung von klassisch und romantisch. „Mir ist ein neuer Ausdruck eingefallen," sagte Goethe, „der das Verhältniß nicht übel bezeichnet. Das Klassische nenne ich das Gesunde, und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen klassisch wie der Homer, denn beide sind gesund und tüchtig. Das meiste Neuere ist nicht romantisch, weil es neu, sondern weil es schwach, kränklich und krank ist, und das Alte ist nicht klassisch, weil es alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist. Wenn wir nach solchen Qualitäten Klassisches und Romantisches unterscheiden, so werden wir bald im reinen sein."

Das Gespräch lenkte sich auf Bérangers Gefangenschaft. „Es geschieht ihm ganz recht", sagte Goethe. „Seine letzten Gedichte sind wirklich ohne Zucht und Ordnung, und er hat gegen König, Staat und friedlichen Bürgersinn seine Strafe vollkommen verwirkt. Seine früheren Gedichte dagegen sind heiter und harmlos und ganz geeignet, einen Zirkel froher glücklicher Menschen zu machen, welches denn wohl das Beste ist, was man von Liedern sagen kann."

„Ich bin gewiß," versetzte ich, „daß seine Umgebung nachtheilig auf ihn gewirkt hat, und daß er, um seinen revolutionären Freunden zu gefallen, manches gesagt hat, was er sonst nicht gesagt haben würde. Euer Erzählen sollten Ihr Schema ausführen und das Kapitel von den Influenzen schreiben; der Gegenstand ist wichtiger und reicher, je mehr man darüber nachdenkt."

„Er ist nur zu reich,“ sagte Goethe, „denn am Ende ist alles Influenz, insofern wir es nicht selber sind.“

„Man hat nur darauf zu sehen,“ sagte ich, „ob eine Influenz hinderlich oder förderlich, ob sie unserer Natur angemessen und begünstigend oder ob sie ihr zuwider ist.“

„Das ist es freilich,“ sagte Goethe, „worauf es ankommt; aber das ist auch eben das Schwere, daß unsere bessere Natur sich kräftig durchhalte und den Dämonen nicht mehr Gewalt einräume als billig.“

Beim Nachtsisch ließ Goethe einen blühenden Lorbeer und eine japanesische Pflanze vor uns auf den Tisch stellen. Ich bemerkte, daß von beiden Pflanzen eine verschiedene Stimmung ausgehe, daß der Anblick des Lorbeers heiter, leicht, milde und ruhig mache, die japanesische Pflanze dagegen barbarisch, melancholisch wirke.

„Sie haben nicht unrecht,“ sagte Goethe, „und daher kommt es denn auch, daß man der Pflanzenwelt eines Landes einen Einfluß auf die Gemüthsart seiner Bewohner zugestanden hat. Und gewiß, wer sein Leben lang von hohen ernsten Eichen umgeben wäre, müßte ein anderer Mensch werden, als wer täglich unter lustigen Birken sich erginge. Nur muß man bedenken, daß die Menschen im allgemeinen nicht so sensibler Natur sind als wir andern, und daß sie im ganzen kräftig vor sich hin leben, ohne den äußeren Eindrücken so viele Gewalt einzuräumen. Aber so viel ist gewiß, daß außer dem Angeborenen der Rasse sowohl Boden und Klima als Nahrung und Beschäftigung einwirkt, um den Charakter eines Volkes zu vollenden. Auch ist zu bedenken, daß die frühesten Stämme meistens von einem Boden Besitz nahmen, wo es ihnen gefiel, und wo also die Gegend mit dem angeborenen Charakter der Menschen bereits in Harmonie stand.“

„Sehen Sie sich einmal um,“ fuhr Goethe fort, „hinter Ihnen auf dem Pult liegt ein Blatt, welches ich zu betrachten bitte.“

„Dieses blaue Briefkuvert?“ sagte ich.

„Ja“, sagte Goethe. „Nun, was sagen Sie zu der Handschrift? Ist das nicht ein Mensch, dem es groß und frei zu Sinne war, als er die Adresse schrieb? Wem möchten Sie die Hand zutrauen?“

Ich betrachtete das Blatt mit Neigung. Die Züge der Handschrift waren sehr frei und grandios. „Werda könnte so geschrieben haben“, sagte ich.

„Nein,“ sagte Goethe, „der war nicht edel und positiv genug. Es ist von Zelter. Papier und Feder hat ihn bei diesem Kuvert begünstigt, so daß die Schrift ganz seinen großen Charakter ausdrückt. Ich will das Blatt in meine Sammlung von Handschriften legen.“

Freitag, den 3. April 1829.

Mit Oberbaudirektor Coudray bei Goethe zu Tisch. Coudray erzählte von einer Treppe im großherzoglichen Schloß zu Belvedere, die man seit Jahren höchst unbequem gefunden, an deren Verbesserung der alte Herrscher immer gezweifelt habe, und die nun unter der Regierung des jungen Fürsten vollkommen gelinge.

Auch von dem Fortgange verschiedener Chausséebauten gab Coudray Nachricht, und daß man den Weg über die Berge nach Blankenhain wegen zwei Fuß Steigung auf die Kute ein wenig hätte umleiten müssen, wo man doch an einigen Stellen noch achtzehn Zoll auf die Kute habe.

Ich fragte Coudray, wieviel Zoll die eigentliche Norm sei, welche man beim Chausséebau in hügeligen Gegenden zu erreichen trachte.

„Zehn Zoll auf die Rute,“ antwortete er, „da ist es bequem.“

„Aber“, sagte ich, „wenn man von Weimar aus irgend eine Straße nach Osten, Süden, Westen oder Norden fährt, so findet man sehr bald Stellen, wo die Chaussee weit mehr als zehn Zoll Steigung auf die Rute haben möchte.“

„Das sind kurze unbedeutende Strecken,“ antwortete Coudray, „und dann geht man oft beim Chausseebau über solche Stellen in der Nähe eines Ortes absichtlich hin, um demselben ein kleines Einkommen für Vorspann nicht zu nehmen.“ Wir lachten über diese redliche Schelmerei. „Und im Grunde“, fuhr Coudray fort, „ist's auch eine Kleinigkeit; die Reisewagen gehen über solche Stellen leicht hinaus, und die Frachtfahrer sind einmal an einige Plackerei gewöhnt. Zudem, da solcher Vorspann gewöhnlich bei Gastwirten genommen wird, so haben die Fuhrleute zugleich Gelegenheit, einmal zu trinken, und sie würden es einem nicht danken, wenn man ihnen den Spaß verbürbe.“

„Ich möchte wissen,“ sagte Goethe, „ob es in ganz ebenen flachen Gegenden nicht sogar besser wäre, die gerade Straßenlinie dann und wann zu unterbrechen und die Chaussee künstlich hier und dort ein wenig steigen und fallen zu lassen; es würde das bequeme Fahren nicht hindern, und man gewönne, daß die Straße wegen besserem Abfluß des Regenwassers immer trocken wäre.“

„Das ließe sich wohl machen“, antwortete Coudray, „und würde sich höchst wahrscheinlich sehr nützlich erweisen.“

Coudray brachte darauf eine Schrift hervor, den Entwurf einer Instruktion für einen jungen Architekten, den

die Oberbaubehörde zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris zu schicken im Begriff stand. Er las die Instruktion, sie ward von Goethe gut befunden und gebilligt. Goethe hatte beim Ministerium die nötige Unterstützung ausgemittelt, man freute sich, daß die Sache gelungen, und sprach über die Vorsichtsmaßregeln, die man nehmen wolle, damit dem jungen Manne das Geld gehörig zugute komme und er auch ein Jahr damit ausreiche. Bei seiner Zurückkunft hatte man die Absicht, ihn an der neu zu errichtenden Gewerkschule als Lehrer anzustellen, wodurch denn einem talentreichen jungen Mann alsobald ein angemessener Wirkungskreis eröffnet sei. Es war alles gut, und ich gab dazu meinen Segen im stillen.

Baurisse, Vorlegeblätter für Zimmerleute von Schinkel wurden darauf vorgezeigt und betrachtet. Coudray fand die Blätter bedeutend und zum Gebrauch für die künftige Gewerkschule vollkommen geeignet.

Man sprach von Bauten, vom Schall und wie er zu vermeiden, und von großer Festigkeit der Gebäude der Jesuiten. „In Messina“, sagte Goethe, „waren alle Gebäude vom Erdbeben zusammengerüttelt, aber die Kirche und das Kloster der Jesuiten standen ungerührt, als wären sie gestern gebaut. Es war nicht die Spur an ihnen zu bemerken, daß die Erderschütterung den geringsten Effekt auf sie gehabt.“

Von Jesuiten und deren Reichtümern lenkte sich das Gespräch auf Katholiken und die Emanzipation der Irländer. „Man sieht“, sagte Coudray, „die Emanzipation wird zugestanden werden, aber das Parlament wird die Sache so verlausulieren, daß dieser Schritt auf keine Weise für England gefährlich werden kann.“

„Bei den Katholiken“, sagte Goethe, „sind alle Vor-

sichtsmaßregeln unnütz. Der päpstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken, und Mittel, sie im stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben. Säße ich jetzt im Parlament, ich würde auch die Emanzipation nicht hindern, aber ich würde zu Protokoll nehmen lassen, daß, wenn der erste Kopf eines bedeutenden Protestanten durch die Stimme eines Katholiken falle, man an mich denken möge."

Das Gespräch lenkte sich auf die neueste Literatur der Franzosen, und Goethe sprach abermals mit Bewunderung von den Vorlesungen der Herren Cousin, Villemain und Guizot. „Statt des Voltaire'schen leichten oberflächlichen Wesens“, sagte er, „ist bei ihnen eine Gelehrsamkeit, wie man sie früher nur bei Deutschen fand. Und nun ein Geist, ein Durchdringen und Auspressen des Gegenstandes, herrlich! es ist als ob sie die Kelter träten. Sie sind alle drei vortrefflich, aber dem Herrn Guizot möchte ich den Vorzug geben, er ist mir der liebste.“

Wir sprachen darauf über Gegenstände der Weltgeschichte, und Goethe äußerte folgendes über Regenten.

„Um populär zu sein,“ sagte er, „braucht ein großer Regent weiter keine Mittel als seine Größe. Hat er so gestrebt und gewirkt, daß sein Staat im Innern glücklich und nach außen geachtet ist, so mag er mit allen seinen Orden im Staatswagen, oder er mag im Bärenfelle und die Zigarre im Munde auf einer schlechten Droschke fahren, es ist alles gleich, er hat einmal die Liebe seines Volkes und genießt immer dieselbige Achtung. Fehlt aber einem Fürsten die persönliche Größe und weiß er nicht durch gute Taten bei den Seinen sich in Liebe zu setzen, so muß er auf andere Vereinigungsmittel denken, und da gibt es kein besseres und wirksameres als die Religion

und den Mitgenuß und die Mitübung derselbigen Gebräuche. Sonntäglich in der Kirche erscheinen, auf die Gemeinde herabsehen und von ihr ein Stündchen sich anblicken lassen, ist das trefflichste Mittel zur Popularität, das man jedem jungen Regenten anraten möchte, und das, bei aller Größe, selbst Napoleon nicht ver-
schmäht hat."

Das Gespräch wendete sich nochmals zu den Katholiken, und wie groß der Geistlichen Einfluß und Wirken im stillen sei. Man erzählte von einem jungen Schriftsteller in Hanau, der vor kurzem in einer Zeitschrift, die er herausgegeben, ein wenig heiter über den Rosenkranz gesprochen. Diese Zeitschrift sei sogleich eingegangen, und zwar durch den Einfluß der Geistlichen in ihren verschiedenen Gemeinden. „Von meinem ‚Werther‘“ sagte Goethe, „erschien sehr bald eine italienische Übersetzung in Mailand. Aber von der ganzen Auflage war in kurzem auch nicht ein einziges Exemplar mehr zu sehen. Der Bischof war dahinter gekommen und hatte die ganze Edition von den Geistlichen in den Gemeinden aufkaufen lassen. Es verdroß mich nicht, ich freute mich vielmehr über den klugen Herrn, der sogleich einsah, daß der ‚Werther‘ für die Katholiken ein schlechtes Buch sei, und ich mußte ihn loben, daß er auf der Stelle die wirksamsten Mittel ergriffen, es ganz im stillen wieder aus der Welt zu schaffen.“

Sonntag, den 5. April 1829.

Goethe erzählte mir, daß er vor Tisch nach Belvedere gefahren sei, um Coudrays neue Treppe im Schloß in Augenschein zu nehmen, die er vortrefflich gefunden. Auch sagte er mir, daß ein großer versteinerner Klotz angekommen, den er mir zeigen wolle.

„Solche versteinerte Stämme“, sagte er, „finden sich unter dem einundfünfzigsten Grade ganz herum bis nach Amerika, wie ein Erdgürtel. Man muß immer mehr erstaunen. Von der früheren Organisation der Erde hat man gar keinen Begriff, und ich kann es Herrn von Buch nicht verdenken, wenn er die Menschen endoktrinirt, um seine Hypothesen zu verbreiten. Er weiß nichts, aber niemand weiß mehr, und da ist es denn am Ende einerlei, was gelehrt wird, wenn es nur einigermaßen einen Anschein von Vernunft hat.“

Von Zelter grüßte mich Goethe, welches mir Freude machte. Dann sprachen wir von seiner italienischen Reise, und er sagte mir, daß er in einem seiner Briefe aus Italien ein Lied gefunden, das er mir zeigen wolle. Er bat mich, ihm ein Paket Schriften zu reichen, das mir gegenüber auf dem Pulte lag. Ich gab es ihm, es waren seine Briefe aus Italien; er suchte das Gedicht und las:

Rupido, loser eigensinniger Knabe,
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden.
Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Rutwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrat des Winters und senget mich Armen.
Du hast mir mein Gerät verstellt und verschoben,
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmst so ungeschickt; Ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumt die Hütte.

Ich freute mich sehr über dies Gedicht, das mir vollkommen neu erschien. „Es kann Ihnen nicht fremd sein,“ sagte Goethe, „denn es steht in der ‚Claudine von Villavella‘, wo es der Rugantino singt. Ich habe es jedoch

dort zerstückelt, so daß man darüber hinausliest und niemand merkt, was es heißen will. Ich dachte aber, es wäre gut. Es drückt den Zustand artig aus und bleibt hübsch im Gleichniß; es ist in Art der Anakreontischen. Eigentlich hätten wir dieses Lied und ähnliche andere aus meinen Opern unter den ‚Gedichten‘ wieder sollen abdrucken lassen, damit der Komponist doch die Lieder beisammen hätte.“ Ich fand dieses gut und vernünftig und merkte es mir für die Folge.

Goethe hatte das Gedicht sehr schön gelesen; ich brachte es nicht wieder aus dem Sinne, und auch ihm schien es ferner im Kopfe zu liegen. Die letzten Verse:

Du lärmst so ungeschickt; Ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumt die Hütte —

sprach er noch mitunter wie im Traume vor sich hin.

Er erzählte mir sodann von einem neuerschienenen Buch über Napoleon, das von einem Jugendbekannten des Helden verfaßt sei und worin man die merkwürdigsten Aufschlüsse erhalte. „Das Buch“, sagte er, „ist ganz nüchtern, ohne Enthusiasmus geschrieben, aber man sieht dabei, welchen großartigen Charakter das Wahre hat, wenn es einer zu sagen wagt.“

Auch von einem Trauerspiele eines jungen Dichters erzählte mir Goethe. „Es ist ein pathologisches Produkt,“ sagte er; „die Säfte sind Teilen überflüssig zugeleitet, die sie nicht haben wollen, und andern, die sie bedurft hätten, sind sie entzogen. Das Sujet war gut, sehr gut, aber die Szenen, die ich erwartete, waren nicht da, und andere, die ich nicht erwartete, waren mit Fleiß und Liebe behandelt. Ich dachte, das wäre pathologisch, oder auch romantisch, wenn Sie nach unserer neuen Theorie lieber wollen.“

Wir waren darauf noch eine Weile heiter beisammen, und Goethe bewirtete mich zuletzt noch mit vielem Honig, auch mit einigen Datteln, die ich mitnahm.

Montag, den 6. April 1829.

Goethe gab mir einen Brief von Egon Ebert, den ich bei Tisch las und der mir Freude machte. Wir sprachen viel Lobliches von Egon Ebert und Böhmen, und gedachten auch des Professors Zauper mit Liebe.

„Das Böhmen ist ein eigenes Land,“ sagte Goethe, „ich bin dort immer gerne gewesen. Die Bildung der Literatoren hat noch etwas Reines, welches im nördlichen Deutschland schon anfängt selten zu werden, indem hier jeder Lump schreibt, bei dem an ein sittliches Fundament und eine höhere Absicht nicht zu denken ist.“

Goethe sprach sodann von Egon Eberts neuestem epischen Gedicht, desgleichen von der früheren Weiberherrschaft in Böhmen, und woher die Sage von den Amazonen entstanden.

Dies brachte die Unterhaltung auf das Epos eines anderen Dichters, der sich viel Mühe gegeben, sein Werk in öffentlichen Blättern günstig beurteilt zu sehen. „Solche Urteile“, sagte Goethe, „sind denn auch hier und dort erschienen. Nun aber ist die ‚Halle'sche Literaturzeitung‘ dahinter gekommen und hat geradezu ausgesprochen, was von dem Gedicht eigentlich zu halten, wodurch denn alle günstigen Redensarten der übrigen Blätter vernichtet worden. Wer jetzt nicht das Rechte will, ist bald entdeckt; es ist nicht mehr die Zeit, das Publikum zum besten zu haben und es in die Irre zu führen.“

„Ich bewundere,“ sagte ich, „daß die Menschen um ein

wenig Namen es sich so sauer werden lassen, so daß sie selbst zu falschen Mitteln ihre Zuflucht nehmen."

"Liebes Kind," sagte Goethe, "ein Name ist nichts Geringses. Hat doch Napoleon eines großen Namens wegen fast die halbe Welt in Stücke geschlagen!"

Es entstand eine kleine Pause im Gespräch. Dann aber erzählte Goethe mir Ferneres von dem neuen Buche über Napoleon. "Die Gewalt des Wahren ist groß", sagte er. "Aller Nimbus, alle Illusion, die Journalisten, Geschichtsschreiber und Poeten über Napoleon gebracht haben, verschwindet vor der entsetzlichen Realität dieses Buchs; aber der Held wird dadurch nicht kleiner, vielmehr wächst er, sowie er an Wahrheit zunimmt."

"Eine eigene Zaubergewalt", sagte ich, "mußte er in seiner Persönlichkeit haben, daß die Menschen ihm so gleich zufliehen und anhängen und sich von ihm leiten ließen."

"Allerdings", sagte Goethe, "war seine Persönlichkeit eine überlegene. Die Hauptsache aber bestand darin, daß die Menschen gewiß waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deshalb fielen sie ihm zu, sowie sie es jedem tun, der ihnen eine ähnliche Gewißheit einflößt. Fallen doch die Schauspieler einem neuen Regisseur zu, von dem sie glauben, daß er sie in gute Rollen bringen werde. Dies ist ein altes Märchen, das sich immer wiederholt; die menschliche Natur ist einmal so eingerichtet. Niemand dient einem andern aus freien Stücken; weiß er aber, daß er damit sich selber dient, so tut er es gerne. Napoleon kannte die Menschen zu gut, und er wußte von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen."

Das Gespräch wendete sich auf Zelter. "Sie wissen," sagte Goethe, "daß Zelter den preußischen Orden be-

kommen. Nun hatte er aber noch kein Wappen; aber eine große Nachkommenschaft ist da, und somit die Hoffnung auf eine weit hinaus dauernde Familie. Er mußte also ein Wappen haben, damit eine ehrenvolle Grundlage sei, und ich habe den lustigen Einfall gehabt, ihm eins zu machen. Ich schrieb an ihn, und er war es zufrieden; aber ein Pferd wollte er haben. Gut, sagte ich, ein Pferd sollst du haben, aber eins mit Flügeln. Sehen Sie sich einmal um, hinter Ihnen liegt ein Papier, ich habe darauf mit einer Bleifeder den Entwurf gemacht."

Ich nahm das Blatt und betrachtete die Zeichnung. Das Wappen sah sehr stattlich aus, und die Erfindung mußte ich loben. Das untere Feld zeigte die Turmzinne einer Stadtmauer, um anzudeuten, daß Zelter in früherer Zeit ein tüchtiger Maurer gewesen. Ein geflügeltes Pferd hebt sich dahinter hervor, nach höheren Regionen strebend, wodurch sein Genius und Aufschwung zum Höheren ausgesprochen war. Dem Wappenschild oben fügte sich eine Lyra auf, über welcher ein Stern leuchtete, als ein Symbol der Kunst, wodurch der treffliche Freund unter dem Einfluß und Schutz günstiger Gestirne sich Ruhm erworben. Unter dem Wappen an hing der Orden, womit sein König ihn beglückt und geehrt als Zeichen gerechter Anerkennung großer Verdienste.

"Ich habe es von Facius stechen lassen," sagte Goethe, „und Sie sollen einen Abdruck sehen. Ist es aber nicht artig, daß ein Freund dem andern ein Wappen macht und ihm dadurch gleichsam den Adel gibt?“ Wir freuten uns über den heiteren Gedanken, und Goethe schickte zu Facius, um einen Abdruck holen zu lassen.

Wir saßen noch eine Weile am Tisch, indem wir zu gutem Biskuit einige Gläser alten Rheinwein tranken.

Goethe summt Undeutliches vor sich hin. Mir kam das Gedicht von gestern wieder in den Kopf, ich rezitierte:

Du hast mir mein Gerät verstellt und verschoben,
Ich such' und bin wie blind und irre geworden —

„Ich kann das Gedicht nicht wieder los werden,“ sagte ich, „es ist durchaus eigenartig und drückt die Unordnung so gut aus, die durch die Liebe in unser Leben gebracht wird.“

„Es bringt uns einen düsteren Zustand vor Augen“, sagte Goethe.

„Es macht mir den Eindruck eines Bildes,“ sagte ich, „eines niederländischen.“

„Es hat so etwas von ‚Good man‘ und ‚Good wife‘“, sagte Goethe.

„Sie nehmen mir das Wort von der Zunge,“ sagte ich, „denn ich habe schon fortwährend an jenes Schottische denken müssen und das Bild von Ostade war mir vor Augen.“

„Aber wunderbarlich ist es,“ sagte Goethe, „daß sich beide Gedichte nicht malen lassen; sie geben wohl den Eindruck eines Bildes, eine ähnliche Stimmung, aber gemalt wären sie nichts.“

„Es sind dieses schöne Beispiele,“ sagte ich, „wo die Poesie der Malerei so nahe als möglich tritt, ohne aus ihrer eigentlichen Sphäre zu gehen. Solche Gedichte sind mir die liebsten, indem sie Anschauung und Empfindung zugleich gewähren. Wie Sie aber zu dem Gefühl eines solchen Zustandes gekommen sind, begreife ich kaum; das Gedicht ist wie aus einer anderen Zeit und einer andern Welt.“

„Ich werde es auch nicht zum zweiten Male machen,“ sagte Goethe, „und wüßte auch nicht zu sagen, wie ich

dazu gekommen bin; wie uns denn dieses sehr oft geschieht."

"Noch etwas Eigenes", sagte ich, "hat das Gedicht. Es ist mir immer, als wäre es gereimt, und doch ist es nicht so. Woher kommt das?"

"Es liegt im Rhythmus", sagte Goethe. "Die Verse beginnen mit einem Vorschlag, gehen trochäisch fort, wo denn der Daktylus gegen das Ende eintritt, welcher eigenartig wirkt und wodurch es einen düster klagenden Charakter bekommt." Goethe nahm eine Bleifeder und teilte so ab:

Don | meinem | breiten | Lager | bin ich ver | trieben.

Wir sprachen über Rhythmus im allgemeinen und kamen darin überein, daß sich über solche Dinge nicht denken lasse. "Der Takt", sagte Goethe, "kommt aus der poetischen Stimmung, wie unbewußt. Wollte man darüber denken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt und brächte nichts Gescheites zustande."

Ich wartete auf den Abdruck des Siegels. Goethe fing an über Guizot zu reden. "Ich gehe in seinen Vorlesungen fort," sagte er, "und sie halten sich trefflich. Die diesjährigen gehen etwa bis ins 8. Jahrhundert. Er besitzt einen Tiefblick und Durchblick, wie er mir bei keinem Geschichtschreiber größer vorgekommen. Dinge, woran man nicht denkt, erhalten in seinen Augen die größte Wichtigkeit, als Quellen bedeutender Ereignisse. Welchen Einfluß z. B. das Vormwalten gewisser religiöser Meinungen auf die Geschichte gehabt, wie die Lehre von der Erbsünde, von der Gnade, von guten Werken gewissen Epochen eine solche und eine andere Gestalt gegeben, sehen wir deutlich hergeleitet und nachgewiesen.

Auch das römische Recht, als ein fortlebendes, das gleich einer untertauchenden Ente sich zwar von Zeit zu Zeit verbirgt, aber nie ganz verloren geht und immer einmal wieder lebendig hervortritt, sehen wir sehr gut behandelt, bei welcher Gelegenheit denn auch unserem trefflichen Savigny volle Anerkennung zuteil wird.

„Wie Guizot von den Einflüssen redet, welche die Gallier in früher Zeit von fremden Nationen empfangen, ist mir besonders merkwürdig gewesen, was er von den Deutschen sagt. ‚Die Germanen‘, sagt er, ‚brachten uns die Idee der persönlichen Freiheit, welche diesem Volke vor allem eigen war‘. Ist das nicht sehr artig und hat er nicht vollkommen recht, und ist nicht diese Idee noch bis auf den heutigen Tag unter uns wirksam? Die Reformation kam aus dieser Quelle wie die Burschenverschwörung auf der Wartburg, Gescheites wie Dummes. Auch das Buntscheckige unserer Literatur, die Sucht unserer Poeten nach Originalität, und daß jeder glaubt, eine neue Bahn machen zu müssen, sowie die Absonderung und Verisolierung unserer Gelehrten, wo jeder für sich steht und von seinem Punkte aus sein Wesen treibt: alles kommt daher. Franzosen und Engländer dagegen halten weit mehr zusammen und richten sich nacheinander. In Kleidung und Betragen haben sie etwas Übereinstimmendes. Sie fürchten, voneinander abzuweichen, um sich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen. Die Deutschen aber gehen jeder seinem Kopfe nach, jeder sucht sich selber genug zu tun, er fragt nicht nach dem andern; denn in jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der persönlichen Freiheit, woraus denn, wie gesagt, viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Absurdes.“

Dienstag, den 7. April 1829.

Ich fand, als ich hereintrat, Hofrat Meyer, der einige Zeit unpäßlich gewesen, mit Goethe am Tisch sitzen, und freute mich, ihn wieder so weit hergestellt zu sehen. Sie sprachen von Kunstfachen, von Peel, der einen Claude Lorrain für viertausend Pfund gekauft, wodurch Peel sich denn besonders in Meyers Gunst gesetzt hatte. Die Zeitungen wurden gebracht, worein wir uns teilten, in Erwartung der Suppe.

Als an der Tagesordnung kam die Emanzipation der Irländer sehr bald zur Erwähnung. „Das Lehrreiche für uns dabei ist,“ sagte Goethe, „daß bei dieser Gelegenheit Dinge an den Tag kommen, woran niemand gedacht hat, und die ohne diese Veranlassung nie wären zur Sprache gebracht worden. Recht klar über den irländischen Zustand werden wir aber doch nicht, denn die Sache ist zu verwickelt. So viel aber sieht man, daß dieses Land an Übeln leidet, die durch kein Mittel und also auch nicht durch die Emanzipation gehoben werden können. War es bis jetzt ein Unglück, daß Irland seine Übel alleine trug, so ist es jetzt ein Unglück, daß England mit hineingezogen wird. Das ist die Sache. Und den Katholiken ist gar nicht zu trauen. Man sieht, welchen schlimmen Stand die zwei Millionen Protestanten gegen die Übermacht der fünf Millionen Katholiken bisher in Irland gehabt haben, und wie z. B. arme protestantische Pächter gedrückt, schikaniert und gequält worden, die von katholischen Nachbarn umgeben waren. Die Katholiken vertragen sich unter sich nicht, aber sie halten immer zusammen, wenn es gegen einen Protestanten geht. Sie sind einer Meute Hunde gleich, die sich untereinander beißen, aber sobald sich ein Hirsch zeigt, sogleich einig sind und in Masse auf ihn losgehen.“

Von den Irländern wendete sich das Gespräch zu den Händeln in der Türkei. Man wunderte sich, wie die Russen, bei ihrer Übermacht, im vorjährigen Feldzuge nicht weiter gekommen. „Die Sache ist die,“ sagte Goethe, „die Mittel waren unzulänglich, und deshalb machte man zu große Anforderungen an einzelne, wodurch denn persönliche Großthaten und Aufopferungen geschahen, ohne die Angelegenheit im ganzen zu fördern.“

„Es mag auch ein verwünschtes Lokal sein“, sagte Meyer; „man sieht in den ältesten Zeiten, daß es in dieser Gegend, wenn ein Feind von der Donau her zu dem nördlichen Gebirge eindringen wollte, immer Handel setzte, daß er immer den hartnäckigsten Widerstand gefunden, und daß er fast nie hereingekommen ist. Wenn die Russen sich nur die Seeseite offen halten, um sich von dorthier mit Proviant versehen zu können!“

„Das ist zu hoffen“, sagte Goethe.

„Ich lese jetzt ‚Napoleons Feldzug in Ägypten‘, und zwar was der tägliche Begleiter des Helden, was Bourrienne davon sagt, wo denn das Abenteuerliche von vielen Dingen verschwindet und die Fakta in ihrer nackten erhabenen Wahrheit dastehen. Man sieht, er hatte bloß diesen Zug unternommen, um eine Epoche auszufüllen, wo er in Frankreich nichts tun konnte, um sich zum Herrn zu machen. Er war anfänglich unschlüssig, was zu tun sei; er besuchte alle französischen Häfen an der Küste des Atlantischen Meeres hinunter, um den Zustand der Schiffe zu sehen und sich zu überzeugen, ob eine Expedition nach England möglich oder nicht. Er fand aber, daß es nicht geraten sei, und entschloß sich daher zu dem Zuge nach Ägypten.“

„Ich muß bewundern,“ sagte ich, „wie Napoleon bei

solcher Jugend mit den großen Angelegenheiten der Welt so leicht und sicher zu spielen wußte, als wäre eine vieljährige Praxis und Erfahrung vorangegangen."

"Liebes Kind," sagte Goethe, "das ist das Angeborene des großen Talents. Napoleon behandelte die Welt wie Hummel seinen Flügel; beides erscheint uns wunderbar, wir begreifen das eine so wenig wie das andere, und doch ist es so und geschieht vor unsern Augen. Napoleon war darin besonders groß, daß er zu jeder Stunde derselbige war. Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er stand immer auf festen Füßen und war immer klar und entschieden, was zu tun sei. Er war immer in seinem Element und jedem Augenblick und jedem Zustande gewachsen, so wie es Hummeln gleichviel ist, ob er ein Adagio oder ein Allegro, ob er im Bass oder im Diskant spielt. Das ist die Facilität, die sich überall findet, wo ein wirkliches Talent vorhanden ist, in Künsten des Friedens wie des Krieges, am Klavier wie hinter den Kanonen.

"Man sieht aber an diesem Buche," fuhr Goethe fort, "wie viele Märchen uns von seinem ägyptischen Feldzuge erzählt worden. Manches bestätigt sich zwar, allein vieles gar nicht, und das meiste ist anders.

"Daß er die achthundert türkischen Gefangenen hat erschießen lassen, ist wahr; aber es erscheint als reifer Beschluß eines langen Kriegsrates, indem nach Erwägung aller Umstände kein Mittel gewesen ist, sie zu retten.

"Daß er in die Pyramiden soll hinabgestiegen sein, ist ein Märchen. Er ist hübsch außerhalb stehen geblieben und hat sich von den andern erzählen lassen, was sie unten gesehen.

„So auch verhält sich die Sage, daß er orientalisches Kostüm angelegt, ein wenig anders. Er hat bloß ein einziges Mal im Hause diese Maskeade gespielt und ist so unter den Seinigen erschienen, zu sehen, wie es ihn kleide. Aber der Turban hat ihm nicht gestanden, wie er denn allen länglichen Köpfen nicht steht: und so hat er dieses Kostüm nie wieder angelegt.

„Die Pestkranken aber hat er wirklich besucht, und zwar um ein Beispiel zu geben, daß man die Pest überwinden könne, wenn man die Furcht zu überwinden fähig sei. Und er hat recht! Ich kann aus meinem eigenen Leben ein Faktum erzählen, wo ich bei einem Faulstieber der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt war und wo ich bloß durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es ist unglaublich, was in solchen Fällen der moralische Wille vermag. Er durchdringt gleichsam den Körper und setzt ihn in einen aktiven Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zurückschlägt. Die Furcht dagegen ist ein Zustand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Besitz zu nehmen. Das kannte Napoleon zu gut, und er wußte, daß er nichts wagte, seiner Armee ein imposantes Beispiel zu geben.

„Aber“, fuhr Goethe sehr heiter scherzend fort, „habt Respekt! Napoleon hatte in seiner Feldbibliothek was für ein Buch? — Meinen ‚Werther‘!“

„Daß er ihn gut studiert gehabt,“ sagte ich, „sieht man bei seinem Leber in Erfurt.“

„Er hatte ihn studiert wie ein Kriminalrichter seine Akten,“ sagte Goethe, „und in diesem Sinne sprach er auch mit mir darüber.“

„Es findet sich in dem Werke des Herrn Bourrienne eine Liste der Bücher, die Napoleon in Ägypten bei sich

geführt, worunter denn auch der ‚Werther‘ steht. Daß Merkwürdigste an dieser Liste aber ist, wie die Bücher unter verschiedenen Rubriken klassifiziert werden. Unter der Aufschrift ‚Politique‘ z. B. finden wir aufgeführt: ‚Le vieux testament‘, ‚Le nouveau testament‘, ‚Le coran‘; woraus man denn sieht, aus welchem Gesichtspunkt Napoleon die religiösen Dinge angesehen.“

Goethe erzählte uns noch manches Interessante aus dem Buche, das ihn beschäftigte. Unter anderm auch kam zur Sprache, wie Napoleon mit der Armee an der Spitze des Roten Meeres zur Zeit der Ebbe durch einen Teil des trockenen Meeresbettes gegangen, aber von der Flut eingeholt worden sei, so daß die letzte Mannschaft bis unter die Arme im Wasser habe waten müssen und es also mit diesem Wagniß fast ein pharaonisches Ende genommen hätte. Bei dieser Gelegenheit sagte Goethe manches Neue über das Herankommen der Flut. Er verglich es mit den Wolken, die uns nicht aus weiter Ferne kommen, sondern die an allen Orten zugleich entstehen und sich überall gleichmäßig fortschieben.

Mittwoch, den 8. April 1829.

Goethe saß schon am gedeckten Tisch, als ich hereintrat; er empfing mich sehr heiter. „Ich habe einen Brief erhalten,“ sagte er, „woher? — Von Rom! Aber von wem? — Vom König von Bayern!“

„Ich teile Ihre Freude“, sagte ich. „Aber ist es nicht eigen, ich habe mich seit einer Stunde auf einem Spaziergange sehr lebhaft mit dem König von Bayern in Gedanken beschäftigt, und nun erfahre ich diese angenehme Nachricht.“

„Es kündigt sich oft etwas in unserem Innern an“,

sagte Goethe. „Dort liegt der Brief, nehmen Sie, setzen Sie sich zu mir her und lesen Sie!“

Ich nahm den Brief, Goethe nahm die Zeitung, und so las ich denn ganz ungestört die königlichen Worte. Der Brief war datiert: Rom, den 26. März 1829, und mit einer stattlichen Hand sehr deutlich geschrieben. Der König meldete Goethen, daß er sich in Rom ein Besitztum gekauft, und zwar die Villa di Malta mit anliegenden Gärten, in der Nähe der Villa Ludovisi, am nordwestlichen Ende der Stadt, auf einem Hügel gelegen, so daß er das ganze Rom überschauen könne und gegen Nordost einen freien Anblick von Sanct-Peter habe. „Es ist eine Aussicht,“ schreibt er, „welche zu genießen man weit reisen würde, und die ich nun bequem zu jeder Stunde des Tages aus den Fenstern meines Eigentums habe.“ Er fährt fort, sich glücklich zu preisen, nun in Rom auf eine so schöne Weise ansässig zu sein. „Ich hatte Rom in zwölf Jahren nicht gesehen,“ schreibt er, „ich sehnte mich danach, wie man sich nach einer Geliebten sehnt; von nun an aber werde ich mit der beruhigten Empfindung zurückkehren, wie man zu einer geliebten Freundin geht.“ Von den erhabenen Kunstschätzen und Gebäuden spricht er sodann mit der Begeisterung eines Kenners, dem das wahrhaft Schöne und dessen Förderung am Herzen liegt, und der jede Abweichung vom guten Geschmack lebhaft empfindet. Überall war der Brief durchweg so schön und menschlich empfunden und ausgedrückt, wie man es von so hohen Personen nicht erwartet. Ich äußerte meine Freude darüber gegen Goethe.

„Da sehen Sie einen Monarchen,“ sagte er, „der neben der königlichen Majestät seine angeborene schöne Menschenatur gerettet hat. Es ist eine seltene Erscheinung und

deshalb um so erfreulicher.“ Ich sah wieder in den Brief und fand noch einige treffliche Stellen. „Hier in Rom“, schreibt der König, „erhole ich mich von den Sorgen des Thrones; die Kunst, die Natur sind meine täglichen Genüsse, Künstler meine Tischgenossen.“ Er schreibt auch, wie er oft an dem Hause vorbeigehe, wo Goethe gewohnt, und wie er dabei seiner gedenke. Aus den ‚Römischen Elegien‘ sind einige Stellen angeführt, woraus man sieht, daß der König sie gut im Gedächtnis hat und sie in Rom, an Ort und Stelle, von Zeit zu Zeit wieder lesen mag.

„Ja,“ sagte Goethe, „die ‚Elegien‘ liebt er besonders; er hat mich hier viel damit geplagt, ich sollte ihm sagen, was an dem Faktum sei, weil es in den Gedichten so anmutig erscheint, als wäre wirklich was Rechtes daran gewesen. Man bedenkt aber selten, daß der Poet meistens aus geringen Anlässen was Gutes zu machen weiß.

„Ich wollte nur,“ fuhr Goethe fort, „daß des Königs ‚Gedichte‘ jetzt da wären, damit ich in meiner Antwort etwas darüber sagen könnte. Nach dem Wenigen zu schließen, was ich von ihm gelesen, werden die Gedichte gut sein. In der Form und Behandlung hat er viel von Schiller, und wenn er nun in so prächtigem Gefäß und den Gehalt eines hohen Gemütes zu geben hat, so läßt sich mit Recht viel Treffliches erwarten.

„Indessen freue ich mich, daß der König sich in Rom so hübsch angekauft hat. Ich kenne die Villa, die Lage ist sehr schön, und die deutschen Künstler wohnen alle in der Nähe.“

Der Bediente wechselte die Teller, und Goethe sagte ihm, daß er den großen Kupferstich von Rom im Deckenzimmer am Boden ausbreiten möge. „Ich will Ihnen

doch zeigen, an welcher einem schönen Platz der König sich angekauft hat, damit Sie sich die Lokalität gehörig denken mögen.“ Ich fühlte mich Goethen sehr verbunden.

„Gestern abend“ versetzte ich, „habe ich die ‚Claudine von Villa Bella‘ gelesen und mich sehr daran erbaut. Es ist so gründlich in der Anlage und so verwegen, locker, frech und froh in der Erscheinung, daß ich den lebhaften Wunsch fühle, es auf dem Theater zu sehen.“

„Wenn es gut gespielt wird,“ sagte Goethe, „macht es sich gar nicht schlecht.“

„Ich habe schon in Gedanken das Stück besetzt,“ sagte ich, „und die Rollen verteilt. Herr Genast müßte den Rugantino machen, er ist für die Rolle wie geschaffen; Herr Franke den Don Pedro, denn er ist von einem ähnlichen Wuchs, und es ist gut, wenn zwei Brüder sich ein wenig gleich sind; Herr La Roche den Vasco, der dieser Rolle durch treffliche Maske und Kunst den wilden Anstrich geben würde, dessen sie bedarf.“

„Madame Eberwein“, fuhr Goethe fort, „dächte ich, wäre eine sehr gute Lucinde, und Demoiselle Schmidt machte die Claudine.“

„Zum Alonzo“, sagte ich, „müßten wir eine stattliche Figur haben, mehr einen guten Schauspieler als Sänger, und ich dächte, Herr Els oder Herr Graff würden da am Plage sein. Von wem ist denn die Oper komponiert, und wie ist die Musik?“

„Von Reichardt,“ antwortete Goethe, „und zwar ist die Musik vortrefflich. Nur ist die Instrumentierung, dem Geschmack der früheren Zeit gemäß, ein wenig schwach. Man müßte jetzt in dieser Hinsicht etwas nachhelfen und die Instrumentierung ein wenig stärker und voller machen.“

Unser Lied: ‚Rupido, loser eigensinniger Knabe‘, ist dem Komponisten ganz besonders gelungen.“

„Es ist eigen an diesem Liede,“ sagte ich, „daß es in eine Art behaglich träumerische Stimmung versetzt, wenn man es sich rezitiert.“

„Es ist aus einer solchen Stimmung hervorgegangen,“ sagte Goethe, „und da ist denn auch mit Recht die Wirkung eine solche.“

Wir hatten abgespeist. Friedrich kam und meldete, daß er den Kupferstich von Rom im Deckenzimmer ausgebreitet habe. Wir gingen ihn zu betrachten.

Das Bild der großen Weltstadt lag vor uns; Goethe fand sehr bald die Villa Ludovisi und in der Nähe den neuen Besitz des Königs, die Villa di Malta. „Sehen Sie,“ sagte Goethe, „was das für eine Lage ist! Das ganze Rom streckt sich ausgebreitet vor Ihnen hin, der Hügel ist so hoch, daß Sie gegen Mittag und Morgen über die Stadt hinaussehen. Ich bin in dieser Villa gewesen und habe oft den Anblick aus diesen Fenstern genossen. Hier, wo die Stadt jenseit der Tiber gegen Nordost spitz ausläuft, liegt Sankt-Peter, und hier der Vatikan in der Nähe. Sie sehen, der König hat aus den Fenstern seiner Villa den Fluß herüber eine freie Ansicht dieser Gebäude. Der lange Weg hier, von Norden herein zur Stadt, kommt aus Deutschland; das ist die Porta del Popolo; in einer dieser ersten Straßen zum Thor herein wohnte ich, in einem Eckhause. Man zeigt jetzt ein anderes Gebäude in Rom, wo ich gewohnt haben soll, es ist aber nicht das rechte. Aber es tut nichts; solche Dinge sind im Grunde gleichgültig, und man muß der Tradition ihren Lauf lassen.“

Wir gingen wieder in unser Zimmer zurück. — „Der

Kanzler“, sagte ich, „wird sich über den Brief des Königs freuen.“

„Er soll ihn sehen“, sagte Goethe.

„Wenn ich in den Nachrichten von Paris die Reden und Debatten in den Kammern lese,“ fuhr Goethe fort, „muß ich immer an den Kanzler denken, und zwar, daß er dort recht in seinem Element und an seinem Platz sein würde. Denn es gehört zu einer solchen Stelle nicht allein, daß man geschickt sei, sondern daß man auch den Trieb und die Lust zu reden habe, welches sich doch beides in unserm Kanzler vereinigt. Napoleon hatte auch diesen Trieb zu reden, und wenn er nicht reden konnte, mußte er schreiben oder diktieren. Auch bei Blücher finden wir, daß er gern redete, und zwar gut und mit Nachdruck, welches Talent er in der Loge ausgebildet hatte. Auch unser Großherzog redete gern, obgleich er lakonischer Natur war, und wenn er nicht reden konnte, so schrieb er. Er hat manche Abhandlung, manches Gesetz abgefaßt, und zwar meistens gut. Nur hat ein Fürst nicht die Zeit und die Ruhe, sich in allen Dingen die nötige Kenntniß des Details zu verschaffen. So hatte er in seiner letzten Zeit noch eine Ordnung gemacht, wie man restaurierte Gemälde bezahlen solle. Der Fall war sehr artig. Denn wie die Fürsten sind, so hatte er die Beurteilung der Restaurationskosten mathematisch auf Maß und Zahlen festgesetzt. Die Restauration, hatte er verordnet, soll fußweise bezahlt werden! Hält ein restauriertes Gemälde zwölf Quadratfuß, so sind zwölf Taler zu zahlen; hält es vier, so zahlt vier. Dies war fürstlich verordnet, aber nicht künstlerisch. Denn ein Gemälde von zwölf Quadratfuß kann in einem Zustande sein, daß es mit geringer Mühe an einem Tage zu restau-

rieren wäre; ein anderes aber von vier kann sich derart befinden, daß zu dessen Restauration kaum der Fleiß und die Mühe einer ganzen Woche hinreichen. Aber die Fürsten lieben als gute Militärs mathematische Bestimmungen und gehen gerne nach Maß und Zahl großartig zu Werke."

Ich freute mich dieser Anekdote. Sodann sprachen wir noch manches über Kunst und derartige Gegenstände.

"Ich besitze Handzeichnungen", sagte Goethe, "nach Gemälden von Raffael und Dominichin, worüber Meyer eine merkwürdige Äußerung gemacht hat, die ich Ihnen doch mitteilen will.

"Die Zeichnungen", sagte Meyer, "haben etwas Ungeübtes, aber man sieht, daß derjenige, der sie machte, ein zartes richtiges Gefühl von den Bildern hatte, die vor ihm waren, welches denn in die Zeichnungen übergegangen ist, so daß sie uns das Original sehr treu vor die Seele rufen. Würde ein jetziger Künstler jene Bilder kopieren, so würde er alles weit besser und vielleicht auch richtiger zeichnen; aber es ist vorauszusagen, daß ihm jene treue Empfindung des Originals fehlen, und daß also seine bessere Zeichnung weit entfernt sein würde, uns von Raffael und Dominichin einen so reinen vollkommenen Begriff zu geben."

"Ist das nicht ein sehr artiger Fall?" sagte Goethe. "Es könnte ein Ähnliches bei Übersetzungen stattfinden. Voß hat z. B. sicher eine treffliche Übersetzung vom Homer gemacht; aber es wäre zu denken, daß jemand eine naivere, wahrere Empfindung des Originals hätte besitzen und auch wiedergeben können, ohne im ganzen ein so meisterhafter Übersetzer wie Voß zu sein."

Ich fand dieses alles sehr gut und wahr und stimmte

vollkommen bei. Da das Wetter schön und die Sonne noch hoch am Himmel war, so gingen wir ein wenig in den Garten hinab, wo Goethe zunächst einige Baumzweige in die Höhe binden ließ, die zu tief in die Wege herabhingen.

Die gelben Krokus blühten sehr kräftig. Wir blickten auf die Blumen, und dann auf den Weg, wo wir denn vollkommen violette Bilber hatten. „Sie meinten neu- lich,“ sagte Goethe, „daß das Grüne und Rote sich gegen- seitig besser hervorrufe als das Gelbe und Blaue, indem jene Farben auf einer höheren Stufe ständen und des- halb vollkommener, gesättigter und wirksamer wären als diese. Ich kann das nicht zugeben. Jede Farbe, sobald sie sich dem Auge entschieden darstellt, wirkt zur Hervor- rufung der geforderten gleich kräftig; es kommt bloß darauf an, daß unser Auge in der rechten Stimmung, daß ein zu helles Sonnenlicht nicht hindere, und daß der Boden zur Aufnahme des geforderten Bildes nicht ungünstig sei. Überall muß man sich hüten, bei den Farben zu zarte Unterscheidungen und Bestimmungen zu machen, indem man gar zu leicht der Gefahr ausgesetzt wird, vom Wesentlichen ins Unwesentliche, vom Wahren in die Irre und vom Einfachen in die Verwickelung geführt zu werden.“

Ich merkte mir dieses als eine gute Lehre in meinen Studien. Indessen war die Zeit des Theaters heranz- gerückt, und ich schickte mich an, zu gehen. „Sehen Sie zu,“ sagte Goethe lachend, indem er mich entließ, „daß Sie die Schrecknisse der ‚Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers‘ heute gut überstehen.“

Freitag, den 10. April 1829.

„In Erwartung der Suppe will ich Ihnen indes eine Erquickung der Augen geben.“ Mit diesen freundlichen

Worten legte Goethe mir einen Band vor mit Landschaften von Claude Lorrain.

Es waren die ersten, die ich von diesem großen Meister gesehen. Der Eindruck war außerordentlich, und mein Erstaunen und Entzücken stieg, sowie ich ein folgendes und abermals ein folgendes Blatt umwendete. Die Gewalt der schattigen Massen hüben und drüben, nicht weniger das mächtige Sonnenlicht aus dem Hintergrunde hervor in der Luft und dessen Widerglanz im Wasser, woraus denn immer die große Klarheit und Entschiedenheit des Eindrucks hervorging, empfand ich als stets wiederkehrende Kunstmaxime des großen Meisters. So auch hatte ich mit Freude zu bewundern, wie jedes Bild durch und durch eine kleine Welt für sich ausmachte, in der nichts existierte, was nicht der herrschenden Stimmung gemäß war und sie beförderte. War es ein Seehafen mit ruhenden Schiffen, tätigen Fischern und dem Wasser angrenzenden Prachtgebäuden; war es eine einsame dürftige Hügelsegend mit naschenden Ziegen, kleinem Bach und Brücke, etwas Buschwerk und schattigem Baum, worunter ein ruhender Hirte die Schalmel bläst; oder war es eine tiefer liegende Bruchgegend mit stagnierendem Wasser, das bei mächtiger Sommerwärme die Empfindung behaglicher Kühle gibt; immer war das Bild durch und durch nur eins, nirgends die Spur von etwas Fremdem, das nicht zu diesem Element gehörte.

„Da sehen Sie einmal einen vollkommenen Menschen,“ sagte Goethe, „der schön gedacht und empfunden hat und in dessen Gemüt eine Welt lag, wie man sie nicht leicht irgendwo draußen antrifft. Die Bilder haben die höchste Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit. Claude Lorrain kannte die reale Welt bis ins kleinste Detail

auswendig, und er gebrauchte sie als Mittel, um die Welt seiner schönen Seele auszudrücken. Und das ist eben die wahre Idealität, die sich realer Mittel so zu bedienen weiß, daß das erscheinende Wahre eine Täuschung hervorbringt, als sei es wirklich."

"Ich dachte," sagte ich, „das wäre ein gutes Wort, und zwar ebenso gütig in der Poesie wie in den bildenden Künsten."

"Ich sollte meinen", sagte Goethe.

"Indessen", fuhr er fort, „wäre es wohl besser, Sie sparten sich den ferneren Genuß des trefflichen Claude zum Nachtiſch, denn die Bilder sind wirklich zu gut, um viele davon hintereinander zu sehen."

"Ich fühle so," sagte ich, „denn mich wandelt jedesmal eine gewisse Furcht an, wenn ich das folgende Blatt umwenden will. Es ist eine Furcht eigener Art, die ich vor diesem Schönen empfinde, so wie es uns wohl mit einem trefflichen Buche geht, wo gehäufte kostbare Stellen uns nötigen innezuhalten, und wir nur mit einem gewissen Zaudern weiter gehen."

"Ich habe dem König von Bayern geantwortet," versetzte Goethe nach einer Pause, „und Sie sollen den Brief lesen."

"Das wird sehr lehrreich für mich sein," sagte ich, „und ich freue mich dazu."

"Indes", sagte Goethe, „steht hier in der ‚Allgemeinen Zeitung‘ ein Gedicht an den König, das der Kanzler mir gestern vorlas, und das Sie doch auch sehen müssen." Goethe gab mir das Blatt, und ich las das Gedicht im stillen.

"Nun, was sagen Sie dazu?" sagte Goethe.

"Es sind die Empfindungen eines Dilettanten," sagte

ich, „der mehr guten Willen als Talent hat, und dem die Höhe der Literatur eine gemachte Sprache überliefert, die für ihn tönt und reimt, während er selber zu reden glaubt.“

„Sie haben vollkommen recht,“ sagte Goethe, „ich halte das Gedicht auch für ein sehr schwaches Produkt; es gibt nicht die Spur von äußerer Anschauung, es ist bloß mental, und das nicht im rechten Sinne.“

„Um ein Gedicht gut zu machen,“ sagte ich, „dazu gehören bekanntlich große Kenntnisse der Dinge, von denen man redet, und wem nicht, wie Claude Lorrain, eine ganze Welt zu Gebote steht, der wird, bei den besten ideellen Richtungen, selten etwas Gutes zutage bringen.“

„Und das Eigene ist,“ sagte Goethe, „daß nur das geborene Talent eigentlich weiß, worauf es ankommt, und daß alle übrigen mehr oder weniger in der Irre gehen.“

„Das beweisen die Ästhetiker,“ sagte ich, „von denen fast keiner weiß, was eigentlich gelehrt werden sollte, und welche die Verwirrung der jungen Poeten vollkommen machen. Statt vom Realen zu handeln, handeln sie vom Idealen, und statt den jungen Dichter darauf hinzuweisen, was er nicht hat, verwirren sie ihm das, was er besitzt. Wem z. B. von Haus aus einiger Wis und Humor angeboren wäre, wird sicher mit diesen Kräften am besten wirken, wenn er kaum weiß, daß er damit begabt ist; wer aber die gepriesenen Abhandlungen über so hohe Eigenschaften sich zu Gemüte führte, würde sogleich in dem unschuldigen Gebrauch dieser Kräfte gestört und gehindert werden, das Bewußtsein würde diese Kräfte paralytisieren, und er würde, statt einer gehofften Förderung, sich unsäglich gehindert sehen.“

„Sie haben vollkommen recht, und es wäre über dieses Kapitel vieles zu sagen.

„Ich habe indes“, fuhr er fort, „das neue Epos von Egon Ebert gelesen, und Sie sollen es auch tun, damit wir ihm vielleicht von hier aus ein wenig nachhelfen. Das ist nun wirklich ein recht erfreuliches Talent, aber diesem neuen Gedicht mangelt die eigentliche poetische Grundlage, die Grundlage des Realen. Landschaften, Sonnen-Auf- und -Untergänge, Stellen, wo die äußere Welt die seinige war, sind vollkommen gut und nicht besser zu machen. Das übrige aber, was in vergangenen Jahrhunderten hinauslag, was der Sage angehörte, ist nicht in der gehörigen Wahrheit erschienen, und es mangelt diesem der eigentliche Kern. Die Amazonen und ihr Leben und Handeln sind ins Allgemeine gezogen, in das, was junge Leute für poetisch und romantisch halten und was dafür in der ästhetischen Welt gewöhnlich passiert.“

„Es ist dies ein Fehler,“ sagte ich, „der durch die ganze jetzige Literatur geht. Man vermeidet das spezielle Wahre, aus Furcht, es sei nicht poetisch, und verfällt dadurch in Gemeinplätze.“

„Egon Ebert“, sagte Goethe, „hätte sich sollen an die Überlieferung der Chronik halten, da hätte aus seinem Gedicht etwas werden können. Wenn ich bedenke, wie Schiller die Überlieferung studierte, was er sich für Mühe mit der Schweiz gab, als er seinen ‚Tell‘ schrieb, und wie Shakespeare die Chroniken benutzte und ganze Stellen daraus wörtlich in seine Stücke aufgenommen hat, so könnte man einem jetzigen jungen Dichter auch wohl dergleichen zumuten. In meinem ‚Clavigo‘ habe ich aus den Memoiren des Beaumarchais ganze Stellen.“

„Es ist aber so verarbeitet,“ sagte ich, „daß man es nicht merkt, es ist nicht stoffartig geblieben.“

„So ist es recht,“ sagte Goethe, „wenn es so ist.“

Goethe erzählte mir sodann einige Züge von Beaumarchais. „Er war ein toller Christ,“ sagte er, „und Sie müssen seine Memoiren lesen. Prozesse waren sein Element, worin es ihm erst eigentlich wohl wurde. Es existieren noch Reden von Advokaten aus einem seiner Prozesse, die zu dem Merkwürdigsten, Talentreichsten und Berwegensten gehören, was je in dieser Art verhandelt worden. Eben diesen berühmten Prozeß verlor Beaumarchais. Als er die Treppe des Gerichtshofes hinabging, begegnete ihm der Kanzler, der hinauf wollte. Beaumarchais sollte ihm ausweichen, allein dieser weigerte sich und bestand darauf, daß jeder zur Hälfte Platz machen müsse. Der Kanzler, in seiner Würde beleidigt, befahl den Leuten seines Gefolges, Beaumarchais auf die Seite zu schieben, welches geschah; worauf denn Beaumarchais auf der Stelle wieder in den Gerichtssaal zurückging und einen Prozeß gegen den Kanzler anhängig machte, den er gewann.“

Ich freute mich über diese Anekdote, und wir unterhielten uns bei Tisch heiter fort über verschiedene Dinge.

„Ich habe meinen ‚Zweiten Aufenthalt in Rom‘ wieder vorgenommen,“ sagte Goethe, „damit ich ihn endlich los werde und an etwas anderes gehen kann. Meine gedruckte ‚Italienische Reise‘ habe ich, wie Sie wissen, ganz aus Briefen redigiert. Die Briefe aber, die ich während meines zweiten Aufenthaltes in Rom geschrieben, sind nicht der Art, um davon vorzüglichen Gebrauch machen zu können; sie enthalten zu viele Bezüge nach Haus, auf meine weimarischen Verhältnisse, und zeigen zu wenig

von meinem italienischen Leben. Aber es finden sich darin manche Äußerungen, die meinen damaligen inneren Zustand ausdrücken. Nun habe ich den Plan, solche Stellen auszuziehen und einzeln übereinander zu setzen, und sie so meiner Erzählung einzuschalten, auf welche dadurch eine Art von Ton und Stimmung übergehen wird.“ Ich fand dieses vollkommen gut und bestätigte Goethe in dem Vorsatz.

„Man hat zu allen Zeiten gesagt und wiederholt,“ fuhr Goethe fort, „man solle trachten, sich selber zu kennen. Dies ist eine seltsame Forderung, der bis jetzt niemand genügt hat, und der eigentlich auch niemand genügen soll. Der Mensch ist mit allem seinem Sinnen und Trachten aufs Äußere angewiesen, auf die Welt um ihn her, und er hat zu tun, diese insoweit zu kennen und sich insoweit dienstbar zu machen, als er es zu seinen Zwecken bedarf. Von sich selber weiß er bloß, wenn er genießt oder leidet, und so wird er auch bloß durch Leiden und Freuden über sich belehrt, was er zu suchen oder zu meiden hat. Übrigens aber ist der Mensch ein dunkles Wesen, er weiß nicht, woher er kommt noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht, und Gott soll mich auch davor behüten. Was ich aber sagen wollte, ist dieses, daß ich in Italien in meinem vierzigsten Jahre klug genug war, um mich selber insoweit zu kennen, daß ich kein Talent zur bildenden Kunst habe, und daß diese meine Tendenz eine falsche sei. Wenn ich etwas zeichnete, so fehlte es mir an genugsamem Trieb für das Körperliche; ich hatte eine gewisse Furcht, die Gegenstände auf mich eindringend zu machen, vielmehr war das Schwächere, das Mäßige nach meinem Sinn. Wachte

ich eine Landschaft und kam ich aus den schwachen Fernen durch die Mittelgründe heran, so fürchtete ich immer, dem Vordergrund die gehörige Kraft zu geben, und so tat denn mein Bild nie die rechte Wirkung. Auch machte ich keine Fortschritte, ohne mich zu üben, und ich mußte immer wieder von vorne anfangen, wenn ich eine Zeitlang ausgelegt hatte. Ganz ohne Talent war ich jedoch nicht, besonders zu Landschaften, und Hackert sagte sehr oft: „Wenn Sie achtzehn Monate bei mir bleiben wollen, so sollen Sie etwas machen, woran Sie und andere Freude haben.“

Ich hörte dieses mit großem Interesse. „Wie aber“, sagte ich, „soll man erkennen, daß einer zur bildenden Kunst ein wahrhaftes Talent habe?“

„Das wirkliche Talent“, sagte Goethe, „besitzt einen angeborenen Sinn für die Gestalt, die Verhältnisse und die Farbe, so daß es alles dieses unter weniger Anleitung sehr bald und richtig macht. Besonders hat es den Sinn für das Körperliche, und den Trieb, es durch die Beleuchtung handgreiflich zu machen. Auch in den Zwischenpausen der Übung schreitet es fort und wächst im Innern. Ein solches Talent ist nicht schwer zu erkennen, am besten aber erkennt es der Meister.

„Ich habe diesen Morgen das Fürstenhaus besucht,“ fuhr Goethe sehr heiter fort; „die Zimmer der Großherzogin sind höchst geschmackvoll geratet, und Coudray hat mit seinen Italienern neue Proben großer Geschicklichkeit abgelegt. Die Maler waren an den Wänden noch beschäftigt; es sind ein paar Mailänder; ich redete sie gleich italienisch an und merkte, daß ich die Sprache nicht vergessen hatte. Sie erzählten mir, daß sie zuletzt das Schloß des Königs von Württemberg gemalt, daß

sie sodann nach Gotha verschrieben worden, wo sie indes nicht hätten einig werden können; man habe zur selben Zeit in Weimar von ihnen erfahren und sie hierher berufen, um die Zimmer der Großherzogin zu dekorieren. Ich hörte und sprach das Italienische einmal wieder gern, denn die Sprache bringt doch eine Art von Atmosphäre des Landes mit. Die guten Menschen sind seit drei Jahren aus Italien heraus; sie wollen aber, wie sie sagten, von hier direkt nach Hause eilen, nachdem sie zuvor im Auftrag des Herrn von Spiegel noch eine Dekoration für unser Theater gemalt haben, worüber Ihr wahrscheinlich nicht böse sein werdet. Es sind sehr geschickte Leute; der eine ist ein Schüler des ersten Dekorationsmalers in Mailand, und Ihr könnt also eine gute Dekoration hoffen."

Nachdem Friedrich den Tisch abgeräumt hatte, ließ Goethe sich einen kleinen Plan von Rom vorlegen. „Für uns andere“, sagte er, „wäre Rom auf die Länge kein Aufenthalt; wer dort bleiben und sich ansiedeln will, muß heiraten und katholisch werden, sonst hält er es nicht aus und hat eine schlechte Existenz. Hackert tat sich nicht wenig darauf zugute, daß er sich als Protestant so lange dort erhalten.“

Goethe zeigte mir sodann auch auf diesem Grundriß die merkwürdigsten Gebäude und Plätze. „Dies“, sagte er, „ist der Farnesische Garten.“

„War es nicht hier“, sagte ich, „wo Sie die Hengstene des ‚Faust‘ geschrieben?“

„Nein,“ sagte er, „das war im Garten Borgheze.“

Ich erquickte mich darauf ferner an den Landschaften von Claude Lorrain, und wir sprachen noch manches über diesen großen Meister. „Sollte ein jetziger junger

Künstler“, sagte ich, „sich nicht nach ihm bilden können?“

„Wer ein ähnliches Gemüt hätte,“ antwortete Goethe, „würde ohne Frage sich an Claude Lorrain auf das trefflichste entwickeln. Allein wen die Natur mit ähnlichen Gaben der Seele im Stiche gelassen, würde diesem Meister höchstens nur Einzelheiten absehen und sich deren nur als Phrasen bedienen.“

Sonnabend, den 11. April 1829.

Ich fand heute den Tisch im langen Saale gedeckt, und zwar für mehrere Personen. Goethe und Frau von Goethe empfingen mich sehr freundlich. Es traten nach und nach herein: Madame Schopenhauer, der junge Graf Reinhard von der französischen Gesandtschaft, dessen Schwager Herr von D., auf einer Durchreise begriffen, um gegen die Türken in russische Dienste zu gehen, Fräulein Ulrike und zuletzt Hofrath Vogel.

Goethe war in besonders heiterer Stimmung; er unterhielt die Anwesenden, ehe man sich zu Tisch setzte, mit einigen guten Frankfurter Späßen, besonders zwischen Rothschild und Bethmann, wie der eine dem andern die Spekulationen verdorben.

Graf Reinhard ging an Hof, wir andern setzten uns zu Tisch. Die Unterhaltung war anmutig belebt, man sprach von Reisen, von Bädern, und Madame Schopenhauer interessierte besonders für die Einrichtung ihres neuen Besitzes am Rhein, in der Nähe der Insel Nonnenwerth.

Zum Nachdinner erschien Graf Reinhard wieder, der wegen seiner Schnelle gelobt wurde, womit er während der kurzen Zeit nicht allein bei Hofe gespeist, sondern sich auch zweimal umgekleidet hatte.

Er brachte uns die Nachricht, daß der neue Papst gewählt sei, und zwar ein Castiglione, und Goethe erzählte der Gesellschaft die Förmlichkeiten, die man bei der Wahl herkömmlich beobachtet.

Graf Reinhard, der den Winter in Paris gelebt, konnte manche erwünschte Auskunft über bekannte Staatsmänner, Literatoren und Poeten geben. Man sprach über Châteaubriand, Guizot, Salvandy, Véranger, Mérimée und andere.

Nach Tisch und als jedermann gegangen war, nahm Goethe mich in seine Arbeitsstube und zeigte mir zwei höchst merkwürdige Skripta, worüber ich große Freude hatte. Es waren zwei Briefe aus Goethes Jugendzeit, im Jahre 1770 aus Straßburg an seinen Freund Dr. Horn in Frankfurt geschrieben, der eine im Juli, der andere im Dezember. In beiden sprach sich ein junger Mensch aus, der von großen Dingen eine Ahnung hat, die ihm bevorstehen. In dem letzteren zeigten sich schon Spuren vom ‚Werther‘; das Verhältniß in Gesenheim ist angeknüpft, und der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern. Die Handschrift der Briefe war ruhig, rein und zierlich, und schon zu dem Charakter entschieden, den Goethes Hand später immer behalten hat. Ich konnte nicht aufhören, die liebenswürdigen Briefe wiederholt zu lesen, und verließ Goethe in der glücklichsten, dankbarsten Empfindung.

Sonntag, den 12. April 1829.

Goethe las mir seine Antwort an den König von Bayern. Er hatte sich dargestellt wie einen, der persönlich die Stufen der Villa hinaufgeht und sich in des Königs unmittelbarer Nähe mündlich äußert. „Es mag schwer

sein," sagte ich, „das richtige Verhältniß zu treffen, wie man sich in solchen Fällen zu halten habe.“

„Wer wie ich“, antwortete Goethe, „sein ganzes Leben hindurch mit hohen Personen zu verkehren gehabt, für den ist es nicht schwer. Das Einzige dabei ist, daß man sich nicht durchaus menschlich gehen lasse, vielmehr sich stets innerhalb einer gewissen Konvenienz halte.“

Goethe sprach darauf von der Redaktion seines ‚Zweiten Aufenthaltes in Rom‘, die ihn jetzt beschäftigt.

„Bei den Briefen,“ sagte er, „die ich in jener Periode geschrieben, sehe ich recht deutlich, wie man in jedem Lebensalter gewisse Advantagen und Desadvantagen in Vergleich zu früheren oder späteren Jahren hat. So war ich in meinem vierzigsten Jahre über einige Dinge vollkommen so klar und gescheit als jetzt und in manchen Hinsichten sogar besser; aber doch besitze ich jetzt in meinem achtzigsten Vorteile, die ich mit jenen nicht vertauschen möchte.“

„Während Sie dieses reden,“ sagte ich, „steht mir die Metamorphose der Pflanze vor Augen, und ich begreife sehr wohl, daß man aus der Periode der Blüte nicht in die der grünen Blätter, und aus der des Samens und der Früchte nicht in die des Blütenstandes zurücktreten möchte.“

„Ihr Gleichniß“, sagte Goethe, „drückt meine Meinung vollkommen aus. Denken Sie sich ein recht ausgezacktes Blatt,“ fuhr er lachend fort, „ob es aus dem Zustande der freiesten Entwicklung in die dumpfe Beschränktheit der Kötyledone zurück möchte? Und nun ist sehr artig, daß wir sogar eine Pflanze haben, die als Symbol des höchsten Alters gelten kann, indem sie über die Periode der Blüte und der Frucht hinaus ohne weitere Produktion noch munter fortwächst.“

„Das Schlimme ist,“ fuhr Goethe fort, „daß man im Leben so viel durch falsche Tendenzen ist gehindert worden, und daß man nie eine solche Tendenz erkannt, als bis man sich bereits davon freigemacht.“

„Woran aber“, sagte ich, „soll man sehen und wissen, daß eine Tendenz eine falsche sei?“

„Die falsche Tendenz“, antwortete Goethe, „ist nicht produktiv, und wenn sie es ist, so ist das Hervorgebrachte von keinem Wert. Dieses an andern gewahr zu werden, ist nicht so gar schwer, aber an sich selber, ist ein eigenes Ding und will eine große Freiheit des Geistes. Und selbst das Erkennen hilft nicht immer; man zaudert und zweifelt und kann sich nicht entschließen, so wie es schwer hält, sich von einem geliebten Mädchen loszumachen, von deren Untreue man längst wiederholte Beweise hat. Ich sage dieses, indem ich bedenke, wie viele Jahre es gebrauchte, bis ich einsah, daß meine Tendenz zur bildenden Kunst eine falsche sei, und wie viele andere, nachdem ich es erkannt, mich davon loszumachen.“

„Aber doch“, sagte ich, „hat Ihnen diese Tendenz so vielen Vorteil gebracht, daß man sie kaum eine falsche nennen möchte.“

„Ich habe an Einsicht gewonnen,“ sagte Goethe, „weßhalb ich mich auch darüber beruhigen kann. Und das ist der Vorteil, den wir aus jeder falschen Tendenz ziehen. Wer mit unzulänglichem Talent sich in der Musik bemüht, wird freilich nie ein Meister werden, aber er wird dabei lernen, dasjenige zu erkennen und zu schätzen, was der Meister gemacht hat. Trotz aller meiner Bestrebungen bin ich freilich kein Künstler geworden, aber indem ich mich in allen Teilen der Kunst versuchte, habe ich gelernt, von jedem Strich Rechenschaft zu geben und das

Verdienstliche vom Mangelhaften zu unterscheiden. Dieses ist kein kleiner Gewinn, so wie denn selten eine falsche Tendenz ohne Gewinn bleibt. So z. B. waren die Kreuzzüge zur Befreiung des Heiligen Grabes offenbar eine falsche Tendenz; aber sie hat das Gute gehabt, daß dadurch die Türken immerfort geschwächt und gehindert worden sind, sich zu Herren von Europa zu machen."

Wir sprachen noch über verschiedene Dinge, und Goethe erzählte sodann von einem Werk über 'Peter den Großen' von Ségur, das ihm interessant sei und ihm manchen Aufschluß gegeben. „Die Lage von Petersburg“, sagte er, „ist ganz unverzeihlich, um so mehr, wenn man bedenkt, daß gleich in der Nähe der Boden sich hebt, und daß der Kaiser die eigentliche Stadt ganz von aller Wassersnot hätte freihalten können, wenn er mit ihr ein wenig höher hinaufgegangen wäre und bloß den Hafen in der Niederung gelassen hätte. Ein alter Schiffer machte ihm auch Gegenvorstellungen und sagte ihm voraus, daß die Population alle siebenzig Jahre ersaufen würde. Es stand auch ein alter Baum da mit verschiedenen Spuren eines hohen Wasserstandes. Aber es war alles umsonst, der Kaiser blieb bei seiner Grille, und den Baum ließ er umhauen, damit er nicht gegen ihn zeugen möchte.

„Sie werden gestehen, daß in diesem Verfahren eines so großen Charakters durchaus etwas Problematisches liege. Aber wissen Sie, wie ich es mir erkläre? Der Mensch kann seine Jugendeindrücke nicht los werden, und dieses geht so weit, daß selbst mangelhafte Dinge, woran er sich in solchen Jahren gewöhnt und in deren Umgebung er jene glückliche Zeit gelebt hat, ihm auch später in dem Grade lieb und wert bleiben, daß er darüber wie verblendet ist und er das Fehlerhafte daran nicht einsieht.

So wollte denn Peter der Große das liebe Amsterdam seiner Jugend in einer Hauptstadt am Ausflusse der Niewa wiederholen; so wie die Holländer immer versucht worden sind, in ihren entfernten Besitzungen ein neues Amsterdam wiederholt zu gründen."

Montag, den 13. April 1829.

Heute, nachdem Goethe über Tisch mir manches gute Wort gesagt, erquickte ich mich zum Nachtsisch noch an einigen Landschaften von Claude Lorrain. „Die Sammlung“, sagte Goethe, „führt den Titel ‚Liber veritatis‘, sie könnte ebenso gut Liber naturae et artis heißen, denn es findet sich hier die Natur und Kunst auf der höchsten Stufe und im schönsten Bunde.“

Ich fragte Goethe nach dem Herkommen von Claude Lorrain, und in welcher Schule er sich gebildet. „Sein nächster Meister“, sagte Goethe, „war Antonio Tasso; dieser aber war ein Schüler von Paul Bril, so daß also dessen Schule und Maximen sein eigentliches Fundament ausmachten und in ihm gewissermaßen zur Blüte kamen; denn dasjenige, was bei diesen Meistern noch ernst und strenge erscheint, hat sich bei Claude Lorrain zur heitersten Anmut und lieblichsten Freiheit entfaltet. Über ihn konnte man nun weiter nicht hinaus.“

„Übrigens ist von einem so großen Talent; daß in einer so bedeutenden Zeit und Umgebung lebte, kaum zu sagen, von wem es gelernt. Es sieht sich um und eignet sich an, wo es für seine Intentionen Nahrung findet. Claude Lorrain verdankt ohne Frage der Schule der Carracci ebensoviel wie seinen nächsten namhaften Meistern.“

„So sagt man gewöhnlich: Julius Roman war ein Schüler von Raffael; aber man könnte ebensogut sagen,

er war ein Schüler des Jahrhunderts. Nur Guido Reni hatte einen Schüler, der Geist, Gemüt und Kunst seines Meisters so in sich aufgenommen hatte, daß er fast dasselbige wurde, und dasselbige machte, welches indes ein eigener Fall war, der sich kaum wiederholt hat. Die Schule der Carracci dagegen war befreiender Art, so daß durch sie jedes Talent in seiner angeborenen Richtung entwickelt wurde und Meister hervorgingen, von denen keiner dem andern gleich sah. Die Carracci waren zu Lehrern der Kunst wie geboren; sie fielen in eine Zeit, wo nach allen Seiten hin bereits das Beste getan war und sie daher ihren Schülern das Musterhafteste aus allen Fächern überliefern konnten. Sie waren große Künstler, große Lehrer, aber ich könnte nicht sagen, daß sie eigentlich gewesen, was man geistreich nennt. Es ist ein wenig kühn, daß ich so sage, allein es will mir so vorkommen.“

Nachdem ich noch einige Landschaften von Claude Lorrain betrachtet, schlug ich ein Künstler-Lexikon auf, um zu sehen, was über diesen großen Meister ausgesprochen. Wir fanden gedruckt: „Sein Hauptverdienst bestand in der Palette.“ Wir sahen uns an und lachten. „Da sehen Sie,“ sagte Goethe, „wieviel man lernen kann, wenn man sich an Bücher hält und sich dasjenige aneignet, was geschrieben steht!“

Dienstag, den 14. April 1829.

Als ich diesen Mittag hereintrat, saß Goethe mit Hofrat Meyer schon bei Tisch, in Gesprächen über Italien und Gegenstände der Kunst. Goethe ließ einen Band Claude Lorrain vorlegen, worin Meyer uns diejenige Landschaft ausuchte und zeigte, von der die Zeitungen

gemeldet, daß Peel sich das Original für viertausend Pfund angeeignet. Man mußte gestehen, daß es ein schönes Stück sei und daß Herr Peel keinen schlechten Kauf getan. Auf der rechten Seite des Bildes fiel der Blick auf eine Gruppe sitzender und stehender Menschen. Ein Hirte bückt sich zu einem Mädchen, das er zu unterrichten scheint, wie man die Schalmei blasen müsse. Mitten sah man auf einen See im Glanz der Sonne, und an der linken Seite des Bildes gewahrte man weiden- des Vieh im Schatten eines Gehölzes. Beide Gruppen balancierten sich auf das beste, und der Zauber der Beleuchtung wirkte mächtig, nach gewohnter Art des Meisters. Es war die Rede, wo das Original sich zeit- her befunden und in wessen Besitz Meyer es in Italien gesehen.

Das Gespräch lenkte sich sodann auf das neue Besiz- tum des Königs von Bayern in Rom. „Ich kenne die Villa sehr gut,“ sagte Meyer, „ich bin oft darin gewesen und gedenke der schönen Lage mit Vergnügen. Es ist ein mäßiges Schloß, das der König nicht fehlen wird, sich auszuschnücken und nach seinem Sinne höchst an- mutig zu machen. Zu meiner Zeit wohnte die Herzogin Amalie darin, und Herder in dem Nebengebäude. Später bewohnte es der Herzog von Susex und der Graf Münster. Fremde hohe Herrschaften haben es immer wegen der ge- sunden Lage und herrlichen Aussicht besonders geliebt.“

Ich fragte Hofrat Meyer, wie weit es von der Villa di Malta bis zum Vatikan sei. „Von Trinità di Monte, in der Nähe der Villa,“ sagte Meyer, „wo wir Künstler wohnten, ist es bis zum Vatikan eine gute halbe Stunde. Wir machten täglich den Weg, und oft mehr als einmal.“

„Der Weg über die Brücke“, sagte ich, „scheint etwas

um zu sein; ich dachte, man käme näher, wenn man sich über die Tiber setzen ließe und durch das Feld ginge.“

„Es ist nicht so,“ sagte Meyer, „aber wir hatten auch diesen Glauben und ließen uns sehr oft übersetzen. Ich erinnere mich einer solchen Überfahrt, wo wir in einer schönen Nacht bei hellem Mondschein vom Vatikan zurückkamen. Von Bekannten waren Bury, Hirt und Lips unter uns, und es hatte sich der gewöhnliche Streit entsponnen, wer größer sei, Raffael oder Michel Angelo. So bestiegen wir die Fähre. Als wir das andere Ufer erreicht hatten und der Streit noch in vollem Gange war, schlug ein lustiger Vogel, ich glaube es war Bury, vor, das Wasser nicht eher zu verlassen, als bis der Streit völlig abgetan sei und die Parteien sich vereinigt hätten. Der Vorschlag wurde angenommen, der Fährmann mußte wieder abstoßen und zurückfahren. Aber nun wurde das Disputieren erst recht lebhaft, und wenn wir das Ufer erreicht hatten, mußten wir immer wieder zurück, denn der Streit war nicht entschieden. So fuhren wir stundenlang hinüber und herüber, wobei niemand sich besser stand als der Schiffer, dem sich die Bajokks bei jeder Überfahrt vermehrten. Er hatte einen zwölfjährigen Knaben bei sich, der ihm half und dem die Sache endlich gar zu wunderbar erscheinen mochte. ‚Vater‘, sagte er, ‚was haben denn die Männer, daß sie nicht ans Land wollen, und daß wir immer wieder zurück müssen, wenn wir sie ans Ufer gebracht?‘ ‚Ich weiß nicht, mein Sohn‘, antwortete der Schiffer, ‚aber ich glaube, sie sind toll.‘ Endlich, um nicht die ganze Nacht hin und her zu fahren, vereinigte man sich notdürftig, und wir gingen zu Lande.“

Wir freuten uns und lachten über diese anmutige Anekdote von künstlerischer Berrücktheit. Hofrat Meyer

war in der besten Laune, er fuhr fort, uns von Rom zu erzählen, und Goethe und ich hatten Genuß, ihn zu hören.

„Der Streit über Raffael und Michel Angelo“, sagte Meyer, „war an der Ordnung und wurde täglich geführt, wo genugsame Künstler zusammentrafen, so daß von beiden Parteien sich einige anwesend fanden. In einer Osterie, wo man sehr billigen und guten Wein trank, pflegte er sich zu entspinnen; man berief sich auf Gemälde, auf einzelne Teile derselben, und wenn die Gegenpartei widerstritt und dies und jenes nicht zugeben wollte, entstand das Bedürfnis der unmittelbaren Anschauung der Bilder. Streitend verließ man die Osterie und ging raschen Schrittes zur Sixtinischen Kapelle, wozu ein Schuster den Schlüssel hatte, der immer für vier Groschen aufschloß. Hier, vor den Bildern ging es nun an Demonstrationen, und wenn man lange genug gestritten, kehrte man in die Osterie zurück, um bei einer Flasche Wein sich zu versöhnen und alle Kontroversen zu vergessen. So ging es jeden Tag, und der Schuster an der Sixtinischen Kapelle erhielt manche vier Groschen.“

Bei dieser heiteren Gelegenheit erinnerte man sich eines anderen Schusters, der auf einem antiken Marmorkopf gewöhnlich sein Leder geklopft. „Es war das Porträt eines römischen Kaisers,“ sagte Meyer; „die Antike stand vor des Schusters Türe, und wir haben ihn sehr oft in dieser löblichen Beschäftigung gesehen, wenn wir vorbeigingen.“

Mittwoch, den 15. April 1829.

Wir sprachen über Leute, die, ohne eigentliches Talent, zur Produktivität gerufen werden, und über andere, die über Dinge schreiben, die sie nicht verstehen.

„Das Verführerische für junge Leute“, sagte Goethe, „ist dieses. Wir leben in einer Zeit, wo so viele Kultur verbreitet ist, daß sie sich gleichsam der Atmosphäre mitgeteilt hat, worin ein junger Mensch atmet. Poetische und philosophische Gedanken leben und regen sich in ihm, mit der Luft seiner Umgebung hat er sie eingesogen, aber er denkt, sie wären sein Eigentum, und so spricht er sie als das Seinige aus. Nachdem er aber der Zeit wiedergegeben hat, was er von ihr empfangen, ist er arm. Er gleicht einer Quelle, die von zugetragendem Wasser eine Weile gesprudelt hat, und die aufhört zu rieseln, sobald der erborgte Vorrat erschöpft ist.“

Dienstag, den 1. September 1829.

Ich erzählte Goethe von einem Durchreisenden, der bei Hegel ein Kollegium über den Beweis des Daseins Gottes gehört. Goethe stimmte mir bei, daß dergleichen Vorlesungen nicht mehr an der Zeit seien.

„Die Periode des Zweifels“, sagte er, „ist vorüber; es zweifelt jetzt so wenig jemand an sich selber als an Gott. Zudem sind die Natur Gottes, die Unsterblichkeit, das Wesen unserer Seele und ihr Zusammenhang mit dem Körper ewige Probleme, worin uns die Philosophen nicht weiter bringen. Ein französischer Philosoph der neuesten Tage fängt sein Kapitel ganz getrost folgendermaßen an: ‚Es ist bekannt, daß der Mensch aus zwei Teilen besteht, aus Leib und Seele. Wir wollen demnach mit dem Leibe anfangen und sodann von der Seele reden.‘ Fichte ging doch schon ein wenig weiter und zog sich etwas klüger aus der Sache, indem er sagte: ‚Wir wollen handeln vom Menschen als Leib betrachtet, und vom Menschen als Seele betrachtet.‘ Er fühlte zu wohl,

daß sich ein so enge verbundenes Ganzes nicht trennen lasse. Kant hat unstreitig am meisten genügt, indem er die Grenzen zog, wie weit der menschliche Geist zu dringen fähig sei, und daß er die unauflösblichen Probleme liegen ließ. Was hat man nicht alles über Unsterblichkeit philosophiert! und wie weit ist man gekommen? Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren; aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein.

„Während aber die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt. Jedermann kennt ihre Deklamationen gegen den Sklavenhandel, und während sie uns weismachen wollen, was für humane Maximen solchem Verfahren zugrunde liegen, entdeckt sich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Objekt sei, ohne welches es die Engländer bekanntlich nie tun, und welches man hätte wissen sollen. An der westlichen Küste von Afrika gebrauchen sie die Neger selbst in ihren großen Besitzungen, und es ist gegen ihr Interesse, daß man sie dort ausführe. In Amerika haben sie selbst große Negerkolonien angelegt, die sehr produktiv sind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit diesen versehen sie die nordamerikanischen Bedürfnisse, und indem sie auf solche Weise einen höchst einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von außen ihrem merkantilischen Interesse sehr im Wege, und sie predigen daher nicht ohne Objekt gegen den inhumanen Handel. Noch auf dem Wiener Kongreß argumentierte der englische Gesandte sehr lebhaft dagegen; aber der portugiesische war klug genug,

in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wisse, daß man zusammengekommen sei, ein allgemeines Weltgericht abzugeben oder die Grundsätze der Moral festzusetzen. Er kannte das englische Objekt recht gut, und so hatte auch er das seinige, wofür er zu reden und welches er zu erlangen wußte."

Sonntag, den 6. Dezember 1829.

Heute nach Tisch las Goethe mir die erste Szene vom zweiten Akt des „Faust“. Der Eindruck war groß und verbreitete in meinem Innern ein hohes Glück. Wir sind wieder in Fausts Studierzimmer versetzt, und Mephistopheles findet noch alles am alten Plage, wie er es verlassen hat. Fausts alten Studierpelz nimmt er vom Haken; tausend Motten und Insekten flattern heraus, und indem Mephistopheles ausspricht, wo diese sich wieder untertun, tritt uns die umgebende Lokalität sehr deutlich vor die Augen. Er zieht den Pelz an, um, während Faust hinter einem Vorhange im paralysierten Zustande liegt, wieder einmal den Herrn zu spielen. Er zieht die Klingel; die Glocke gibt in den einsamen alten Klosterhallen einen so fürchterlichen Ton, daß die Türen aufspringen und die Mauern erbeben. Der Famulus stürzt herbei und findet in Fausts Stuhle den Mephistopheles sitzen, den er nicht kennt, aber vor dem er Respekt hat. Auf Befragen gibt er Nachricht von Wagner, der unterdes ein berühmter Mann geworden und auf die Rückkehr seines Herrn hofft. Er ist, wie wir hören, in diesem Augenblick in seinem Laboratorium tief beschäftigt, einen Homunkulus hervorzubringen. Der Famulus wird entlassen; es erscheint der Bakkalaureus, derselbige, den wir vor einigen Jahren als schüchternen jungen Studenten gesehen, wo Mephisto-

pheles, in Fausts Noth, ihn zum besten hatte. Er ist unterdes ein Mann geworden und so voller Dünkel, daß selbst Mephistopheles nicht mit ihm auskommen kann, der mit seinem Stuhle immer weiter rückt und sich zuletzt ans Parterre wendet.

Goethe las die Szene bis zu Ende. Ich freute mich an der jugendlich produktiven Kraft, und wie alles so knapp beisammen war.

„Da die Konzeption so alt ist“, sagte Goethe, „und ich seit fünfzig Jahren darüber nachdenke, so hat sich das innere Material so sehr gehäuft, daß jetzt das Ausscheiden und Ablehnen die schwere Operation ist. Die Erfindung des ganzen zweiten Theiles ist wirklich so alt, wie ich sage. Aber daß ich ihn erst jetzt schreibe, nachdem ich über die weltlichen Dinge so viel klarer geworden, mag der Sache zugute kommen. Es geht mir damit wie einem, der in seiner Jugend sehr viel kleines Silber- und Kupfergeld hat, das er während dem Lauf seines Lebens immer bedeutender einwechselt, so daß er zuletzt seinen Jugendbesitz in reinen Goldstücken vor sich sieht.“

Wir sprachen über die Figur des Vaffalaureus. „Ist in ihm“, sagte ich, „nicht eine gewisse Klasse ideeller Philosophen gemeint?“

„Nein,“ sagte Goethe, „es ist die Anmaßlichkeit in ihm personifiziert, die besonders der Jugend eigen ist, wovon wir in den ersten Jahren nach unserem Befreiungskriege so auffallende Beweise hatten. Auch glaubt jeder in seiner Jugend, daß die Welt eigentlich erst mit ihm angefangen, und daß alles eigentlich um seinetwillen da sei. Sodann hat es im Orient wirklich einen Mann gegeben, der jeden Morgen seine Leute um sich versammelte und sie nicht eher an die Arbeit gehen ließ, als bis er der Sonne



geheißen aufzugehen. Aber hierbei war er so klug, diesen Befehl nicht eher auszusprechen, als bis die Sonne wirklich auf dem Punkt stand, von selber zu erscheinen.“

Wir sprachen noch vieles über den ‚Faust‘ und dessen Komposition sowie über verwandte Dinge.

Goethe war eine Weile in stilles Nachdenken versunken; dann begann er folgendermaßen.

„Wenn man alt ist,“ sagte er, „denkt man über die weltlichen Dinge anders, als da man jung war. So kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Dämonen, um die Menschheit zu necken und zum besten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinstellen, die so anlockend sind, daß jeder nach ihnen strebt, und so groß, daß niemand sie erreicht. So stellten sie den Raffael hin, bei dem Denken und Tun gleich vollkommen war; einzelne treffliche Nachkommen haben sich ihm genähert, aber erreicht hat ihn niemand. So stellten sie den Mozart hin als etwas Unerreichbares in der Musik. Und so in der Poesie Shakespeare. Ich weiß, was Sie mir gegen diesen sagen können, aber ich meine nur das Naturell, das große Angeborene der Natur. So steht Napoleon unerreichbar da. Daß die Russen sich gemäßigt haben und nicht nach Konstantinopel hineingegangen sind, ist zwar sehr groß, aber auch ein solcher Zug findet sich in Napoleon, denn auch er hat sich gemäßigt und ist nicht nach Rom gegangen.“

An dieses reiche Thema knüpfte sich viel Verwandtes; bei mir selbst aber dachte ich im stillen, daß auch mit Goethe die Dämonen so etwas möchten im Sinne haben, indem auch er eine Figur sei, zu anlockend, um ihm nicht nachzustreben, und zu groß, um ihn zu erreichen.

Mittwoch, den 16. Dezember 1829.

Heute nach Tisch las Goethe mir die zweite Szene des zweiten Akts von ‚Faust‘, wo Mephistopheles zu Wagner geht, der durch chemische Künste einen Menschen zu machen im Begriff ist. Das Werk gelingt, der Homunkulus erscheint in der Flasche als leuchtendes Wesen und ist sogleich tätig. Wagners Fragen über unbegreifliche Dinge lehnt er ab, das Räsonieren ist nicht seine Sache; er will handeln, und da ist ihm das Nächste unser Held Faust, der in seinem paralysierten Zustande einer höheren Hilfe bedarf. Als ein Wesen, dem die Gegenwart durchaus klar und durchsichtig ist, sieht der Homunkulus das Innere des schlafenden Faust, den ein schöner Traum von der Leda beglückt, wie sie in anmutiger Gegend badend von Schwänen besucht wird. Indem der Homunkulus diesen Traum ausspricht, erscheint vor unserer Seele das reizendste Bild. Mephistopheles sieht davon nichts, und der Homunkulus verspottet ihn wegen seiner nordischen Natur.

„Überhaupt“, sagte Goethe, „werden Sie bemerken, daß der Mephistopheles gegen den Homunkulus in Nachteil zu stehen kommt, der ihm an geistiger Klarheit gleicht und durch seine Tendenz zum Schönen und förderlich Tätigen so viel vor ihm voraus hat. Übrigens nennt er ihn Herr Better; denn solche geistige Wesen wie der Homunkulus, die durch eine vollkommene Menschwerdung noch nicht verbüstert und beschränkt worden, zählte man zu den Dämonen, wodurch denn unter beiden eine Art von Verwandtschaft existiert.“

„Gewiß“, sagte ich, „erscheint der Mephistopheles hier in einer untergeordneten Stellung; allein ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er zur Entstehung

des Homunkulus heimlich gewirkt hat, so wie wir ihn bisher kennen und wie er auch in der Helena immer als heimlich wirkendes Wesen erscheint. Und so hebt er sich denn im ganzen wieder und kann sich in seiner superioren Ruhe im einzelnen wohl etwas gefallen lassen."

"Sie empfinden das Verhältniß sehr richtig," sagte Goethe; „es ist so, und ich habe schon gedacht, ob ich nicht dem Mephistopheles, wie er zu Wagner geht und der Homunkulus im Werden ist, einige Verse in den Mund legen soll, wodurch seine Mitwirkung ausgesprochen und dem Leser deutlich würde."

"Das könnte nicht schaden", sagte ich. „Angedeutet jedoch ist es schon, indem Mephistopheles die Szene mit den Worten schließt:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Kreaturen, die wir machten."

"Sie haben recht," sagte Goethe, „dies könnte dem Aufmerkenden fast genug sein; indes will ich doch noch auf einige Verse sinnen."

"Aber", sagte ich, „jenes Schlußwort ist ein großes, das man nicht so leicht ausdenken wird."

"Ich dachte," sagte Goethe, „man hätte eine Weile daran zu zehren. Ein Vater, der sechs Söhne hat, ist verloren, er mag sich stellen, wie er will. Auch Könige und Minister, die viele Personen zu großen Stellen gebracht haben, mögen aus ihrer Erfahrung sich etwas dabei denken können."

Fausts Traum von der Leda trat mir wieder vor die Seele, und ich übersah dieses im Geist als einen höchst bedeutenden Zug in der Komposition.

"Es ist wunderbar," sagte ich, „wie in einem solchen Werke die einzelnen Teile aufeinander sich beziehen, auf-

einander wirken und einander ergänzen und heben. Durch diesen Traum von der Leda hier im zweiten Akt gewinnt später die Helena erst das eigentliche Fundament. Dort ist immer von Schwänen und einer Schwanerzeugten die Rede, aber hier erscheint diese Handlung selbst; und wenn man nun mit dem sinnlichen Eindruck solcher Situation später zur Helena kommt, wie wird dann alles deutlicher und vollständiger erscheinen!"

Goethe gab mir recht, und es schien ihm lieb, daß ich dieses bemerkte. „So auch“, sagte er, „werden Sie finden, daß schon immer in diesen früheren Akten das Klassische und Romantische anklingt und zur Sprache gebracht wird, damit es, wie auf einem steigenden Terrain, zur Helena hinaufgehe, wo beide Dichtungsformen entschieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden.“

„Die Franzosen“, fuhr Goethe fort, „fangen nun auch an, über diese Verhältnisse richtig zu denken. ‚Es ist alles gut und gleich‘, sagen sie, ‚Klassisches wie Romantisches, es kommt nur darauf an, daß man sich dieser Formen mit Verstand zu bedienen und darin vortrefflich zu sein vermöge. So kann man auch in beiden absurd sein, und dann taugt das eine so wenig wie das andere.‘ Ich dachte, das wäre vernünftig und ein gutes Wort, womit man sich eine Weile beruhigen könnte.“

Sonntag, den 20. Dezember 1829.

Bei Goethe zu Tisch. Wir sprachen vom Kanzler, und ich fragte Goethe, ob er ihm bei seiner Zurückkunft aus Italien keine Nachricht von Manzoni mitgebracht. „Er hat mir über ihn geschrieben“, sagte Goethe. „Der Kanzler hat Manzoni besucht, er lebt auf seinem Landgute in der

Nähe von Mailand, und ist zu meinem Bedauern fortwährend kränklich.“

„Es ist eigen,“ sagte ich, „daß man so häufig bei ausgezeichneten Talenten, besonders bei Poeten findet, daß sie eine schwächliche Konstitution haben.“

„Das Außerordentliche, was solche Menschen leisten,“ sagte Goethe, „setzt eine sehr zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindungen fähig sein und die Stimme der Himmlischen vernehmen mögen. Nun ist eine solche Organisation im Konflikt mit der Welt und den Elementen leicht gestört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire, mit großer Sensibilität eine außerordentliche Zähigkeit verbindet, ist leicht einer fortgesetzten Kränklichkeit unterworfen. Schiller war auch beständig krank. Als ich ihn zuerst kennen lernte, glaubte ich, er lebte keine vier Wochen. Aber auch er hatte eine gewisse Zähigkeit; er hielt sich noch die vielen Jahre und hätte sich bei gesünderer Lebensweise noch länger halten können.“

Wir sprachen vom Theater, und inwiefern eine gewisse Vorstellung gelungen sei.

„Ich habe Unzelmann in dieser Rolle gesehen,“ sagte Goethe, „bei dem es einem immer wohl wurde, und zwar durch die große Freiheit seines Geistes, die er uns mittheilte. Denn es ist mit der Schauspielkunst wie mit allen übrigen Künsten. Was der Künstler tut oder getan hat, setzt uns in die Stimmung, in der er selber war, da er es machte. Eine freie Stimmung des Künstlers macht uns frei, dagegen eine beklommene macht uns bänglich. Diese Freiheit im Künstler ist gewöhnlich dort, wo er ganz seiner Sache gewachsen ist, weshalb es uns denn bei niederländischen Gemälden so wohl wird, indem jene Künstler das nächste Leben darstellten, wovon sie voll-

kommen Herr waren. Sollen wir nun im Schauspieler diese Freiheit des Geistes empfinden, so muß er durch Studium, Phantasie und Naturell vollkommen Herr seiner Rolle sein, alle körperlichen Mittel müssen ihm zu Gebote stehen, und eine gewisse jugendliche Energie muß ihn unterstützen. Das Studium ist indessen nicht genügend ohne Einbildungskraft, und Studium und Einbildungskraft nicht hinreichend ohne Naturell. Die Frauentun das meiste durch Einbildungskraft und Temperament, wodurch denn die Wolff so vortrefflich war."

Wir unterhielten uns ferner über diesen Gegenstand, wobei die vorzüglichsten Schauspieler der weimarischen Bühne zur Sprache kamen und mancher einzelnen Rolle mit Anerkennung gedacht wurde.

Wir trat indes der ‚Faust‘ wieder vor die Seele, und ich gedachte des Homunkulus, und wie man diese Figur auf der Bühne deutlich machen wolle. „Wenn man auch das Persönchen selber nicht sähe,“ sagte ich, „doch das Leuchtende in der Flasche müßte man sehen, und das Bedeutende, was er zu sagen hat, müßte doch so vorgetragen werden, wie es von einem Kinde nicht geschehen kann.“

„Wagner“, sagte Goethe, „darf die Flasche nicht aus den Händen lassen, und die Stimme müßte so kommen, als wenn sie aus der Flasche käme. Es wäre eine Rolle für einen Bauchredner, wie ich deren gehört habe, und der sich gewiß gut aus der Affäre ziehen würde.“

So auch gedachten wir des großen Karnevals, und inwiefern es möglich, es auf der Bühne zur Erscheinung zu bringen. „Es wäre doch noch ein wenig mehr“, sagte ich, „wie der Markt von Neapel.“

„Es würde ein sehr großes Theater erfordern,“ sagte Goethe, „und es ist fast nicht denkbar.“

„Ich hoffe es noch zu erleben“, war meine Antwort. „Besonders freue ich mich auf den Elefanten, von der Klugheit gelenkt, die Viktoria oben, und Furcht und Hoffnung in Ketten an den Seiten. Es ist doch eine Allegorie, wie sie nicht leicht besser existieren möchte.“

„Es wäre auf der Bühne nicht der erste Elefant“, sagte Goethe. „In Paris spielt einer eine völlige Rolle; er ist von einer Volkspartei und nimmt dem einen König die Krone ab und setzt sie dem andern auf, welches freilich grandios sein muß. Sodann, wenn am Schlusse des Stückes der Elefant herausgerufen wird, erscheint er ganz alleine, macht seine Verbeugung und geht wieder zurück. Sie sehen also, daß bei unserem Karneval auf den Elefanten zu rechnen wäre. Aber das Ganze ist viel zu groß und erfordert einen Regisseur, wie es deren nicht leicht gibt.“

„Es ist aber so voller Glanz und Wirkung“, sagte ich, „daß eine Bühne es sich nicht leicht wird entgehen lassen. Und wie es sich aufbaut und immer bedeutender wird! Zuerst schöne Gärtnerinnen und Gärtner, die das Theater dekorieren und zugleich eine Masse bilden, so daß es den immer bedeutender werdenden Erscheinungen nicht an Umgebung und Zuschauern mangelt. Dann, nach dem Elefanten, das Drachengespann aus dem Hintergrunde durch die Lüfte kommend, über den Köpfen hervor. Ferner die Erscheinung des großen Pan, und wie zuletzt alles in scheinbarem Feuer steht und schließlich von herbeiziehenden feuchten Nebelwolken gedämpft und gelöscht wird! Wenn das alles so zur Erscheinung käme, wie Sie es gedacht haben, das Publikum müßte vor Erstaunen dasitzen und gestehen, daß es ihm an Geist und Sinnen fehle, den Reichtum solcher Erscheinungen würdig aufzunehmen.“

„Geht nur“, sagte Goethe, „und laßt mir das Publikum, von dem ich nichts hören mag. Die Hauptsache ist, daß es geschrieben steht; mag nun die Welt damit gebaren, so gut sie kann, und es benutzen, soweit sie es fähig ist.“

Wir sprachen darauf über den Knaben Lenker.

„Daß in der Maske des Plutus der Faust steckt, und in der Maske des Geizes der Mephistopheles, werden Sie gemerkt haben. Wer aber ist der Knabe Lenker?“ Ich zauderte und wußte nicht zu antworten. „Es ist der Euphorion!“ sagte Goethe.

„Wie kann aber dieser“, fragte ich, „schon hier im Karneval erscheinen, da er doch erst im dritten Akt geboren wird?“

„Der Euphorion“, antwortete Goethe, „ist kein menschliches, sondern nur ein allegorisches Wesen. Es ist in ihm die Poesie personifiziert, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist. Derselbige Geist, dem es später beliebt, Euphorion zu sein, erscheint jetzt als Knabe Lenker, und er ist darin den Gespenstern ähnlich, die überall gegenwärtig sein und zu jeder Stunde hervortreten können.“

Sonntag, den 27. Dezember 1829.

Heute nach Tisch laß Goethe mir die Szene vom Papiergelde.

„Sie erinnern sich“, sagte er, „daß bei der Reichsversammlung das Ende vom Liede ist, daß es an Geld fehlt, welches Mephistopheles zu verschaffen verspricht. Dieser Gegenstand geht durch die Maskerade fort, wo Mephistopheles es anzustellen weiß, daß der Kaiser in der Maske des großen Pan ein Papier unterschreibt,

welches, dadurch zu Geldeſwert erhoben, tauſendmal vielfältigt und verbreitet wird.

„In dieſer Szene nun wird die Angelegenheit vor dem Kaiſer zur Sprache gebracht, der noch nicht weiß, was er getan hat. Der Schatzmeiſter übergibt die Banknoten und macht das Verhältniß deutlich. Der Kaiſer, anfänglich erzürnt, dann bei näherer Einſicht in den Gewinn hoch erfreut, macht mit der neuen Papiergabe ſeiner Umgebung reichliche Geſchenke und läßt im Abgehen noch einige tauſend Kronen fallen, die der dicke Narr ſammelt und ſogleich geht, um das Papier in Grundbeſiß zu verwandeln.“

Indem Goethe die herrliche Szene las, freute ich mich über den glücklichen Griff, daß er das Papiergeld von Mephiſtopheles herleitet und dadurch ein Hauptinterſſe des Tages ſo bedeutend verknüpft und verewigt.

Raum war die Szene geſeſen und manches darüber hin und her geſprochen, als Goethes Sohn herunterkam und ſich zu uns an den Tiſch ſetzte. Er erzählte uns von Coopers legtem Roman, den er geſeſen und den er in ſeiner anſchaulichen Art auf das beſte referierte. Von unſerer geſeſenen Szene verrieten wir nichts, aber er ſelbſt fing ſehr bald an, viel über preußiſche Treſorſcheine zu reden, und daß man ſie über den Wert bezahle. Während der junge Goethe ſo ſprach, blickte ich den Vater an mit einigem Lächeln, welches er erwiderte, und wodurch wir uns zu verſtehen gaben, wie ſehr das Dargeſtellte an der Zeit ſei.

Mittwoch, den 30. Dezember 1829.

Heute nach Tiſch las Goethe mir die fernere Szene.

„Nachdem ſie nun am kaiſerlichen Hofe Geld haben,“

sagte er, „wollen sie amüsiert sein. Der Kaiser wünscht Paris und Helena zu sehen, und zwar sollen sie durch Zauberkünste in Person erscheinen. Da aber Mephistopheles mit dem griechischen Altertum nichts zu tun und über solche Figuren keine Gewalt hat, so bleibt dieses Werk Fausten zugeschoben, dem es auch vollkommen gelingt. Was aber Faust unternehmen muß, um die Erscheinung möglich zu machen, ist noch nicht ganz vollendet, und ich lese es Ihnen das nächste Mal. Die Erscheinung von Paris und Helena selbst aber sollen Sie heute hören.“

Ich war glücklich im Vorgefühl des Kommenden, und Goethe fing an zu lesen. In dem alten Rittersaale sah ich Kaiser und Hof einziehen, um das Schauspiel zu sehen. Der Vorhang hebt sich, und das Theater, ein griechischer Tempel, ist mir vor Augen. Mephistopheles im Souffleurkasten, der Astrolog auf der einen Seite des Proszeniums, Faust auf der andern mit dem Dreifuß heraufsteigend. Er spricht die nötige Formel aus, und es erscheint, aus dem Weihrauchdampf der Schale sich entwickelnd, Paris. Indem der schöne Jüngling bei ätherischer Musik sich bewegt, wird er beschrieben. Er setzt sich, er lehnt sich, den Arm über den Kopf gebogen, wie wir ihn auf alten Bildwerken dargestellt finden. Er ist das Entzücken der Frauen, die die Reize seiner Jugendfülle aussprechen; er ist der Haß der Männer, in denen sich Neid und Eifersucht regt, und die ihn herunterziehen, wie sie nur können. Paris entschläft, und es erscheint Helena. Sie naht sich dem Schlafenden, sie drückt einen Kuß auf seine Lippen; sie entfernt sich von ihm und wendet sich, nach ihm zurückzublicken. In dieser Wendung erscheint sie besonders reizend. Sie macht den Eindruck auf die Männer,

wie Paris auf die Frauen. Die Männer zu Liebe und Lob entzündet, die Frauen zu Meid, Haß und Tadel. Faust selber ist ganz Entzücken und vergift im Anblick der Schönheit, die er hervorgerufen, Zeit, Ort und Verhältniß, so daß Mephistopheles jeden Augenblick nötig findet, ihn zu erinnern, daß er ja ganz aus der Rolle falle. Neigung und Einverständnis scheint zwischen Paris und Helena zuzunehmen, der Jüngling umfaßt sie, um sie zu entführen; Faust will sie ihm entreißen, aber indem er den Schlüssel gegen ihn wendet, erfolgt eine heftige Explosion, die Geister gehen in Dunst auf, und Faust liegt paralytisch am Boden.

1830

Sonntag, den 8. Januar 1830.

Goethe zeigte mir das englische Taschenbuch „Keepsake“ für 1830, mit sehr schönen Kupfern und einigen höchst interessanten Briefen von Lord Byron, die ich zum Nach-
tische las. Er selbst hatte derweil die neueste französische Übersetzung seines „Faust“ von Gérard zur Hand genommen, worin er blätterte und mitunter zu lesen schien.

„Es gehen mir wunderliche Gedanken durch den Kopf,“ sagte er, „wenn ich bedenke, daß dieses Buch noch jetzt in einer Sprache gilt, in der vor fünfzig Jahren Voltaire geherrscht hat. Sie können sich hierbei nicht denken, was ich mir denke, und haben keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und seine großen Zeitgenossen in meiner Jugend hatten, und wie sie die ganze sittliche Welt beherrschten. Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich hervor, was diese Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt, und was es mich gekostet, mich

gegen sie zu wehren und mich auf eigene Füße in ein wahres Verhältniß zur Natur zu stellen.“

Wir sprachen über Voltaire Ferneres, und Goethe rezierte mir das Gedicht ‚Les Systèmes‘, woraus ich mir abnahm, wie sehr er solche Sachen in seiner Jugend mußte studiert und sich angeeignet haben.

Die erwähnte Übersetzung von Gérard, obgleich größtentheils in Prosa, lobte Goethe als sehr gelungen. „Im Deutschen“, sagte er, „mag ich den ‚Faust‘ nicht mehr lesen; aber in dieser französischen Übersetzung wirkt alles wieder durchaus frisch, neu und geistreich.“

„Der ‚Faust‘“, fuhr er fort, „ist doch ganz etwas Inkommensurables, und alle Versuche, ihn dem Verstand näher zu bringen, sind vergeblich. Auch muß man bedenken, daß der erste Teil aus einem etwas dunkeln Zustand des Individuums hervorgegangen. Aber eben dieses Dunkel reizt die Menschen, und sie mühen sich daran ab, wie an allen unauflösbaren Problemen.“

Sonntag, den 10. Januar 1830.

Heute zum Nachtsisch bereitete Goethe mir einen hohen Genuß, indem er mir die Szene vorlas, wo Faust zu den Müttern geht.

Das Neue, Ugeahnte des Gegenstandes, sowie die Art und Weise, wie Goethe mir die Szene vortrug, ergriff mich wunderbar, so daß ich mich ganz in die Lage von Faust versetzt fühlte, den bei der Mitteilung des Mephistopheles gleichfalls ein Schauer überläuft.

Ich hatte das Dargestellte wohl gehört und wohl empfunden, aber es blieb mir so vieles rätselhaft, daß ich mich gedrungen fühlte, Goethe um einigen Aufschluß zu bitten. Er aber, in seiner gewöhnlichen Art, hüllte

sich in Geheimnisse, indem er mich mit großen Augen anblickte und mir die Worte wiederholte:

Die Mütter! Mütter! — 's klingt so wunderbar!

„Ich kann Ihnen weiter nichts verraten,“ sagte er darauf, „als daß ich beim Plutarch gefunden, daß im griechischen Altertume von Müttern als Gottheiten die Rede gewesen. Dies ist alles, was ich der Überlieferung verdanke, das übrige ist meine eigene Erfindung. Ich gebe Ihnen das Manuskript mit nach Hause, studieren Sie alles wohl und sehen Sie zu, wie Sie zurecht kommen.“

Ich war darauf glücklich bei wiederholter ruhiger Betrachtung dieser merkwürdigen Szene und entwickelte mir über der Mütter eigentliches Wesen und Wirken, über ihre Umgebung und Aufenthalt die nachfolgende Ansicht.

Könnte man sich den ungeheueren Weltkörper unserer Erde im Innern als leeren Raum denken, so daß man Hunderte von Meilen in einer Richtung darin fortzustoßen vermöchte, ohne auf etwas Körperliches zu stoßen, so wäre dieses der Aufenthalt jener unbekannten Götinnen, zu denen Faust hinabgeht. Sie leben gleichsam außer allem Ort, denn es ist nichts Festes, das sie in einiger Nähe umgibt; auch leben sie außer aller Zeit, denn es leuchtet ihnen kein Gestirn, welches auf- oder unterginge und den Wechsel von Tag und Nacht andeutete.

So in ewiger Dämmerung und Einsamkeit beharrend, sind die Mütter schaffende Wesen, sie sind das schaffende und erhaltende Prinzip, von dem alles ausgeht, was auf der Oberfläche der Erde Gestalt und Leben hat. Was zu atmen aufhört, geht als geistige Natur zu ihnen zurück, und sie bewahren es, bis es wieder Gelegenheit findet, in ein neues Dasein zu treten. Alle Seelen und

Formen von dem, was einst war und künftig sein wird, alles schweift in dem endlosen Raum ihres Aufenthaltes wolkenartig hin und her, es umgibt die Mütter; und der Magier muß also in ihr Reich gehen, wenn er durch die Macht seiner Kunst über die Form eines Wesens Gewalt haben und ein früheres Geschöpf zu einem Scheinleben hervorrufen will.

Die ewige Metamorphose des irdischen Daseins, des Entstehens und Wachsens, des Zerstörens und Wiederbildens, ist also der Mütter nie aufhörende Beschäftigung. Und wie nun bei allem, was auf der Erde durch Fortzeugung ein neues Leben erhält, das Weibliche hauptsächlich wirksam ist, so mögen jene schaffenden Gottheiten mit Recht weiblich gedacht, und es mag der ehrwürdige Name Mütter ihnen nicht ohne Grund beigelegt werden.

Freilich ist dieses alles nur eine poetische Schöpfung; allein der beschränkte Mensch vermag nicht viel weiter zu bringen, und er ist zufrieden, etwas zu finden, wobei er sich beruhigen möchte. Wir sehen auf Erden Erscheinungen und empfinden Wirkungen, von denen wir nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen. Wir schließen auf einen geistigen Urquell, auf ein Göttliches, wofür wir keine Begriffe und keinen Ausdruck haben, und welches wir zu uns herabziehen und anthropomorphisieren müssen, um unsere dunkeln Ahnungen einigermaßen zu verkörpern und faßlich zu machen.

So sind alle Mythen entstanden, die von Jahrhundert zu Jahrhundert in den Völkern fortlebten, und ebenso diese neue von Goethe, die wenigstens den Schein einiger Naturwahrheit hat, und die wohl den besten gleichzustellen sein dürfte, die je gedacht worden.

Sonntag, den 24. Januar 1880.

„Ich habe dieser Tage einen Brief von unserm berühmten Salzbohrer in Stotternheim erhalten,“ sagte Goethe, „der einen merkwürdigen Eingang hat, und wovon ich Ihnen erzählen muß.“

„Ich habe eine Erfahrung gemacht,“ schreibt er, „die mir nicht verloren sein soll.“ Was aber folgt auf solchen Eingang? Es handelt sich um nichts Geringeres als den Verlust von wenigstens tausend Talern. Den Schacht, wo es durch weicheren Boden und Gestein zwölfhundert Fuß tief zu Steinsalz hinabgeht, hat er unvorsichtigerweise an den Seiten nicht unterstützt; der weichere Boden hat sich abgelöst und die Grube unten so verschlammmt, daß es jetzt einer höchst kostspieligen Operation bedarf, um den Schlamm herauszubringen. Er wird sodann, die zwölfhundert Fuß hinunter, metallene Röhren einsetzen, um für die Folge vor einem ähnlichen Unglück sicher zu sein. Er hätte es gleich tun sollen, und er hätte es auch sicher gleich getan, wenn solche Leute nicht eine Berwegenheit besäßen, wovon man keinen Begriff hat, die aber dazu gehört, um eine solche Unternehmung zu wagen. Er ist aber durchaus ruhig bei dem Unfall und schreibt ganz getrost: „Ich habe eine Erfahrung gemacht, die mir nicht verloren sein soll.“ Das nenne ich doch noch einen Menschen, an dem man Freude hat, und der, ohne zu klagen, gleich wieder tätig ist und immer auf den Füßen steht. Was sagen Sie dazu, ist es nicht artig?“

„Es erinnert mich an Sterne,“ antwortete ich, „welcher beklagt, sein Leiden nicht wie ein vernünftiger Mann benutzt zu haben.“

„Es ist etwas Ähnliches“, sagte Goethe.

„Auch muß ich an Behrisch denken,“ fuhr ich fort,

„wie er Sie belehrt, was Erfahrung sei, welches Kapitel ich gerade dieser Tage zu abermaliger Erbauung gelesen: ‚Erfahrung aber ist, daß man erfahrend erfährt, was erfahren zu haben man nicht gern erfahren haben möchte.“

„Ja,“ sagte Goethe lachend, „das sind die alten Späße, womit wir so schändlich unsere Zeit verbarben!“

„Behrisch“, fuhr ich fort, „scheint ein Mensch gewesen zu sein voller Anmut und Zierlichkeit. Wie artig ist der Späß im Weinkeller, wo er abends den jungen Menschen verhindern will, zu seinem Liebchen zu gehen, und dieses auf die heiterste Weise vollbringt, indem er seinen Degen umschnallt, bald so und bald so, so daß er alle zum Lachen bringt und den jungen Menschen die Stunde des Rendezvous darüber vergessen macht.“

„Ja,“ sagte Goethe, „es war artig; es wäre eine der anmutigsten Szenen auf der Bühne, wie denn Behrisch überall für das Theater ein guter Charakter war.“

Wir wiederholten darauf gesprächsweise alle die Wunderlichkeiten, die von Behrisch in Goethes ‚Leben‘ erzählt werden. Seine graue Kleidung, wo Seide, Samt und Wolle gegeneinander eine abstechende Schattierung gemacht, und wie er darauf studiert habe, immer noch ein neues Grau auf seinen Körper zu bringen. Dann wie er die Gedichte geschrieben, den Seger nachgeäfft und den Anstand und die Würde des Schreibenden hervorgehoben. Auch wie es sein Lieblingszeitvertreib gewesen, im Fenster zu liegen, die Vorbeigehenden zu mustern und ihren Anzug in Gedanken so zu verändern, daß es höchst lächerlich gewesen sein würde, wenn die Leute sich so gekleidet hätten.

„Und dann sein gewöhnlicher Späß mit dem Post-

boten," sagte Goethe, „wie gefällt Ihnen der, ist der nicht auch lustig?“

„Der ist mir unbekannt," sagte ich, „es steht davon nichts in Ihrem Leben.“

„Wunderlich!" sagte Goethe. „So will ich es Ihnen denn erzählen.

„Wenn wir zusammen im Fenster lagen, und Behrisch in der Straße den Briefträger kommen sah, wie er von einem Hause ins andere ging, nahm er gewöhnlich einen Groschen aus der Tasche und legte ihn bei sich ins Fenster. ‚Siehst du den Briefträger?‘ sagte er dann zu mir gewendet, ‚er kommt immer näher und wird gleich hier oben sein, das sehe ich ihm an. Er hat einen Brief an dich, und was für einen Brief, keinen gewöhnlichen Brief, er hat einen Brief mit einem Wechsel — mit einem Wechsel! ich will nicht sagen, wie stark. — Siehst du, jetzt kommt er herein. Nein! Aber er wird gleich kommen. Da ist er wieder. Jetzt! — Hier, hier herein, mein Freund! hier herein! — Er geht vorbei! Wie dumm! O wie dumm! Wie kann einer nur so dumm sein und so unverantwortlich handeln! So unverantwortlich in doppelter Hinsicht: unverantwortlich gegen dich, indem er dir den Wechsel nicht bringt, den er für dich in Händen hat, und ganz unverantwortlich gegen sich selbst, indem er sich um einen Groschen bringt, den ich schon für ihn zurechtgelegt hatte, und den ich nun wieder einstecke‘. So steckte er denn den Groschen mit höchstem Anstande wieder in die Tasche, und wir hatten etwas zu lachen.“

Ich freute mich dieses Scherzes, der den übrigen vollkommen gleichsah. Ich fragte Goethe, ob er Behrisch später nie wiedergesehen.

„Ich habe ihn wiedergesehen", sagte Goethe, „und

zwar bald nach meiner Ankunft in Weimar, ungefähr im Jahre 1776, wo ich mit dem Herzog eine Reise nach Dessau machte, wohin Behrisch von Leipzig aus als Erziehender des Erbprinzen berufen war. Ich fand ihn noch ganz wie sonst, als feinen Hofmann und vom besten Humor.“

„Was sagte er dazu,“ fragte ich, „daß Sie in der Zwischenzeit so berühmt geworden?“

„Hab ich es dir nicht gesagt?“ war sein Erstes, „war es nicht gescheit, daß du damals die Verse nicht drucken ließest, und daß du gewartet hast, bis du etwas ganz Gutes machtest? Freilich, schlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn sonst hätte ich sie nicht geschrieben. Aber wären wir zusammengeblieben, so hättest du auch die andern nicht sollen drucken lassen; ich hätte sie dir auch geschrieben und es wäre ebenso gut gewesen.“ Sie sehen, er war noch ganz der alte. Er war bei Hofe sehr gelitten, ich sah ihn immer an der fürstlichen Tafel.

„Zuletzt habe ich ihn im Jahre 1801 gesehen, wo er schon alt war, aber immer noch in der besten Laune. Er bewohnte einige sehr schöne Zimmer im Schloß, deren eins er ganz mit Geranien angefüllt hatte, womit man damals eine besondere Liebhaberei trieb. Nun hatten aber die Botaniker unter den Geranien einige Unterscheidungen und Abteilungen gemacht und einer gewissen Sorte den Namen Pelargonien beigelegt. Darüber konnte sich nun der alte Herr nicht zufrieden geben, und er schimpfte auf die Botaniker. „Die dummen Kerle!“ sagte er; „ich denke, ich habe das ganze Zimmer voll Geranien, und nun kommen sie und sagen, es seien Pelargonien. Was tu ich aber damit, wenn es keine Geranien sind, und was soll ich mit Pelargonien!“ So ging es nun halbe Stun-

den lang fort, und Sie sehen, er war sich vollkommen gleichgeblieben."

Wir sprachen sodann über die „Klassische Walpurgisnacht“, deren Anfang Goethe mir vor einigen Tagen gelesen. „Der mythologischen Figuren, die sich hierbei zu drängen,“ sagte er, „sind eine Unzahl; aber ich hüte mich und nehme bloß solche, die bildlich den gehörigen Eindruck machen. Faust ist jetzt mit dem Chiron zusammen, und ich hoffe, die Szene soll mir gelingen. Wenn ich mich fleißig dazuhalte, kann ich in ein paar Monaten mit der „Walpurgisnacht“ fertig sein. Es soll mich nun aber auch nichts wieder vom „Faust“ abbringen; denn es wäre doch toll genug, wenn ich es erlebte, ihn zu vollenden! Und möglich ist es; der fünfte Akt ist so gut wie fertig, und der vierte wird sich sodann wie von selber machen."

Goethe sprach darauf über seine Gesundheit und pries sich glücklich, sich fortwährend vollkommen wohl zu befinden. „Daß ich mich jetzt so gut halte,“ sagte er, „verdanke ich Vogel; ohne ihn wäre ich längst abgefahren. Vogel ist zum Arzt wie geboren und überhaupt einer der genialsten Menschen, die mir je vorgekommen sind. Doch wir wollen nicht sagen, wie gut er ist, damit er uns nicht genommen werde."

Mittwoch, den 27. Januar 1830

Mittags mit Goethe sehr vergnügt bei Tisch. Er sprach mit großer Anerkennung über Herrn von Martius. „Sein Aperçu der Spiraltendenz“, sagte er, „ist von der höchsten Bedeutung. Hätte ich bei ihm noch etwas zu wünschen, so wäre es, daß er sein entdecktes Urphänomen mit entschiedener Kühnheit durchführte, und daß er die

Courage hätte, ein Faktum als Gesetz auszusprechen, ohne die Bestätigung allzusehr im Weiten zu suchen."

Er zeigte mir darauf die Verhandlungen der Naturforschenden Versammlung zu Heidelberg, mit hintergedruckten Facsimiles der Handschriften, die wir betrachten und auf den Charakter schließen.

"Ich weiß recht gut," sagte Goethe, „daß bei diesen Versammlungen für die Wissenschaft nicht so viel herauskommt, als man sich denken mag; aber sie sind vortrefflich, daß man sich gegenseitig kennen und möglicherweise lieben lerne, woraus denn folgt, daß man irgend eine neue Lehre eines bedeutenden Menschen wird gelten lassen, und dieser wiederum geneigt sein wird, uns in unseren Richtungen eines anderen Faches anzuerkennen und zu fördern. Auf jeden Fall sehen wir, daß etwas geschieht, und niemand kann wissen, was dabei herauskommt."

Goethe zeigte mir sodann einen Brief eines englischen Schriftstellers mit der Adresse: An Se. Durchlaucht den Fürsten Goethe. „Diesen Titel“, sagte Goethe lachend, „habe ich wahrscheinlich den deutschen Journalisten zu danken, die mich aus allzu großer Liebe wohl den deutschen Dichterfürsten genannt haben. Und so hat denn der unschuldige deutsche Irrtum den ebenso unschuldigen Irrtum des Engländers zur Folge gehabt."

Goethe kam darauf wieder auf Herrn von Martins zurück und rühmte an ihm, daß er Einbildungskraft besitze. „Im Grunde“, fuhr er fort, „ist ohne diese hohe Gabe ein wirklich großer Naturforscher gar nicht zu denken. Und zwar meine ich nicht eine Einbildungskraft, die ins Vage geht und sich Dinge imaginiert, die nicht existieren; sondern ich meine eine solche, die den wirklichen Boden der Erde nicht verläßt und mit dem Maßstab des Wirklichen und Erkannten

zu geahnten, vermuteten Dingen schreitet. Da mag sie denn prüfen, ob denn dieses Geahnte auch möglich sei und ob es nicht in Widerspruch mit anderen bewußten Gesetzen komme. Eine solche Einbildungskraft setzt aber freilich einen weiten, ruhigen Kopf voraus, dem eine große Übersicht der lebendigen Welt und ihrer Gesetze zu Gebote steht.“

Während wir sprachen, kam ein Paket mit einer Übersetzung der ‚Geschwister‘ ins Böhmische, die Goethen große Freude zu machen schien.

Sonntag, den 31. Januar 1830.

Bei Goethe zu Tisch. Wir sprachen über Milton. „Ich habe vor nicht langer Zeit seinen ‚Simson‘ gelesen,“ sagte Goethe, „der so im Sinne der Alten ist, wie kein anderes Stück irgend eines neueren Dichters. Er ist sehr groß; und seine eigene Blindheit ist ihm zustatten gekommen, um den Zustand Simsons mit solcher Wahrheit darzustellen. Milton war in der That ein Poet, und man muß vor ihm allen Respekt haben.“

Es kommen verschiedene Zeitungen, und wir sehen in den Berliner Theaternachrichten, daß man Seeungeheuer und Walfische auf die dortige Bühne gebracht.

Goethe liest in der französischen Zeitschrift ‚Le Temps‘ einen Artikel über die enorme Besoldung der englischen Geistlichkeit, die mehr beträgt als die in der ganzen übrigen Christenheit zusammen. „Man hat behauptet,“ sagte Goethe, „die Welt werde durch Zahlen regiert; das aber weiß ich, daß die Zahlen uns belehren, ob sie gut oder schlecht regiert werde.“

Mittwoch, den 3. Februar 1830.

Bei Goethe zu Tisch. Wir sprachen über Mozart. „Ich habe ihn als siebenjährigen Knaben gesehen,“ sagte Goethe,

„wo er auf einer Durchreise ein Konzert gab. Ich selber war etwa vierzehn Jahre alt, und ich erinnere mich des kleinen Mannes in seiner Frisur und Degen noch ganz deutlich.“ Ich machte große Augen, und es war mir ein halbes Wunder, zu hören, daß Goethe alt genug sei, um Mozart als Kind gesehen zu haben.

Sonabend, den 6. Februar 1830.

Bei Frau von Goethe zu Tisch. Der junge Goethe erzählte einiges Artige von seiner Großmutter, der Frau Rat Goethe zu Frankfurt, die er vor zwanzig Jahren als Student besucht habe, und mit der er eines Mittags beim Fürsten Primas zur Tafel geladen worden.

Der Fürst sei der Frau Rat aus besonderer Höflichkeit auf der Treppe entgegengekommen; da er aber seine gewöhnliche geistliche Kleidung getragen, so habe sie ihn für einen Abbé gehalten und nicht sonderlich auf ihn geachtet. Auch habe sie anfänglich bei Tafel, an seiner Seite sitzend, nicht eben das freundlichste Gesicht gemacht. Im Laufe des Gesprächs aber sei ihr an dem Benehmen der übrigen Anwesenden nach und nach beigegangen, daß es der Primas sei.

Der Fürst habe darauf ihre und ihres Sohnes Gesundheit getrunken, worauf denn die Frau Rat aufgestanden und die Gesundheit Sr. Hoheit ausgebracht.

Sonntag, den 7. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tisch. Mancherlei Gespräche über den Fürst Primas; daß er ihn an der Tafel der Kaiserin von Oesterreich durch eine geschickte Wendung zu verteidigen gewagt. Des Fürsten Unzulänglichkeit in der Philosophie, sein dilettantischer Trieb zur Malerei, ohne

Geschmack. Bild, der Miß Gore geschenkt. Seine Gutherzigkeit und Weichheit, alles weggugeben, so daß er zuletzt in Armut dagestanden.

Gespräche über den Begriff des Desobligeanten.

Nach Tisch stellt sich der junge Goethe, mit Walter und Wolf, in seinem Maskenanzuge als Klingsor dar und fährt an Hof.

Mittwoch, den 10. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tisch. Er sprach mit wahrer Anerkennung über das Festgedicht Riemers zur Feier des 2. Februar. „Überall,“ fügte Goethe hinzu, „was Riemer macht, kann sich vor Meister und Gesellen sehen lassen.“

Wir sprachen sodann über die „Klassische Walpurgisnacht“, und daß er dabei auf Dinge komme, die ihn selber überraschen. Auch gehe der Gegenstand mehr auseinander, als er gedacht.

„Ich habe jetzt etwas über die Hälfte,“ sagte er, „aber ich will mich dazuhalten, und hoffe bis Ostern fertig zu sein. Sie sollen früher nichts weiter davon sehen, aber sobald es fertig ist, gebe ich es Ihnen mit nach Hause, damit Sie es in der Stille prüfen. Wenn Sie nun den acht- unddreißigsten und neununddreißigsten Band zusammenstellten, so daß wir Ostern die letzte Lieferung absenden könnten, so wäre es hübsch, und wir hätten den Sommer zu etwas Großem frei. Ich würde im ‚Faust‘ bleiben und den vierten Akt zu überwinden suchen.“ Ich freute mich dazu und versprach ihm meinerseits jeden Beistand.

Goethe schickte darauf seinen Bedienten, um sich nach der Großherzogin-Mutter zu erkundigen, die sehr krank geworden und deren Zustand ihm bedenklich schien.

„Sie hätte den Maskenzug nicht sehen sollen,“ sagte

er, „aber fürstliche Personen sind gewohnt, ihren Willen zu haben, und so ist denn alles Protestieren des Hofes und der Ärzte vergeblich gewesen. Dieselbige Willenskraft, mit der sie Napoleon widerstand, setzt sie auch ihrer körperlichen Schwäche entgegen; und so sehe ich es schon kommen, sie wird hingehen, wie der Großherzog, in voller Kraft und Herrschaft des Geistes, wenn der Körper schon aufgehört haben wird zu gehorchen.“

Goethe schien sichtbar betrübt und war eine Weile stille. Bald aber sprachen wir wieder über heitere Dinge, und er erzählte mir von einem Buch, zur Rechtfertigung von Hudson Lowe geschrieben.

„Es sind darin Züge der kostbarsten Art,“ sagte er, „die nur von unmittelbaren Augenzeugen herrühren können. Sie wissen, Napoleon trug gewöhnlich eine dunkelgrüne Uniform. Von vielem Tragen und Sonne war sie zuletzt völlig unscheinbar geworden, so daß die Notwendigkeit gefühlt wurde, sie durch eine andere zu ersetzen. Er wünschte dieselbe dunkelgrüne Farbe, allein auf der Insel waren keine Vorräte dieser Art; es fand sich zwar ein grünes Tuch, allein die Farbe war unrein und fiel ins Gelbliche. Eine solche Farbe auf seinen Leib zu nehmen, war nun dem Herrn der Welt unmöglich, und es blieb ihm nichts übrig, als seine alte Uniform wenden zu lassen, und sie so zu tragen.“

„Was sagen Sie dazu? Ist es nicht ein vollkommen tragischer Zug? Ist es nicht rührend, den Herrn der Könige zuletzt soweit reduziert zu sehen, daß er eine gewendete Uniform tragen muß? Und doch, wenn man bedenkt, daß ein solches Ende einen Mann traf, der das Leben und Glück von Millionen mit Füßen getreten hatte, so ist das Schicksal, das ihm widerfuhr, immer noch sehr

milde; es ist eine Nemesis, die nicht umhin kann, in Erwähnung der Größe des Helden immer noch ein wenig galant zu sein. Napoleon gibt uns ein Beispiel, wie gefährlich es sei, sich ins Absolute zu erheben und alles der Ausführung einer Idee zu opfern.“

Wir sprachen noch manches dahin Bezügliche, und ich ging darauf ins Theater, um den ‚Stern von Sevilla‘ zu sehen.

Sonntag, den 14. Februar 1830.

Diesen W Mittag auf meinem Wege zu Goethe, der mich zu Tisch eingeladen hatte, traf mich die Nachricht von dem soeben erfolgten Tode der Großherzogin-Mutter. Wie wird das bei seinem hohen Alter auf Goethe wirken? war mein erster Gedanke, und so betrat ich mit einiger Apprehension das Haus. Die Dienerschaft sagte mir, daß seine Schwiegertochter soeben zu ihm gegangen sei, um ihm die betrübende Botschaft mitzuteilen. Seit länger als fünfzig Jahren, sagte ich mir, ist er dieser Fürstin verbunden gewesen, er hat ihrer besonderen Huld und Gnade sich zu erfreuen gehabt, ihr Tod muß ihn tief berühren. Mit solchen Gedanken trat ich zu ihm ins Zimmer; allein ich war nicht wenig überrascht, ihn vollkommen heiter und kräftig mit seiner Schwiegertochter und seinen Enkeln am Tisch sitzen und seine Suppe essen zu sehen, als ob eben nichts passiert wäre. Wir sprachen ganz heiter fort über gleichgültige Dinge. Nun gingen alle Glocken der Stadt an zu läuten; Frau von Goethe blickte mich an, und wir redeten lauter, damit die Töne der Todesglocken sein Inneres nicht berühren und erschüttern möchten; denn wir dachten, er empfinde wie wir. Er empfand aber nicht wie wir, es stand in

seinem Innern gänzlich anders. Er saß vor uns gleich einem Wesen höherer Art, von irdischen Leiden unberührbar. Hofrat Vogel ließ sich melden; er setzte sich zu uns und erzählte die einzelnen Umstände von dem Hinscheiden der hohen Verewigten, welches Goethe in seiner bisherigen vollkommensten Ruhe und Fassung aufnahm. Vogel ging wieder, und wir setzten unser Mittagessen und Gespräche fort. Auch vom ‚Chaos‘ war viel die Rede und Goethe pries die Betrachtungen über das Spiel in der letzten Nummer als ganz vorzüglich. Als Frau von Goethe mit ihren Söhnen hinaufgegangen war, blieb ich mit Goethe allein. Er erzählte mir von seiner ‚Klassischen Walpurgisnacht‘, daß er damit jeden Tag weiter komme, und daß ihm wunderbare Dinge über die Erwartung gelängen. Dann zeigte er mir einen Brief des Königs von Bayern, den er heute erhalten, und den ich mit großem Interesse las. Die edle treue Gesinnung des Königs sprach sich in jeder Zeile aus, und Goethen schien es besonders wohl zu tun, daß der König gegen ihn sich fortwährend so gleichbleibe. Hofrat Soret ließ sich melden und setzte sich zu uns. Er kam mit beruhigenden Trostesworten der kaiserlichen Hoheit an Goethe, die dazu beitrugen, dessen heiter gefasste Stimmung noch zu erhöhen. Goethe setzt seine Gespräche fort; er erwähnt die berühmte Ninon de Lenclos, die in ihrem sechzehnten Jahre bei großer Schönheit dem Tode nahe gewesen und die Umstehenden in völliger Fassung mit den Worten getröstet habe: ‚Was ist’s denn weiter? Lasse ich doch lauter Sterbliche zurück!‘ Übrigens habe sie fortgelebt und sei neunzig Jahre alt geworden, nachdem sie bis in ihr achtzigstes Hunderte von Liebhabern beglückt und zur Verzweiflung gebracht.

Goethe spricht darauf über Gozzi und dessen Theater zu Venedig, wobei die improvisierenden Schauspieler bloß die Sujets erhielten. Gozzi habe die Meinung gehabt, es gebe nur sechsunddreißig tragische Situationen; Schiller habe geglaubt, es gebe mehr, allein es sei ihm nicht einmal gelungen, nur so viele zu finden.

Sodann manches Interessante über Grimm, dessen Geist und Charakter und sehr geringes Vertrauen zum Papiergelde.

Mittwoch, den 17. Februar 1830.

Wir sprachen über das Theater, und zwar über die Farben der Dekorationen und Anzüge. Das Resultat war folgendes.

„Im allgemeinen sollen die Dekorationen einen für jede Farbe der Anzüge des Vordergrundes günstigen Ton haben, wie die Dekorationen von Deuther, welche mehr oder weniger ins Bräunliche fallen und die Farben der Gewänder in aller Frische heraussetzen. Ist aber der Dekorationsmaler von einem so günstigen unbestimmten Tone abzuweichen genötigt, und ist er in dem Falle, etwa ein rotes oder gelbes Zimmer, ein weißes Zelt oder einen grünen Garten darzustellen, so sollen die Schauspieler klug sein und in ihren Anzügen dergleichen Farben vermeiden. Tritt ein Schauspieler mit einer roten Uniform und grünen Beinkleidern in ein rotes Zimmer, so verschwindet der Oberkörper, und man sieht bloß die Beine; tritt er mit demselbigen Anzuge in einen grünen Garten, so verschwinden seine Beine und sein Oberkörper geht auffallend hervor. So sah ich einen Schauspieler mit weißer Uniform und ganz dunkeln Beinkleidern, dessen Oberkörper in einem weißen Zelt, und dessen Beine auf einem dunkeln Hintergrunde gänzlich verschwanden.

„Und selbst“, fügte Goethe hinzu, „wenn der Dekorationsmaler in dem Fall wäre, ein rotes oder gelbes Zimmer oder einen grünen Garten oder Wald zu machen, so sollen diese Farben immer etwas schwach und duftig gehalten werden, damit jeder Anzug im Vordergrunde sich ablöse und die gehörige Wirkung tue.“

Wir sprechen über die ‚Ilias‘ und Goethe macht mich auf das schöne Motiv aufmerksam, daß der Achill eine Zeitlang in Untätigkeit versetzt werde, damit die übrigen Helden zum Vorschein kommen und sich entwickeln mögen.

Von seinen ‚Wahlverwandtschaften‘ sagt er, daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden. Dasselbe von der Geschichte in Geseheim.

Nach Tisch ein Portefeuille der niederländischen Schule durchgesehen. Ein Hafenstück, wo Männer auf der einen Seite frisches Wasser einnehmen und auf der andern Würfel auf einer Tonne spielen, gab Anlaß zu schönen Betrachtungen, wie das Reale vermieden, um der Wirkung der Kunst nicht zu schaden. Der Deckel der Tonne hat das Hauptlicht; die Würfel sind geworfen, wie man an den Gebärden der Männer sieht, aber sie sind auf der Fläche des Deckels nicht gezeichnet, weil sie das Licht unterbrochen und also nachteilig gewirkt haben würden.

Sodann die Studien von Ruysdael zu seinem Kirchhof betrachtet, woraus man sah, welche Mühe sich ein solcher Meister gegeben.

Sonntag, den 21. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tisch. Er zeigt mir die Luftpflanze, die ich mit großem Interesse betrachte. Ich bemerke darin ein Bestreben, ihre Existenz so lange wie möglich fort-

zusehen, ehe sie einem folgenden Individuum erlaubt, sich zu manifestieren.

„Ich habe mir vorgenommen,“ sagte Goethe darauf, „in vier Wochen so wenig den ‚Temps‘ als ‚Globe‘ zu lesen. Die Sachen stehen so, daß sich innerhalb dieser Periode etwas ereignen muß, und so will ich die Zeit erwarten, bis mir von außen eine solche Nachricht kommt. Meine ‚Klassische Walpurgisnacht‘ wird dabei gewinnen, und ohnehin sind jenes Interessen, wovon man nichts hat, welches in manchen Fällen nicht genug bedacht wird.“

Er gibt mir sodann einen Brief von Voissière aus München, der ihm Freude gemacht und den ich gleichfalls mit hohem Vergnügen lese. Voissière spricht besonders über den ‚Zweiten Aufenthalt in Rom‘, sowie über einige Punkte des letzten Heftes von ‚Kunst und Altertum‘. Er urteilt über diese Dinge so wohlwollend als gründlich, und wir finden Veranlassung, über die seltene Bildung und Tätigkeit dieses bedeutenden Mannes viel zu reden.

Goethe erzählt mir darauf von einem neuen Bilde von Cornelius als sehr brav durchdacht und ausgeführt, und es kommt zur Sprache, daß die Gelegenheit zur guten Färbung eines Bildes in der Komposition liege.

Später, auf einem Spaziergange, kommt mir die Luftpflanze wieder vor die Seele, und ich habe den Gedanken, daß ein Wesen seine Existenz fortsetzt, so lange es geht, dann aber sich zusammennimmt, um wieder seinesgleichen hervorzubringen. Es erinnert mich dieses Naturgesetz an jene Legende, wo wir uns die Gottheit im Urbeginn der Dinge alleine denken, sodann aber den Sohn erschaffend,

welcher ihr gleich ist. So auch haben gute Meister nichts Angelegentlicheres zu tun, als sich gute Schüler zu bilden, in denen sie ihre Grundsätze und Tätigkeiten fortgesetzt sehen. Nicht weniger ist jedes Werk eines Künstlers oder Dichters als seinesgleichen zu betrachten, und in demselbigen Grade wie ein solches Werk vortrefflich ist, wird der Künstler oder Dichter vortrefflich gewesen sein, da er es machte. Ein treffliches Werk eines andern soll daher niemals Neid in mir erregen, indem es mich auf einen vortrefflichen Menschen zurückschließen läßt, der es zu machen wert war.

Mittwoch, den 24. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tisch. Wir sprechen über den Homer. Ich bemerke, daß sich die Einwirkung der Götter unmittelbar aus Reale anschließe. — „Es ist unendlich zart und menschlich,“ sagte Goethe, „und ich danke Gott, daß wir aus den Zeiten heraus sind, wo die Franzosen diese Einwirkung der Götter Maschinerie nannten. Aber freilich, so ungeheuere Verdienste nachzuempfinden, bedurfte einiger Zeit, denn es erforderte eine gänzliche Umwandlung ihrer Kultur.“

Goethe sagte mir sodann, daß er in die Erscheinung der Helena noch einen Zug hineingebracht, um ihre Schönheit zu erhöhen, welches durch eine Bemerkung von mir veranlaßt worden und meinem Gefühl zur Ehre gereiche.

Nach Tisch zeigte Goethe mir den Umriss eines Bildes von Cornelius, den Orpheus vor Plutos Throne darstellend, um die Eurydice zu befreien. Das Bild erschien uns wohl überlegt und das Einzelne vortrefflich gemacht, doch wollte es nicht recht befriedigen und dem Gemüt kein rechtes Behagen geben. Vielleicht, dachten wir, bringt

die Färbung eine größere Harmonie hinein; vielleicht auch wäre der folgende Moment günstiger gewesen, wo Orpheus über das Herz des Pluto bereits gesiegt hat und ihm die Eurydice zurückgegeben wird. Die Situation hätte sodann nicht mehr das Gespannte, Erwartungsvolle, vielmehr würde sie vollkommene Befriedigung gewähren.

Montag, den 1. März 1830.

Bei Goethe zu Tisch mit Hofrat Voigt aus Jena. Die Unterhaltung geht um lauter naturhistorische Gegenstände, wobei Hofrat Voigt die vielseitigsten Kenntnisse entwickelt. Goethe erzählt, daß er einen Brief erhalten mit der Einwendung, daß die Kottylebones keine Blätter seien, und zwar weil sie kein Auge hinter sich hätten. Wir überzeugen uns aber an verschiedenen Pflanzen, daß die Kottylebones allerdings Augen hinter sich haben, so gut wie jedes folgende Blatt. Voigt sagt, daß das Aperçu von der Metamorphose der Pflanze eine der fruchtbarsten Entdeckungen sei, welche die neuere Zeit im Fache der Naturforschung erfahren.

Wir reden über Sammlungen ausgestopfter Vögel, wobei Goethe erzählt, daß ein Engländer mehrere Hunderte lebendiger Vögel in großen Behältern gefüttert habe. Von diesen seien einige gestorben, und er habe sie ausstopfen lassen. Diese ausgestopften hätten ihm nun so gefallen, daß ihm der Gedanke gekommen, ob es nicht besser sei, sie alle totschlagen und ausstopfen zu lassen; welchen Gedanken er denn auch alsobald ausgeführt habe.

Hofrat Voigt erzählt, daß er im Begriff sei, Cuviers ‚Naturgeschichte‘ in fünf Bänden zu übersetzen und mit Ergänzungen und Erweiterungen herauszugeben.

Nach Tisch, als Voigt gegangen war, zeigt Goethe

mir das Manuskript seiner ‚Walpurgisnacht‘, und ich bin erstaunt über die Stärke, zu der es in den wenigen Wochen herangewachsen.

Mittwoch, den 3. März 1830.

Mit Goethe vor Tisch spazieren gefahren. Er spricht günstig über mein Gedicht in bezug auf den König von Bayern, indem er bemerkt, daß Lord Byron vorteilhaft auf mich gewirkt. Mir fehle jedoch noch dasjenige, was man Konvenienz heiße, worin Voltaire so groß gewesen. Diesen wolle er mir zum Muster vorschlagen.

Darauf bei Tisch reden wir viel über Wieland, besonders über den ‚Oberon‘, und Goethe ist der Meinung, daß das Fundament schwach sei, und der Plan vor der Ausführung nicht gehörig gegründet worden. Daß zur Herbeischaffung der Barthaare und Backenzähne ein Geist benutzt werde, sei gar nicht wohl erfunden, besonders weil der Held sich dabei ganz untätig verhalte. Die anmutige, sinnliche und geistreiche Ausführung des großen Dichters aber mache das Buch dem Leser so angenehm, daß er an das eigentliche Fundament nicht weiter denke und darüber hinauslese.

Wir reden fort über viele Dinge, und so kommen wir auch wieder auf die Entelechie. „Die Hartnäckigkeit des Individuums, und daß der Mensch abschüttelt, was ihm nicht gemäß ist,“ sagte Goethe, „ist mir ein Beweis, daß so etwas existiere.“ Ich hatte seit einigen Minuten das selbige gedacht und sagen wollen, und so war es mir doppelt lieb, daß Goethe es aussprach. „Leibniz“, fuhr er fort, „hat ähnliche Gedanken über solche selbständige Wesen gehabt, und zwar, was wir mit dem Ausdruck Entelechie bezeichnen, nannte er Monaden.“

Ich nahm mir vor, das Weitere darüber in Leibniz an Ort und Stelle nachzulesen.

Sonntag, den 7. März 1830.

Um 12 Uhr zu Goethe, den ich heute besonders frisch und kräftig fand. Er eröffnete mir, daß er seine „Klassische Walpurgisnacht“ habe zurücklegen müssen, um die letzte Lieferung fertig zu machen. „Hierbei aber“, sagte er, „bin ich klug gewesen, daß ich aufgehört habe, wo ich noch in gutem Zuge war und noch viel bereits Erfundenes zu sagen hatte. Auf diese Weise läßt sich viel leichter wieder anknüpfen, als wenn ich so lange fortgeschrieben hätte, bis es stockte.“ Ich merkte mir dieses als eine gute Lehre.

Es war die Absicht gewesen, vor Tisch eine Spazierfahrt zu machen; allein wir fanden es beiderseits so angenehm im Zimmer, daß die Pferde abbestellt wurden.

Unterdessen hatte der Bediente Friedrich eine große von Paris angekommene Kiste ausgepackt. Es war eine Sendung vom Bildhauer David, in Gips abgegossene Porträts, Basreliefs, von siebenundfünfzig berühmten Personen. Friedrich trug die Abgüsse in verschiedenen Schiebläden herein, und es gab große Unterhaltung, alle die interessanten Persönlichkeiten zu betrachten. Besonders erwartungsvoll war ich auf Mérimée; der Kopf erschien so kräftig und verwegen wie sein Talent, und Goethe bemerkte, daß er etwas Humoristisches habe. Victor Hugo, Alfred de Vigny, Emile Deschamps zeigten sich als reine, freie, heitere Köpfe. Auch erfreuten uns die Porträts der Demoiselle Gay, der Madame Tastu und anderer junger Schriftstellerinnen. Das kräftige Bild von Fabvier erinnerte an Menschen früherer Jahrhunderte, und wir

hatten Genuß, es wiederholt zu betrachten. So gingen wir von einer bedeutenden Person zur andern, und Goethe konnte nicht umhin, wiederholt zu äußern, daß er durch diese Sendung von David einen Schatz besitze, wofür er dem trefflichen Künstler nicht genug danken könne. Er werde nicht unterlassen, diese Sammlung Durchreisenden vorzuzeigen und sich mündlich über einzelne ihm noch unbekannte Personen unterrichten zu lassen.

Auch Bücher waren in der Kiste verpackt gewesen, die er in die vorderen Zimmer tragen ließ, wohin wir folgten und uns zu Tisch setzten. Wir waren heiter und sprachen von Arbeiten und Vorfällen hin und her. „Es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sei,“ sagte Goethe, „und besonders nicht, daß er alleine arbeite; vielmehr bedarf er der Teilnahme und Anregung, wenn etwas gelingen soll. Ich verdanke Schillern die ‚Achilleis‘ und viele meiner Balladen, wozu er mich getrieben, und Sie können es sich zurechnen, wenn ich den zweiten Teil des ‚Faust‘ zustande bringe. Ich habe es Ihnen schon oft gesagt, aber ich muß es wiederholen, damit Sie es wissen.“ Ich freute mich dieser Worte, im Gefühl, daß daran viel Wahres sein möge.

Beim Nachtisch öffnete Goethe eine der Pakete. Es waren die Gedichte von Emile Deschamps, begleitet von einem Brief, den Goethe mir zu lesen gab. Hier sah ich nun zu meiner Freude, welcher Einfluß Goethen auf das neue Leben der französischen Literatur zugestanden wird, und wie die jungen Dichter ihn als ihr geistiges Oberhaupt verehren und lieben. So hatte in Goethes Jugend Shakespeare gewirkt. Von Voltaire läßt sich nicht sagen, daß er auf junge Poeten des Auslandes einen Einfluß der Art gehabt, daß sie sich in seinem Geist versammelten



und ihn als ihren Herrn und Meister erkannten. Überall war der Brief von Emile Deschamps mit sehr liebenswürdiger, herzlicher Freiheit geschrieben. „Man blickt in den Frühling eines schönen Gemüths“, sagte Goethe.

Ferner befand sich unter der Sendung von David ein Blatt mit dem Hute Napoleons in den verschiedensten Stellungen. „Das ist etwas für meinen Sohn“, sagte Goethe und sendete das Blatt schnell hinauf. Es verfehlte auch seine Wirkung nicht, indem der junge Goethe sehr bald herunterkam und voller Freude diese Hute seines Helden für das Nonplusultra seiner Sammlung erklärte. Ehe fünf Minuten vergingen, befand sich das Bild unter Glas und Rahmen und an seinem Ort, unter den übrigen Attributen und Denkmälern des Helden.

Sonntag, den 14. März 1830.

Abends bei Goethe. Er zeigte mir alle jetzt geordneten Schätze der Kiste von David, mit deren Auspackung ich ihn vor einigen Tagen beschäftigt fand. Die Gipsmedaillons mit den Profilen der vorzüglichsten jungen Dichter Frankreichs hatte er in großer Ordnung auf Tischen nebeneinandergelegt. Er sprach dabei abermals über das außerordentliche Talent Davids, das ebenso groß sei in der Auffassung als in der Ausführung. Auch zeigte er mir eine Menge der neuesten Werke, die ihm durch die Vermittelung Davids von den ausgezeichnetsten Talenten der romantischen Schule als Autorgechenke verehrt worden. Ich sah Werke von Sainte-Beuve, Vallanche, Victor Hugo, Balzac, Alfred de Vigny, Jules Janin und anderen. „David“, sagte er, „hat mir durch diese Sendung schöne Tage bereitet. Die jungen Dichter beschäftigen mich nun schon die ganze Woche und gewähren mir durch die

frischen Eindrücke, die ich von ihnen empfangen, ein neues Leben. Ich werde über die mir sehr lieben Porträts und Bücher einen eigenen Katalog machen und beiden in meiner Kunstsammlung und Bibliothek einen besonderen Platz geben.“ Man sah es Goethen an, daß diese Huldigung der jungen Dichter Frankreichs ihn innerlichst beglückte.

Er las darauf einiges in den ‚Studien‘ von Emile Deschamps. Die Übersetzung der ‚Braut von Korinth‘ lobte er als treu und sehr gelungen. „Ich besitze“, sagte er, „das Manuskript einer italienischen Übersetzung dieses Gedichts, welches das Original bis zum Rhythmus wiedergibt.“

Die ‚Braut von Korinth‘ gab Goethen Anlaß, auch von seinen übrigen Balladen zu reden. „Ich verdanke sie größtenteils Schillern“, sagte er, „der mich dazu trieb, weil er immer etwas Neues für seine ‚Horen‘ brauchte. Ich hatte sie alle schon seit vielen Jahren im Kopf, sie beschäftigten meinen Geist als anmutige Bilder, als schöne Träume, die kamen und gingen, und womit die Phantasie mich spielend beglückte. Ich entschloß mich ungern dazu, diesen mir seit so lange befreundeten glänzenden Erscheinungen ein Lebewohl zu sagen, indem ich ihnen durch das ungenügende dürstige Wort einen Körper verlieh. Als sie auf dem Papiere standen, betrachtete ich sie mit einem Gemisch von Wehmut; es war mir, als sollte ich mich auf immer von einem geliebten Freunde trennen.“

„Zu anderen Zeiten“, fuhr Goethe fort, „ging es mir mit meinen Gedichten gänzlich anders. Ich hatte davon vorher durchaus keine Eindrücke und keine Ahnung, sondern sie kamen plötzlich über mich und wollten augen-

blicklich gemacht sein, so daß ich sie auf der Stelle instinktmäßig und traumartig niederzuschreiben mich getrieben fühlte. In solchem nachtwandlerischen Zustande geschah es oft, daß ich einen ganz schief liegenden Papierbogen vor mir hatte, und daß ich dieses erst bemerkte, wenn alles geschrieben war, oder wenn ich zum Weiterschreiben keinen Platz fand. Ich habe mehrere solcher in der Diagonale geschriebenen Blätter besessen; sie sind mir jedoch nach und nach abhanden gekommen, so daß es mir leid tut, keine Proben solcher poetischen Vertiefung mehr vorzeigen zu können."

Das Gespräch lenkte sich sodann auf die französische Literatur zurück, und zwar auf die allerneueste ultraromantische Richtung einiger nicht unbedeutenden Talente. Goethe war der Meinung, daß diese im Werden begriffene poetische Revolution der Literatur selber im hohen Grade günstig, den einzelnen Schriftstellern aber, die sie bewirkten, nachtheilig sei.

"Bei keiner Revolution", sagte er, "sind die Extreme zu vermeiden. Bei der politischen will man anfänglich gewöhnlich nichts weiter als die Abstellung von allerlei Mißbräuchen, aber ehe man es sich versieht, steckt man tief in Blutvergießen und Greueln. So wollten auch die Franzosen bei ihrer jetzigen literarischen Umwälzung anfänglich nichts weiter als eine freiere Form, aber dabei bleiben sie jetzt nicht stehen, sondern sie verwerfen neben der Form auch den bisherigen Inhalt. Die Darstellung edler Gefinnungen und Taten fängt man an für langweilig zu erklären, und man versucht sich in Behandlung von allerlei Berruchtheiten. An die Stelle des schönen Inhalts griechischer Mythologie treten Teufel, Hexen und Vampire, und die erhabenen Helden der Vorzeit

müssen Gaunern und Galeerenflaven Platz machen. Der- gleichen ist pikant! Das wirkt! Nachdem aber das Publi- kum diese stark gepfefferte Speise einmal gekostet und sich daran gewöhnt hat, wird es nur immer nach Mehrerem und Stärkerem begierig. Ein junges Talent, das wirken und anerkannt sein will, und nicht groß genug ist, auf eigenem Wege zu gehen, muß sich dem Geschmack des Tages bequemen, ja es muß seine Vorgänger im Schreck- und Schauerlichen noch zu überbieten suchen. In diesem Jagen nach äußeren Effectmitteln aber wird jedes tiefere Studium und jedes stufenweise gründliche Entwickeln des Talentcs und Menschen von innen heraus ganz außer acht gelassen. Das ist aber der größte Schaden, der dem Talent begegnen kann, wiewohl die Literatur im allgemeinen bei dieser augenblicklichen Richtung ge- winnen wird."

"Wie kann aber", versetzte ich, "ein Bestreben, das die einzelnen Talente zugrunde richtet, der Literatur im allgemeinen günstig sein?"

"Die Extreme und Auswüchse, die ich bezeichnet habe," erwiderte Goethe, "werden nach und nach verschwinden, aber zuletzt wird der sehr große Vorteil bleiben, daß man neben einer freieren Form auch einen reicheren, ver- schiedenartigeren Inhalt wird erreicht haben und man keinen Gegenstand der breitesten Welt und des mannig- faltigsten Lebens als unpoetisch mehr wird ausschließen. Ich vergleiche die jetzige literarische Epoche dem Zustande eines heftigen Fiebers, das zwar an sich nicht gut und wünschenswert ist, aber eine bessere Gesundheit als heitere Folge hat. Dasjenige wirklich Berruchte, was jetzt oft den ganzen Inhalt eines poetischen Werkes ausmacht, wird künftig nur als wohltätiges Ingredienz eintreten:

ja man wird das augenblicklich verbannte durchaus Reine und Edle bald mit desto größerem Verlangen wieder hervorsuchen.“

„Es ist mir auffallend,“ bemerkte ich, „daß auch Mérimée, der doch zu Ihren Lieblingen gehört, durch die abscheulichen Gegenstände seiner ‚Guzla‘ gleichfalls jene ultraromantische Bahn betreten hat.“

„Mérimée“, erwiderte Goethe, „hat diese Dinge ganz anders traktiert als seine Mitgesellen. Es fehlt freilich diesen Gedichten nicht an allerlei schauerlichen Motiven von Kirchhöfen, nächtlichen Kreuzwegen, Gespenstern und Vampiren; allein alle diese Widerwärtigkeiten berühren nicht das Innere des Dichters, er behandelt sie vielmehr aus einer gewissen objektiven Ferne und gleichsam mit Ironie. Er geht dabei ganz zu Werke wie ein Künstler, dem es Spaß macht, auch einmal so etwas zu versuchen. Er hat sein eigenes Innere, wie gesagt, dabei gänzlich verleugnet, ja er hat dabei sogar den Franzosen verleugnet, und zwar so sehr, daß man diese Gedichte der ‚Guzla‘ anfänglich für wirklich illyrische Volksgedichte gehalten, und also nur wenig gefehlt hat, daß ihm die beabsichtigte Mystifikation gelungen wäre.“

„Mérimée“, fuhr Goethe fort, „ist freilich ein ganzer Kerl; wie denn überhaupt zum objektiven Behandeln eines Gegenstandes mehr Kraft und Genie gehört, als man denkt. So hat auch Byron trotz seiner stark vorwaltenden Persönlichkeit zuweilen die Kraft gehabt, sich gänzlich zu verleugnen, wie dies an einigen seiner dramatischen Sachen und besonders an seinem ‚Marino Faliero‘ zu sehen. Bei diesem Stück vergißt man ganz, daß Byron, ja daß ein Engländer es geschrieben. Wir leben darin ganz und gar zu Venedig und ganz und gar in der Zeit, in der

die Handlung vorgeht. Die Personen reden ganz aus sich selber und aus ihrem eigenen Zustande heraus, ohne etwas von subjektiven Gefühlen, Gedanken und Meinungen des Dichters an sich zu haben. Das ist die rechte Art. Von unsern jungen französischen Romantikern der übertriebenen Sorte ist das freilich nicht zu rühmen. Was ich auch von ihnen gelesen: Gedichte, Romane, dramatische Arbeiten, es trug alles die persönliche Farbe des Autors, und es machte mich nie vergessen, daß ein Pariser, daß ein Franzose es geschrieben; ja selbst bei behandelten ausländischen Stoffen blieb man doch immer in Frankreich und Paris, durchaus befangen in allen Wünschen, Bedürfnissen, Konflikten und Gärungen des augenblicklichen Tages."

"Auch Véranger", warf ich versuchend ein, „hat nur Zustände der großen Hauptstadt und nur sein eigenes Innere ausgesprochen."

"Das ist auch ein Mensch danach," erwiderte Goethe, „dessen Darstellung und dessen Inneres etwas wert ist. Bei ihm findet sich der Gehalt einer bedeutenden Persönlichkeit. Véranger ist eine durchaus glücklich begabte Natur, fest in sich selber begründet, rein aus sich selber entwickelt und durchaus mit sich selber in Harmonie. Er hat nie gefragt: Was ist an der Zeit? was wirkt? was gefällt? und: Was machen die andern? damit er es ihnen nachmache. Er hat immer nur aus dem Kern seiner eigenen Natur heraus gewirkt, ohne sich zu bekümmern, was das Publikum oder was diese oder jene Partei erwartete. Er hat freilich in verschiedenen bedenklichen Epochen nach den Stimmungen, Wünschen und Bedürfnissen des Volkes hingehorcht; allein das hat ihn nur in sich selber befestigt, indem es ihm sagte, daß sein eigenes Innere

mit dem des Volkes in Harmonie stand, aber es hat ihn nie verleitet, etwas anderes auszusprechen, als was bereits in seinem eigenen Herzen lebte.

„Sie wissen, ich bin im ganzen kein Freund von sogenannten politischen Gedichten; allein solche, wie *Véranger* sie gemacht hat, lasse ich mir gefallen. Es ist bei ihm nichts aus der Luft gegriffen, nichts von bloß imaginierten oder imaginären Interessen, er schießt nie ins Blaue hinein, vielmehr hat er stets die entschiedensten, und zwar immer bedeutende Gegenstände. Seine liebende Bewunderung Napoleons und das Zurückdenken an die großen Thaten, die unter ihm geschehen, und zwar zu einer Zeit, wo diese Erinnerung den etwas gedrückten Franzosen ein Trost war; dann sein Haß gegen die Herrschaft der Pfaffen und gegen die Verfinsterung, die mit den Jesuiten wieder einzubrechen droht: das sind denn doch Dinge, denen man wohl seine völlige Zustimmung nicht versagen kann. Und wie meisterhaft ist bei ihm die jedesmalige Behandlung! Wie wälzt und rundet er den Gegenstand in seinem Innern, ehe er ihn ausspricht! Und dann, wenn alles reif ist, welcher Witz, Geist, Ironie und Verfaßung, und welche Herzlichkeit, Naivetät und Grazie werden nicht von ihm bei jedem Schritt entfaltet! Seine Lieder haben jahraus jahrein Millionen froher Menschen gemacht; sie sind durchaus mundrecht auch für die arbeitende Klasse, während sie sich über das Niveau des Gewöhnlichen so sehr erheben, daß das Volk im Umgange mit diesen anmutigen Geistern gewöhnt und genötigt wird, selbst edler und besser zu denken. Was wollen Sie mehr? Und was läßt sich überhaupt Besseres von einem Poeten rühmen?“

„Er ist vortrefflich, ohne Frage“, erwiderte ich. „Sie

wissen selbst, wie sehr ich ihn seit Jahren liebe; auch können Sie denken, wie wohl es mir tut, Sie so über ihn reden zu hören. Soll ich aber sagen, welche von seinen Liedern ich vorziehe, so gefallen mir denn doch seine Liebesgedichte besser als seine politischen, bei denen mir ohnehin die speziellen Bezüge und Anspielungen nicht immer deutlich sind."

"Das ist Ihre Sache", erwiderte Goethe; „auch sind die politischen gar nicht für Sie geschrieben; fragen Sie aber die Franzosen, und sie werden Ihnen sagen, was daran Gutes ist. Ein politisches Gedicht ist überhaupt im glücklichsten Falle immer nur als Organ einer einzelnen Nation, und in den meisten Fällen nur als Organ einer gewissen Partei zu betrachten; aber von dieser Nation und dieser Partei wird es auch, wenn es gut ist, mit Enthusiasmus ergriffen werden. Auch ist ein politisches Gedicht immer nur als Produkt eines gewissen Zeitzustandes anzusehen, der aber freilich vorübergeht und dem Gedicht für die Folge denjenigen Wert nimmt, den es vom Gegenstande hat. Véranger hatte übrigens gut machen! Paris ist Frankreich, alle bedeutenden Interessen seines großen Vaterlandes konzentrieren sich in der Hauptstadt und haben dort ihr eigentliches Leben und ihren eigentlichen Widerhall. Auch ist er in den meisten seiner politischen Lieder keineswegs als bloßes Organ einer einzelnen Partei zu betrachten, vielmehr sind die Dinge, denen er entgegenwirkt, größtenteils von so allgemein nationalem Interesse, daß der Dichter fast immer als große Volksstimme vernommen wird. Bei uns in Deutschland ist dergleichen nicht möglich. Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen können: hier ist Deutschland.

Fragen wir in Wien, so heißt es: hier ist Oesterreich; und fragen wir in Berlin, so heißt es, hier ist Preußen. Bloß vor sechzehn Jahren, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, war Deutschland überall; hier hätte ein politischer Dichter allgemein wirken können. Allein es bedurfte seiner nicht. Die allgemeine Noth und das allgemeine Gefühl der Schmach hatte die Nation als etwas Dämonisches ergriffen; das begeisternde Feuer, das der Dichter hätte entzünden können, brannte bereits überall von selber. Doch will ich nicht leugnen, daß Arndt, Körner und Rückert einiges gewirkt haben."

"Man hat Ihnen vorgeworfen," bemerkte ich etwas unvorsichtig, „daß Sie in jener großen Zeit nicht auch die Waffen ergriffen, oder wenigstens nicht als Dichter eingewirkt haben."

"Lassen wir das, mein Guter!" erwiderte Goethe. „Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß, was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereigniß mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben; allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war."

"Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder tut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tageswerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und getan, so gut und so viel ich konnte."

Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen."

"Im Grunde", versetzte ich begütigend, „sollte Sie jener Vorwurf nicht verbrießen, vielmehr könnten Sie sich darauf etwas einbilden. Denn was will das anders sagen, als daß die Meinung der Welt von Ihnen so groß ist, daß sie verlangt, daß derjenige, der für die Kultur seiner Nation mehr getan als irgend ein anderer, nun endlich alles hätte tun sollen."

"Ich mag nicht sagen, wie ich denke", erwiderte Goethe. „Es versteckt sich hinter jenem Gerede mehr böser Wille gegen mich, als Sie wissen. Ich fühle darin eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich alle sehr gern los; und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christentum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen. Sie kennen mich nun seit Jahren hinlänglich und fühlen, was an alle dem Gerede ist. Wollen Sie aber wissen, was ich gelitten habe, so lesen Sie meine ‚Kenien‘, und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat."

"Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer! Ja, mein Guter, Sie werden es nicht anders finden. Und ich selbst kann mich kaum beklagen; es ist allen andern nicht besser gegangen, den meisten sogar schlechter, und in England und Frankreich ganz wie bei uns. Was hat

nicht Molière zu leiden gehabt, und was nicht Rousseau und Voltaire! Byron ward durch die bösen Zungen aus England getrieben und würde zuletzt ans Ende der Welt geflohen sein, wenn ein früher Tod ihn nicht den Philistern und ihrem Haß enthoben hätte.

„Und wenn noch die bornierte Masse höhere Menschen verfolgte! Nein, ein Begabter und ein Talent verfolgt das andere. Platen ärgert Heine, und Heine Platen, und jeder sucht den andern schlecht und verhasst zu machen, da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug ist, und jeder schon an seinem eigenen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht!

„Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte.

„Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen

können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte!

„Überhaupt“, fuhr Goethe fort, „ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte.“

Montag, den 15. März 1830.

Abends ein Stündchen bei Goethe. Er sprach viel über Jena und die Einrichtungen und Verbesserungen, die er in den verschiedenen Branchen der Universität zustande gebracht. Für Chemie, Botanik und Mineralogie, die früher nur insoweit sie zur Pharmazie gehörig behandelt worden, habe er besondere Lehrstühle eingeführt. Vor allem sei für das Naturwissenschaftliche Museum und die Bibliothek von ihm manches Gute bewirkt worden.

Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir abermals mit vielem Selbstbehagen und guter Laune die Geschichte seiner gewaltsamen Besitzergreifung eines an die Bibliothek grenzenden Saales, den die medizinische Fakultät innegehabt, aber nicht habe hergeben wollen.

„Die Bibliothek“, sagte er, „befand sich in einem sehr schlechten Zustande. Das Lokal war feucht und enge und bei weitem nicht geeignet, seine Schätze gehörigerweise zu fassen, besonders seit durch den Ankauf der Büttnerschen

Bibliothek von seiten des Großherzogs abermals 13000 Bände hinzugekommen waren, die in großen Haufen am Boden umherlagen, weil es, wie gesagt, an Raum fehlte, sie gehörig zu placieren. Ich war wirklich dieserhalb in einiger Not. Man hätte zu einem neuen Anbau schreiten müssen, allein dazu fehlten die Mittel; auch konnte ein neuer Anbau noch recht gut vermieden werden, indem unmittelbar an die Räume der Bibliothek ein großer Saal grenzte, der leer stand und ganz geeignet war, allen unsern Bedürfnissen auf das herrlichste abzuhelpfen. Allein dieser Saal war nicht im Besiz der Bibliothek, sondern im Gebrauch der Fakultät der Mediziner, die ihn mitunter zu ihren Konferenzen benutzten. Ich wendete mich also an diese Herren mit der sehr höflichen Bitte, mir diesen Saal für die Bibliothek abzutreten. Dazu aber wollten die Herren sich nicht verstehen. Allenfalls seien sie geneigt, nachzugeben, wenn ich ihnen für den Zweck ihrer Konferenzen einen neuen Saal wolle bauen lassen, und zwar sogleich. Ich erwiderte ihnen, daß ich sehr bereit sei, ein anderes Lokal für sie herrichten zu lassen, daß ich aber einen sofortigen Neubau nicht versprechen könne. Diese meine Antwort schien aber den Herren nicht genügt zu haben; denn als ich am andern Morgen hinschickte, um mir den Schlüssel ausbitten zu lassen, hieß es: er sei nicht zu finden.

„Da blieb nun weiter nichts zu tun, als eroberungsweise einzuschreiten. Ich ließ also einen Maurer kommen und führte ihn in die Bibliothek vor die Wand des angrenzenden gedachten Saales. ‚Diese Mauer, mein Freund‘, sagte ich, ‚muß sehr dick sein, denn sie trennt zwei verschiedene Wohnungspartien. Versuchet doch einmal und prüfet, wie stark sie ist.‘ Der Maurer schritt zu Werke,

und kaum hatte er fünf bis sechs herz hafte Schläge getan, als Kalk und Backsteine fielen und man durch die entstandene Öffnung schon einige ehrwürdige Perücken herdurchschimmern sah, womit man den Saal decorirt hatte. ‚Fahret nur fort, mein Freund,‘ sagte ich, ‚ich sehe noch nicht hell genug. Geniert Euch nicht und tut ganz, als ob Ihr zu Hause wäret.‘ Diese freundliche Ermunterung wirkte auf den Maurer so belebend, daß die Öffnung bald groß genug ward, um vollkommen als Thür zu gelten, worauf denn meine Bibliotheksleute in den Saal drangen, jeder mit einem Arm voll Bücher, die sie als Zeichen der Besitzergreifung auf den Boden warfen. Bänke, Stühle und Pulte verschwanden in einem Augenblick, und meine Getreuen hielten sich so rasch und tätig dazu, daß schon in wenigen Tagen sämtliche Bücher in ihren Reposituren in schönster Ordnung an den Wänden umherstanden. Die Herren Mediziner, die bald darauf durch ihre gewohnte Thür in corpore in den Saal traten, waren ganz verblüfft, eine so große und unerwartete Verwandlung zu finden. Sie wußten nicht, was sie sagen sollten, und zogen sich still wieder zurück; aber sie bewahrten mir alle einen heimlichen Groll. Doch wenn ich sie einzeln sehe, und besonders wenn ich einen oder den andern von ihnen bei mir zu Tisch habe, so sind sie ganz scharmant und meine sehr lieben Freunde. Als ich dem Großherzog den Verlauf dieses Abenteuers erzählte, daß freilich mit seinem Einverständnis und seiner völligen Zustimmung eingeleitet war, amüsierte es ihn königlich, und wir haben später recht oft darüber gelacht.“

Goethe war in sehr guter Laune und glücklich in diesen Erinnerungen. „Ja, mein Freund,“ fuhr er fort, „man hat seine Noth gehabt, um gute Dinge durchzusetzen. Spä-

ter, als ich wegen großer Feuchtigkeit der Bibliothek einen schädlichen Teil der ganz nutzlosen alten Stadtmauer wollte abreißen und hinwegräumen lassen, ging es mir nicht viel besser. Meine Bitten, guten Gründe und vernünftigen Vorstellungen fanden kein Gehör, und ich mußte auch hier endlich eroberungsweise zu Werke gehen. Als nun die Herren der Stadtverwaltung meine Arbeiter an ihrer alten Mauer im Werke sahen, schickten sie eine Deputation an den Großherzog, der sich damals in Dornburg aufhielt, mit der ganz untertänigen Bitte: daß es doch Sr. Hoheit gefallen möge, durch ein Nachtwort mir in dem gewaltsamen Einreißen ihrer alten ehrwürdigen Stadtmauer Einhalt zu tun. Aber der Großherzog, der mich auch zu diesem Schritt heimlich autorisiert hatte, antwortete sehr weise: „Ich mische mich nicht in Goethes Angelegenheiten. Er weiß schon, was er zu tun hat, und muß sehen, wie er zurechtkommt. Geht doch hin und sagt es ihm selbst, wenn ihr die Courage habt!“

„Es ließ sich aber niemand bei mir blicken,“ fügte Goethe lachend hinzu; „ich fuhr fort von der alten Mauer niederreißen zu lassen, was mir im Wege stand, und hatte die Freude, meine Bibliothek endlich trocken zu sehen.“

Dienstag, den 16. März 1830.

Morgens besucht mich Herr von Goethe und eröffnet mir, daß seine lange beabsichtigte Reise nach Italien entschieden, daß von seinem Vater die nötigen Gelder bewilligt worden, und daß er wünsche, daß ich mitgehe. Wir freuen uns gemeinschaftlich über diese Nachricht und besprechen viel wegen der Vorbereitung.

Als ich darauf gegen Mittag bei Goethes Hause vorbeigehe, winkt Goethe mir am Fenster, und ich bin schnell

zu ihm hinauf. Er ist in den vorderen Zimmern und sehr heiter und frisch. Er fängt sogleich an, von der Reise seines Sohnes zu reden, daß er sie billige, sie vernünftig finde, und sich freue, daß ich mitgehe. „Es wird für euch beide gut sein,“ sagte er, „und Ihre Kultur insbesondere wird sich nicht schlecht dabei befinden.“

Er zeigt mir sodann einen Christus mit zwölf Aposteln, und wir reden über das Geistlose solcher Figuren als Gegenstände der Darstellung für den Bildhauer. „Der eine Apostel,“ sagte Goethe, „ist immer ungefähr wie der andere, und die wenigsten haben Leben und Taten hinter sich, um ihnen Charakter und Bedeutung zu geben. Ich habe mir bei dieser Gelegenheit den Spass gemacht, einen Zyklus von zwölf biblischen Figuren zu erfinden, wo jede bedeutend, jede anders, und daher jede ein dankbarer Gegenstand für den Künstler ist.

„Zuerst Adam, der schönste Mann, so vollkommen wie man sich ihn nur zu denken fähig ist. Er mag die eine Hand auf einen Spaten legen, als ein Symbol, daß der Mensch berufen sei, die Erde zu bauen.

„Nach ihm Noah, womit wieder eine neue Schöpfung angeht. Er kultiviert den Weinstock, und man kann dieser Figur etwas von einem indischen Bacchus geben.

„Nächst diesem Moses, als erster Gesetzgeber.

„Sodann David, als Krieger und König.

„Auf diesen Jesaias, ein Fürst und Prophet.

„Daniel sodann, der auf Christus, den künftigen, hindeutet.

„Christus.

„Ihm zunächst Johannes, der den gegenwärtigen liebt. Und so wäre denn Christus von zwei jugendlichen Figuren eingeschlossen, von denen der eine (Daniel) sanft

und mit langen Haaren zu bilden wäre, der andre (Johannes) leidenschaftlich, mit kurzem Lockenhaar. Nun, auf den Johannes, wer kommt?

„Der Hauptmann von Kapernaum, als Repräsentant der Gläubigen, eine unmittelbare Hilfe Erwartenden.

„Auf diesen die Magdalena, als Symbol der reinigen, der Vergebung bedürftenden, der Besserung sich zuwendenden Menschheit. In welchen beiden Figuren der Inbegriff des Christentums enthalten wäre.

„Dann mag Paulus folgen, welcher die Lehre am kräftigsten verbreitet hat.

„Auf diesen Jakobus, der zu den entferntesten Völkern ging und die Missionäre repräsentiert.

„Petrus machte den Schluß. Der Künstler mußte ihn in die Nähe der Thür stellen und ihm einen Ausdruck geben, als ob er die Hereintretenden forschend betrachte, ob sie denn auch wert seien, das Heiligtum zu betreten.

„Was sagen Sie zu diesem Zyklus? Ich dachte, er wäre reicher als die zwölf Apostel, wo jeder aussieht wie der andere. Den Moses und die Magdalene würde ich sitzend bilden.“

Ich war sehr glücklich, dieses alles zu hören, und bat Goethe, daß er es zu Papier bringen möge, welches er mir versprach. „Ich will es noch alles durchdenken,“ sagte er, „und es dann nebst anderen neuesten Dingen Ihnen zum neununddreißigsten Band geben.“

Mittwoch, den 17. März 1830.

Mit Goethe zu Tisch. Ich sprach mit ihm über eine Stelle in seinen Gedichten, ob es heißen müsse: „Wie es dein Priester Horaz in der Entzückung verhieß“, wie in

allen älteren Ausgaben steht; oder: „Wie es dein Priester Properz u. s. w.,“ welches die neue Ausgabe hat.

„Zu dieser letzteren Lesart“, sagte Goethe, „habe ich mich durch Göttling verleiten lassen. Priester Properz klingt zudem schlecht, und ich bin daher für die frühere Lesart.“

„So“, sagte ich, „stand auch in dem Manuscript Ihrer ‚Helenä‘, daß Theseus sie entführet als ein zehnjährig schlankes Reh. Auf Göttlings Einwendungen dagegen haben Sie nun drucken lassen: ein siebenjährig schlankes Reh, welches gar zu jung ist, sowohl für das schöne Mädchen als für die Zwilling Brüder Kastor und Pollux, die sie befreien. Das Ganze liegt ja so in der Fabelzeit, daß niemand sagen kann, wie alt sie eigentlich war, und zudem ist die ganze Mythologie so versatil, daß man die Dinge brauchen kann, wie es am bequemsten und hübschesten ist.“

„Sie haben recht,“ sagte Goethe; „ich bin auch dafür, daß sie zehn Jahre alt gewesen sei, als Theseus sie entführte, und ich habe daher auch später geschrieben: vom zehnten Jahr an hat sie nichts getaucht. In der künftigen Ausgabe mögt Ihr daher aus dem siebenjährigen Reh immer wieder ein zehnjähriges machen.“

Zum Nachtsich zeigte Goethe mir zwei frische Hefte von Neureuther nach seinen Balladen, und wir bewunderten vor allem den freien heitern Geist des liebenswürdigen Künstlers.

Sonntag, den 21. März 1830.

Mit Goethe zu Tisch. Er spricht zunächst über die Reise seines Sohnes, und daß wir uns über den Erfolg keine zu große Illusion machen sollen. „Man kommt ge-

wöhnlich zurück, wie man gegangen ist," sagte er, „ja man muß sich hüten, nicht mit Gedanken zurückzukommen, die später für unsere Zustände nicht passen. So brachte ich aus Italien den Begriff der schönen Treppen zurück, und ich habe dadurch offenbar mein Haus verborben, indem dadurch die Zimmer alle kleiner ausgefallen sind, als sie hätten sollen. Die Hauptsache ist, daß man lerne, sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten.“

Wir sprachen sodann über krankhafte körperliche Zustände und über die Wechselwirkung zwischen Körper und Geist.

„Es ist unglaublich," sagte Goethe, „wie viel der Geist zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibes, allein der geistige Wille und die Kräfte des oberen Theiles halten mich im Gange. Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben! So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich bei tiefem Barometer durch größere Anstrengung die nachtheilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir.

„In der Poesie jedoch lassen sich gewisse Dinge nicht zwingen, und man muß von guten Stunden erwarten, was durch geistigen Willen nicht zu erreichen ist. So lasse ich mir jetzt in meiner ‚Walpurgisnacht‘ Zeit, damit alles die gehörige Kraft und Anmut erhalten möge. Ich bin gut vorgerückt und hoffe es zu vollenden, bevor Sie gehen.

„Was darin von Piken vorkommt, habe ich so von den besonderen Gegenständen abgelöst und ins Allgemeine gespielt, daß es zwar dem Leser nicht an Beziehungen fehlen, aber niemand wissen wird, worauf es eigentlich gemeint ist. Ich habe jedoch gestrebt, daß alles, im antiken

Sinne, in bestimmten Umrissen dastehe, und daß nichts Bages, Ungewisses vorkomme, welches dem romantischen Verfahren gemäß sein mag.

„Der Begriff von klassischer und romantischer Poesie, der jetzt über die ganze Welt geht und so viel Streit und Spaltungen verursacht,“ fuhr Goethe fort, „ist ursprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poesie die Maxime des objektiven Verfahrens und wollte nur dieses gelten lassen. Schiller aber, der ganz subjektiv wirkte, hielt seine Art für die rechte, und um sich gegen mich zu wehren, schrieb er den Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung. Er bewies mir, daß ich selber wider Willen romantisch sei und meine ‚Iphigenie‘, durch das Vornahmen der Empfindung, keineswegs so klassisch und im antiken Sinne sei, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben sie weiter, so daß sie sich denn jetzt über die ganze Welt ausgebreitet hat und nun jedermann von Klassizismus und Romantizismus redet, woran vor fünfzig Jahren niemand dachte.“

Ich lenkte das Gespräch wieder auf den Zyklus der zwölf Figuren, und Goethe sagte mir noch einiges zur Ergänzung.

„Den Adam mußte man bilden, wie ich gesagt, jedoch nicht ganz nackt, indem ich ihn mir am besten nach dem Sündenfall denke; man mußte ihn mit einem dünnen Rehfellchen bekleiden. Und zugleich, um auszudrücken, daß er der Vater der Menschheit, so würde man wohlthun, ihm seinen ältesten Sohn beizugeben, einen trostigen, kühn um sich blickenden Knaben, einen kleinen Herkules, in der Hand eine Schlange erdrückend.“

„Auch wegen Noah habe ich einen anderen Gedanken gehabt, der mir besser gefällt; ich würde ihn nicht dem

indischen Bacchus anähneln, sondern ich würde ihn als Winger darstellen, wobei man sich eine Art von Erlöser denken könnte, der, als erster Pfleger des Weinstocks, die Menschheit von der Qual der Sorgen und Bedrängnisse freimachte."

Ich war beglückt über diese guten Gedanken und nahm mir vor, sie zu notieren.

Goethe zeigte mir sodann das Blatt von Neureuther zu seiner Legende vom Hufeisen. „Der Künstler“, sagte ich, „hat dem Heiland nur acht Jünger beigegeben.“

„Und schon diese acht“, fiel Goethe ein, „waren ihm zu viel, und er hat sehr klug getrachtet, sie durch zwei Gruppen zu trennen und die Monotonie eines geistlosen Zuges zu vermeiden.“

Mittwoch, den 24. März 1830.

Bei Goethe zu Tisch in den heitersten Gesprächen. Er erzählt mir von einem französischen Gedicht, das als Manuskript in der Sammlung von David mitgekommen, unter dem Titel: ‚Le rire de Mirabeau‘. „Das Gedicht ist voller Geist und Berwegenheit,“ sagte Goethe, „und Sie müssen es sehen. Es ist als hätte der Mephistopheles dem Poeten dazu die Tinte präpariert. Es ist groß, wenn er es geschrieben, ohne den ‚Faust‘ gelesen zu haben, und ebenso groß, wenn er ihn gelesen.“

Montag, den 5. April 1830.

- Es ist bekannt, daß Goethe kein Freund von Brillen ist. „Es mag eine Wunderlichkeit von mir sein,“ sagte er mir bei wiederholten Anlässen, „aber ich kann es einmal nicht überwinden. Sowie ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu mir hereintritt, kommt sogleich eine Ber-

stimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. Es geniert mich so sehr, daß es einen großen Teil meines Wohlwollens sogleich auf der Schwelle hinwegnimmt und meine Gedanken so verdirbt, daß an eine unbefangene natürliche Entwicklung meines eigenen Innern nicht mehr zu denken ist. Es macht mir immer den Eindruck des Desobligeanten, ungefähr so, als wollte ein Fremder mir bei der ersten Begrüßung sogleich eine Grobheit sagen. Ich empfinde dieses noch stärker, nachdem ich seit Jahren es habe drucken lassen, wie fatal mir die Brillen sind. Kommt nun ein Fremder mit der Brille, so denke ich gleich: er hat deine neuesten Gedichte nicht gelesen — und das ist schon ein wenig zu seinem Nachteil; oder er hat sie gelesen, er kennt deine Eigenheit und setzt sich darüber hinaus — und das ist noch schlimmer. Der einzige Mensch, bei dem die Brille mich nicht geniert, ist Zelter; bei allen anderen ist sie mir fatal. Es kommt mir immer vor, als sollte ich den Fremden zum Gegenstande genauer Untersuchung dienen, und als wollten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimstes Innere bringen und jedes Fältchen meines alten Gesichtes erspähen. Während sie aber so meine Bekanntschaft zu machen suchen, stören sie alle billige Gleichheit zwischen uns, indem sie mich hindern, zu meiner Entschädigung auch die ihrige zu machen. Denn was habe ich von einem Menschen, dem ich bei seinen mündlichen Äußerungen nicht ins Auge sehen kann und dessen Seelen Spiegel durch ein paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist!“

„Es hat jemand bemerken wollen,“ versetzte ich, „daß das Brillentragen die Menschen dünnlichst mache, indem die Brille sie auf eine Stufe sinnlicher Vollkommenheit hebe, die weit über das Vermögen ihrer eigenen Natur

erhaben, wodurch denn zuletzt sich die Täuschung bei ihnen einschleiche, daß diese künstliche Höhe die Kraft ihrer eigenen Natur sei."

"Die Bemerkung ist sehr artig," erwiderte Goethe, "sie scheint von einem Naturforscher herzurühren. Doch genau besehen, ist sie nicht haltbar. Denn wäre es wirklich so, so müßten ja alle Blinden sehr bescheidene Menschen sein, dagegen alle mit trefflichen Augen begabten dünnköpfig. Dies ist aber durchaus nicht so; vielmehr finden wir, daß alle geistig wie körperlich durchaus naturkräftig ausgestattet Menschen in der Regel die bescheidensten sind, dagegen alle besonders geistig verfehlten, weit eher einbildnerischer Art. Es scheint, daß die gütige Natur allen denen, die bei ihr in höherer Hinsicht zu kurz gekommen sind, die Einbildung und den Dünkel als versöhnendes Ausgleichungs- und Ergänzungsmittel gegeben hat.

"Übrigens sind Bescheidenheit und Dünkel sittliche Dinge so geistiger Art, daß sie wenig mit dem Körper zu schaffen haben. Bei Bornierten und geistig Dunkeln findet sich der Dünkel; bei geistig Klaren und Hochbegabten aber findet er sich nie. Bei solchen findet sich höchstens ein freudiges Gefühl ihrer Kraft; da aber diese Kraft wirklich ist, so ist dieses Gefühl alles andere, aber kein Dünkel."

Wir unterhielten uns noch über verschiedene andere Gegenstände und kamen zuletzt auch auf das 'Chaos', diese von Frau von Goethe geleitete weimarische Zeitschrift, woran nicht bloß hiesige deutsche Herren und Damen, sondern vorzüglich auch die hier sich aufhaltenden jungen Engländer, Franzosen und andere Fremdlinge teilnehmen, so daß denn fast jede Nummer ein Gemisch fast aller bekanntesten europäischen Sprachen darbietet.

„Es ist doch hübsch von meiner Tochter,“ sagte Goethe, „und man muß sie loben und es ihr Dank wissen, daß sie das höchst originelle Journal zustande gebracht und die einzelnen Mitglieder unserer Gesellschaft so in Anregung zu erhalten weiß, daß es doch nun bald ein Jahr besteht. Es ist freilich nur ein dilettantischer Spaß, und ich weiß recht gut, daß nichts Großes und Dauerhaftes dabei herauskommt; allein es ist doch artig und gewissermaßen ein Spiegel der geistigen Höhe unserer jetzigen weimarischen Gesellschaft. Und dann, was die Hauptsache ist, es gibt unseren jungen Herren und Damen, die oft gar nicht wissen, was sie mit sich anfangen sollen, etwas zu tun; auch haben sie dadurch einen geistigen Mittelpunkt, der ihnen Gegenstände der Besprechung und Unterhaltung bietet und sie also gegen den ganz nichtigen und hohlen Klatsch schützt. Ich lese jedes Blatt, sowie es frisch aus der Presse kommt, und kann sagen, daß mir im ganzen noch nichts Ungeschicktes vorgekommen ist, vielmehr mitunter sogar einiges recht Hübsche. Was wollen Sie z. B. gegen die Elegie der Frau von Bechtolsheim auf den Tod der Frau Großherzogin-Mutter einwenden? Ist das Gedicht nicht sehr artig? Das einzige, was sich gegen dieses sowie gegen das meiste unserer jungen Damen und Herren sagen ließe, wäre etwa, daß sie, gleich zu saftreichen Bäumen, die eine Menge Schmarozerschößlinge treiben, einen Überfluß von Gedanken und Empfindungen haben, deren sie nicht Herr sind, so daß sie sich selten zu beschränken und da aufzuhören wissen, wo es gut wäre. Dieses ist auch der Frau von Bechtolsheim passiert. Um einen Reim zu bewahren, hatte sie einen andern Vers hinzugefügt, der dem Gedicht durchaus zum Nachteil gereichte, ja es gewissermaßen verdarb. Ich sah diesen

Fehler im Manuskript und konnte ihn noch zeitig genug ausmerzen. Man muß ein alter Praktikus sein," fügte er lachend hinzu, „um das Streichen zu verstehen. Schiller war hierin besonders groß. Ich sah ihn einmal bei Gelegenheit seines ‚Musenalmanachs‘ ein pompöses Gedicht von zweiundzwanzig Strophen auf sieben reduzieren, und zwar hatte das Produkt durch diese furchtbare Operation keineswegs verloren, vielmehr enthielten diese sieben Strophen noch alle guten und wirksamen Gedanken jener zweiundzwanzig.“

Mittwoch, den 21. April 1830.

Ich nahm heute Abschied von Goethe, indem die Abreise nach Italien mit seinem Sohn, dem Kammerherrn, auf morgen früh bestimmt war. Wir sprachen manches auf die Reise Bezügliche durch, besonders empfahl er mir, gut zu beobachten und ihm dann und wann zu schreiben.

Ich fühlte eine gewisse Rührung, Goethe zu verlassen, doch tröstete mich der Anblick seiner festen Gesundheit und die Zuversicht, ihn glücklich wiederzusehen.

Als ich ging, schenkte er mir ein Stammbuch, worin er sich mit folgenden Worten eingeschrieben:

Es geht vorüber, eh' ich's gewahr werde,
Und verwandelt sich, eh' ich's merke.

Hieb.

Den Reisenden

Weimar,
den 21. April 1830.

Goethe.

Frankfurt, Sonnabend, den 24. April 1830.

Ich machte gegen elf Uhr einen Spaziergang um die Stadt und durch die Gärten, nach dem Taunusgebirge zu, und freute mich an dieser herrlichen Natur und Bege-

tation. Vorgestern, in Weimar, waren die Bäume noch in Knospen; hier aber fand ich die neuen Triebe der Kastanien schon einen Fuß lang, die der Linden eine Viertelzelle; das Laub der Birken war schon dunkelgrün, die Eichen waren alle ausgeschlagen. Das Gras sah ich einen Fuß hoch, so daß am Tor mir Mädchen begegneten, die schwere Graskörbe hereintrugen.

Ich ging durch die Gärten, um eine freie Ansicht des Taunusgebirges zu gewinnen; es war ein muntreter Wind, die Wolken zogen aus Südwest und warfen ihre Schatten auf das Gebirge, sowie sie nach Nordost vorbeizogen. Zwischen den Gärten sah ich einige Störche niedergehen und sich wieder aufheben, welches in dem Sonnenschein, zwischen den ziehenden weißen Wolken und blauem Himmel, ein schöner Anblick war und den Charakter der Gegend vollendete. Als ich zurückging, kamen mir vor dem Tore die schönsten Kühe entgegen, braun, weiß, gefleckt und von glänzender Haut.

Die hiesige Luft ist anmutig und wohlthätig, das Wasser von süßlichem Geschmack. Beefsteaks habe ich seit Hamburg nicht so gute gegessen als hier; auch freue ich mich über das treffliche Weißbrot.

Es ist Messe, und das Getreibe und Geleier und Gedudel auf der Straße geht vom Morgen bis spät in die Nacht. Ein Savoyardenknabe war mir merkwürdig, der eine Leier drehte und hinter sich einen Hund zog, auf welchem ein Affe ritt. Er piffte und sang zu uns herauf und reizte uns lange, ihm etwas zu geben. Wir warfen ihm hinunter mehr, als er erwarten konnte, und ich dachte, er würde einen Blick des Dankes heraussenden. Er tat aber nicht dergleichen, sondern steckte sein Geld ein und blickte sogleich nach anderen, die ihm geben sollten.

Frankfurt, Sonntag, den 25. April 1830.

Wir machten diesen Morgen eine Spazierfahrt um die Stadt, in einem sehr eleganten Wagen unseres Wirtes. Die reizenden Anlagen, die prächtigen Gebäude, der schöne Strom, die Gärten und einladenden Gartenhäuser erquickten die Sinne; ich machte jedoch bald die Bemerkung, daß es ein Bedürfnis des Geistes sei, den Gegenständen einen Gedanken abzugewinnen, und daß ohne dieses am Ende alles gleichgültig und ohne Bedeutung an uns vorübergehe.

Mittags an Table d'hôte sah ich viele Gesichter, allein wenige von solchem Ausdruck, daß sie mir merkwürdig sein konnten. Der Oberkellner jedoch interessierte mich in hohem Grade, so daß denn meine Augen nur ihm und seinen Bewegungen folgten. Und wirklich, er war ein merkwürdiger Mensch. Gegen zweihundert Gäste saßen wir an langen Tischen, und es klingt beinahe unglaublich, wenn ich sage, daß dieser Oberkellner fast allein die ganze Bedienung machte, indem er alle Gerichte aufsetzte und abnahm, und die übrigen Kellner ihm nur zureichten und aus den Händen nahmen. Dabei wurde nie etwas verschüttet, auch nie jemand der Speisenden berührt, sondern alles geschah luftartig, behende, wie durch Geistergewalt. Und so flogen Tausende von Schüsseln und Tellern aus seinen Händen auf den Tisch, und wiederum vom Tisch in die Hände ihm folgender Bedienung. Ganz in seine Intention vertieft, war der ganze Mensch bloß Blick und Hand, und er öffnete seine geschlossenen Lippen nur zu flüchtigen Antworten und Befehlen. Und er besorgte nicht bloß den Tisch, sondern auch die einzelnen Bestellungen an Wein und dergleichen; und dabei merkte er sich alles, so daß

er am Ende der Tafel eines jeden Zechen wußte und das Geld einkassierte. Ich bewunderte den Überblick, die Gegenwart des Geistes und das große Gedächtniß dieses merkwürdigen jungen Mannes. Dabei war er immer vollkommen ruhig und sich bewußt, und immer bereit zu einem Scherz und einer geistreichen Erwiderung, so daß ein beständiges Lächeln auf seinen Lippen schwebte. Ein französischer Rittmeister der alten Garde beklagte ihn gegen Ende der Tafel, daß die Damen sich entfernten; er antwortete schnell ablehnend: *„C'est pour vous autres; nous sommes sans passion.“* Das Französische sprach er vollkommen, ebenso das Englische, und man versicherte mich, daß er noch drei andere Sprachen in seiner Gewalt habe. Ich ließ mich später mit ihm in ein Gespräch ein und hatte nach allen Seiten hin eine seltene Bildung an ihm zu schätzen.

Abends im *„Don Juan“* hatten wir Ursache, mit Liebe an Weimar zu denken. Im Grunde waren alles gute Stimmen und hübsche Talente, allein sie spielten und redeten fast alle wie Naturalisten, die keinem Meister etwas schuldig geworden. Sie waren undeutlich und taten, als ob kein Publikum da wäre. Das Spiel einiger Personen gab zu der Bemerkung Anlaß, daß das Uedle ohne Charakter sogleich gemein und unerträglich werde, während es durch Charakter sich sogleich in die höhere Sphäre der Kunst erhebt. Das Publikum war sehr laut und ungestüm, und es fehlte nicht an vielfältigem Dakapo- und Hervorgerufe. Der Zerline ging es gut und übel zugleich, indem die eine Hälfte des Hauses zischte, während die andere applaudierte, so daß sich die Parteien steigerten und es jedesmal mit einem wüsten Lärm und Tumult endigte.

Mailand, den 28. Mai 1830.

Ich bin nun bald drei Wochen hier, und es ist wohl Zeit, daß ich einiges aufschreibe.

Das große Theater della Scala ist zu unserm Bedauern geschlossen; wir waren darin und sahen es angefüllt mit Gerüsten. Man nimmt verschiedene Reparaturen vor und baut, wie man sagt, noch eine Reihe Logen. Die ersten Sänger und Sängerinnen haben diesen Zeitpunkt wahrgenommen und sind auf Reisen gegangen. Einige, sagt man, sind in Wien, andere in Paris.

Das Marionettentheater habe ich gleich nach meiner Ankunft besucht und habe mich gefreut an der außerordentlichen Deutlichkeit der redenden Personen. Dieses Marionettentheater ist vielleicht das beste in der Welt; es ist berühmt, und man hört davon reden, sowie man Mailand nahe kommt.

Das Theater della Canobiana, mit fünf Reihen Logen übereinander, ist nach der Scala das größte. Es faßt dreitausend Menschen. Es ist mir sehr angenehm; ich habe es oft besucht und immer dieselbige Oper und dasselbige Ballett gesehen. Man gibt seit drei Wochen ‚Il Conte Ory‘, Oper von Rossini, und das Ballett ‚L’Orfana di Geneva‘. Die Dekorationen, von San-Quirico oder unter dessen Anleitung gemacht, wirken durchaus angenehm und sind bescheiden genug, um sich von den Anzügen der spielenden Figuren überbieten zu lassen. San-Quirico, sagt man, hat viele geschickte Leute in seinem Dienst; alle Bestellungen gehen an ihn, er überträgt sie ferner und gibt die Anleitungen, so daß alles unter seinem Namen geht und er selbst sehr wenig macht. Er soll vielen geschickten Künstlern jährlich ein schönes Figum

geben und dieses auch bezahlen, wenn sie krank sind und das ganze Jahr nichts zu tun haben.

Bei der Oper selbst war es mir zunächst lieb, keinen Souffleurkasten zu sehen, der sonst, so unangenehm, immer die Füße der handelnden Personen verdeckt.

Sodann gefiel mir der Platz des Kapellmeisters. Er stand so, daß er sein ganzes Orchester übersieht, und rechts und links winken und leiten kann, und von allen gesehen wird, ein wenig erhöht, in der Mitte, zunächst am Parkett, so daß er über das Orchester hinaus frei auf die Bühne sieht. In Weimar dagegen steht der Kapellmeister so, daß er zwar frei auf die Bühne sieht, aber das Orchester im Rücken hat, so daß er sich immer umwenden muß, wenn er jemanden etwas bedeuten will.

Das Orchester selbst ist sehr stark besetzt, ich zählte sechzehn Bässe, und zwar an jedem äußersten Ende acht. Das gegen hundert Personen sich belaufende Personal ist von beiden Seiten zu nach innen auf den Kapellmeister gewendet, und zwar so, daß sie den Rücken gegen die ins Proszenium hineingehenden Parterrelogen haben und mit dem einen Auge auf die Bühne und mit dem andern ins Parterre sehen, geradeaus aber auf den Kapellmeister.

Die Stimmen der Sänger und Sängerinnen betreffend, so entzückte mich dieser reine Klang und die Stärke der Töne, dieses leichte Ansprechen und freie Herausgehen ohne die geringste Anstrengung. Ich dachte an Zelter und wünschte ihm, an meiner Seite zu sein. Vor allen beglückte mich die Stimme der Signora Corradi-Pantanelli, welche den Pagen sang. Ich sprach über diese treffliche Sängerin gegen andere und hörte, sie sei auf nächsten Winter für die Scala engagiert. Die Primadonna, als

Contessa Adele, war eine junge Anfängerin, Signora Albertini; in ihrer Stimme liegt etwas sehr Zartes, Hellreines wie das Licht der Sonne. Jeden aus Deutschland Kommenden muß sie in hohem Grade erfreuen. Sodann ein junger Bassist ragte hervor. Seine Stimme hat den gewaltigsten Ton, ist jedoch noch ein wenig unbeholfen, sowie auch sein Spiel, obgleich frei, auf die Jugend seiner Kunst schließen ließ.

Die Chöre gingen vortrefflich und mit dem Orchester auf das präziseste.

Die Körperbewegung der spielenden Personen anlangend, so war mir eine gewisse Mäßigkeit und Ruhe merkwürdig, indem ich Äußerungen des lebhaften italienischen Charakters erwartet hatte.

Die Schminke war nur ein Hauch von Röte, sowie man es in der Natur gerne sieht, und so, daß man nicht an geschminkte Wangen erinnert wird.

Bei der starken Besetzung des Orchesters war es mir merkwürdig, daß es nie die Stimmen der Sänger über-tönte, sondern daß diese immer die herrschenden blieben. Ich sprach darüber an Table d'hôte und hörte einen verständigen jungen Mann folgendes erwidern.

„Die deutschen Orchester“, sagte er, „sind egoistisch und wollen als Orchester sich hervortun und etwas sein. Ein italienisches Orchester dagegen ist diskret. Es weiß recht gut, daß in der Oper der Gesang der menschlichen Stimmen die Hauptsache ist, und daß die Begleitung des Orchesters diesen nur tragen soll. Zudem hält der Italiener dafür, daß der Ton eines Instruments nur schön sei, wenn man ihn nicht forciert. Mögen daher in einem italienischen Orchester noch so viele Geigen, Klarinetten, Trompeten und Fässer gespielt und geblasen werden, der Total-

eindruck des Ganzen wird immer sanft und angenehm bleiben, während ein deutsches Orchester bei dreifach schwächerer Besetzung sehr leicht laut und rauschend wird."

Ich konnte so überzeugenden Worten nicht widersprechen und freute mich, mein Problem so klar gelöst zu sehen.

"Aber sollten nicht auch", versetzte ich, "die neuesten Komponisten schuld sein, indem sie die Orchesterbegleitung der Oper zu stark instrumentieren?"

"Allerdings", erwiderte der Fremde, "sind neuere Komponisten in diesen Fehler gefallen; allein niemals wirklich große Meister wie Mozart und Rossini. Ja, es findet sich sogar bei diesen, daß sie in der Begleitung eigene, von der Melodie des Gesangs unabhängige Motive ausgeführt haben; allein demungeachtet haben sie sich immer so mäßig gehalten, daß die Stimme des Gesanges immer das Herrschende und Vordominierende geblieben ist. Neueste Meister dagegen übertönen, bei wirklicher Armut an Motiven in der Begleitung, durch eine gewaltsame Instrumentierung sehr oft den Gesang."

Ich gab dem verständigen jungen Fremden meinen Beifall. Mein Tischnachbar sagte mir, es sei ein junger livländischer Baron, der sich lange in Paris und London aufgehalten und nun seit fünf Jahren hier sei und viel studiere.

Noch etwas muß ich erwähnen, das ich in der Oper bemerkt, und welches mir Freude machte, zu bemerken. Es ist nämlich dieses, daß die Italiener auf dem Theater die Nacht nicht als wirkliche Nacht, sondern nur symbolisch behandeln. Auf deutschen Theatern war es mir immer unangenehm, daß in nächtlichen Szenen eine vollkommene Nacht eintrat, wo denn der Ausdruck der handelnden Figuren, ja oft die Personen selber ganz ver-

schwanden, und man eben nichts mehr sah als die leere Nacht. Die Italiener behandeln das weiser. Ihre Theaternacht ist nie eine wirkliche, sondern nur eine Andeutung. Nur der Hintergrund des Theaters verdunkelte sich ein wenig, und die spielenden Personen zogen sich so sehr in den Vordergrund, daß sie durchaus beleuchtet blieben und kein Zug in dem Ausdruck ihrer Gesichter uns entging. In der Malerei sollte es billig auch so sein, und es soll mich wundern, ob ich Bilder finden werde, wo die Nacht die Gesichter so verdunkelt hat, daß der Ausdruck unkenntlich wird. Ich hoffe von guten Meistern kein solches Bild zu finden.

Dieselbige schöne Maxime fand ich auch im Ballett angewendet. Eine nächtliche Szene war vorgestellt, wo ein Mädchen von einem Räuber überfallen wird. Das Theater ist nur ein wenig verdunkelt, so daß man alle Bewegungen und den Ausdruck der Gesichter vollkommen sieht. Auf das Geschrei des Mädchens entflieht der Mörder, und die Landleute eilen aus ihren Hütten herzu mit Lichtern. Aber nicht mit Lichtern von trüber Flamme, sondern dem Weißfeuer ähnlichen, so daß uns durch diesen Kontrast der hellsten Beleuchtung erst fühlbar wird, daß es in der vorigen Szene Nacht war.

Was man mir in Deutschland von dem lauten italienischen Publikum voraussagte, habe ich bestätigt gefunden, und zwar nimmt die Unruhe des Publikums zu, je länger eine Oper gegeben wird. Vor vierzehn Tagen sah ich eine der ersten Vorstellungen von dem ‚Conte Dry‘. Die besten Sänger und Sängerinnen empfing man bei ihrem Auftreten mit Applaus; man sprach wohl in gleichgültigen Szenen, allein bei dem Eintritt guter Arien wurde alles stille, und ein allgemeiner Beifall lohnte den Sänger.

Die Ehre gingen vortrefflich, und ich bewunderte die Präzision, wie Orchester und Stimmen stets zusammentrafen. Jetzt aber, nachdem man die Oper seit der Zeit jeden Abend gegeben hat, ist beim Publikum jede Aufmerksamkeit hin, so daß alles redet und das Haus von einem lauten Getöse summt. Es regt sich kaum eine Hand mehr, und man begreift kaum, wie man auf der Bühne noch die Lippen öffnen und im Orchester noch einen Strich tun mag. Man bemerkt auch keinen Eifer und keine Präzision mehr, und der Fremde, der gerne etwas hören möchte, wäre in Verzweiflung, wenn man in so heiterer Umgebung überall verzweifeln könnte.

Mailand, den 30. Mai 1830, am ersten Pfingsttage.

Ich will noch einiges notieren, was mir bis jetzt in Italien zu bemerken Freude machte, oder sonst ein Interesse erweckte.

Oben auf dem Simplon, in der Einöde von Schnee und Nebel, in der Nähe einer Refuge, kam ein Knabe mit seinem Schwesterchen den Berg herauf an unsern Wagen. Beide hatten kleine Körbe auf dem Rücken, mit Holz, das sie in dem untern Gebirge, wo noch einige Vegetation ist, geholt hatten. Der Knabe reichte uns einige Bergkristalle und sonstiges Gestein, wofür wir ihm einige kleine Münze gaben. Nun hat sich mir als unvergeßlich eingeprägt, mit welcher Wonne er verstohlen auf sein Geld blickte, indem er an unserm Wagen herging. Diesen himmlischen Ausdruck von Glückseligkeit habe ich nie vorher gesehen. Ich hatte zu bedenken, daß Gott alle Quellen und alle Fähigkeiten des Glücks in das menschliche Gemüt gelegt hat, und daß es zum Glück völlig gleich ist, wo und wie einer wohnt.

Ich wollte in meinen Mittheilungen fortfahren, allein ich ward unterbrochen und kam während meines ferneren Aufenthaltes in Italien, wo freilich kein Tag ohne bedeutende Eindrücke und Beobachtungen verging, nicht wieder zum Schreiben. Erst nachdem ich mich von Goethe dem Sohne getrennt und die Alpen im Rücken hatte, richtete ich folgendes wieder an Goethe.

Genf, Sonntag, den 12. September 1830.

Ich habe Ihnen diesmal so viel mitzuteilen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen und wo ich endigen soll.

Ihr Excellenz haben oft im Scherz gesagt, daß das Fortreisen eine recht gute Sache sei, wenn nur das Wiederkommen nicht wäre. Ich finde dies nun zu meiner Qual bestätigt, indem ich mich an einer Art von Scheideweg befinde und nicht weiß, welchen ich einschlagen soll.

Mein Aufenthalt in Italien, so kurz er auch war, ist doch, wie billig, nicht ohne große Wirkung für mich gewesen. Eine reiche Natur hat mit ihren Wundern zu mir gesprochen und mich gefragt, wie weit ich denn gekommen, um solche Sprache zu vernehmen. Große Werke der Menschen, große Tätigkeiten haben mich angeregt und mich auf meine eigenen Hände blicken lassen, um zu sehen, was denn ich selbst vermöge. Existenzen tausendfacher Art haben mich berührt und mich gefragt, wie denn die meinige beschaffen. Und so sind drei große Bedürfnisse in mir lebendig: mein Wissen zu vermehren, meine Existenz zu verbessern, und, daß beides möglich sei, vor allen Dingen etwas zu tun.

Was nun dieses letztere betrifft, so bin ich über das, was zu tun sei, keineswegs im Zweifel. Es liegt mir seit lange ein Werk am Herzen, womit ich mich diese

Jahre her in freien Stunden beschäftigt habe, und das so weit fertig ist wie ungefähr ein neugebautes Schiff, dem noch das Tauwerk und die Segel fehlen, um in die See zu gehen.

Es sind dies jene Gespräche über große Maximen in allen Fächern des Wissens und der Kunst, sowie Aufschlüsse über höhere menschliche Interessen, Werke des Geistes und vorzügliche Personen des Jahrhunderts, wozu sich im Laufe der sechs Jahre, die ich in Ihrer Nähe zu sein das Glück hatte, die häufigsten Anlässe fanden. Es sind diese Gespräche für mich ein Fundament von unendlicher Kultur geworden, und wie ich im höchsten Grade beglückt war, sie zu hören und in mich aufzunehmen, so wollte ich auch anderen Guten dieses Glück bereiten, indem ich sie niederschrieb und sie der besseren Menschheit bewahrte.

Ihrer Excellenz haben von diesen Konversationen hin und wieder einige Bogen gesehen, Sie haben selbigen Ihren Beifall geschenkt und mich wiederholt aufgemuntert, in diesem Unternehmen fortzufahren. Solches ist denn periodenweise geschehen, wie mein zerstreutes Leben in Weimar es zuließ, so daß sich etwa zu zwei Bänden reichliche Materialien gesammelt finden.

Vor meiner Abreise nach Italien habe ich diese wichtigen Manuscripte nicht mit meinen übrigen Schriften und Sachen in meine Koffer verpackt, sondern ich habe sie, in einem besonderen Paket versiegelt unserm Freunde Soret zur Aufbewahrung vertraut, mit dem Ersuchen, im Fall mir auf der Reise ein Unheil zustieße und ich nicht zurückkäme, sie in Ihre Hände zu geben.

Nach dem Besuche in Venedig, bei unserm zweiten Aufenthalte in Mailand, überfiel mich ein Fieber, so daß ich

einige Nächte sehr krank war und eine ganze Woche, ohne Neigung zu der geringsten Nahrung, ganz schmähtlich darniederlag. In diesen einsamen verlassenen Stunden gedachte ich vorzüglich jenes Manuscripts, und es beunruhigte mich, daß es sich nicht in einem so klaren abgeschlossenen Zustande befinde, um davon entschieden Gebrauch zu machen. Es trat mir vor Augen, daß es häufig nur mit der Bleifeder geschrieben, daß einige Stellen undeutlich und nicht gehörig ausgedrückt, daß manches sich nur in Andeutungen befinde, und, mit einem Wort, eine gehörige Redaktion und die letzte Hand fehle.

In solchen Zuständen und bei solchem Gefühl erwachte in mir ein dringendes Verlangen nach jenen Papieren. Die Freude, Neapel und Rom zu sehen, verschwand, und eine Sehnsucht ergriff mich, nach Deutschland zurückzukehren, um, von allem zurückgezogen, einsam, jenes Manuscript zu vollenden.

Ohne von dem, was tiefer in mir vorging, zu reden, sprach ich mit Ihrem Herrn Sohn über meine körperlichen Zustände; er empfand das Gefährliche, mich in der großen Hitze weiter mitzuschleppen, und wir wurden eins, daß ich noch Genua versuchen, und wenn dort mein Befinden sich nicht bessern sollte, es meiner Wahl überlassen sei, nach Deutschland zurückzugehen.

So hatten wir uns einige Zeit in Genua aufgehalten, als ein Brief von Ihnen uns erreichte, worin Sie aus der Ferne her zu empfinden schienen, wie es ungefähr mit uns stehen möchte, und worin Sie aussprachen, daß, im Fall ich etwa Neigung hätte zurückzukehren, ich Ihnen willkommen sein solle.

Wir verehrten Ihren Blick und waren erfreut, daß Sie jenseits der Alpen Ihre Zustimmung zu einer Ange-

legenheit gaben, die soeben unter uns ausgemacht worden. Ich war entschlossen, sogleich zu gehen, Ihr Herr Sohn jedoch fand es artig, wenn ich noch bleiben und an demselbigen Tage mit ihm sogleich abreisen wollte.

Dieses tat ich mit Freuden, und so war es denn Sonntag, den 25. Juli, morgens 4 Uhr, als wir uns auf der Straße in Genua zum Lebewohl umarmten. Zwei Wagen standen, der eine um an der Küste hinauf nach Livorno zu gehen, welchen Ihr Herr Sohn bestieg, der andere über das Gebirge nach Turin bereit, worein ich mich zu anderen Gefährten setzte. So fuhren wir auseinander, in entgegengesetzten Richtungen, beide gerührt und mit den treuesten Wünschen für unser wechselseitiges Wohl.

Nach einer dreitägigen Reise in großer Hitze und Staub, über Novi, Alessandria und Asti, kam ich nach Turin, wo es nötig war, mich einige Tage zu erholen und umzusehen, und eine weitere passende Gelegenheit über die Alpen zu erwarten. Diese fand sich Montag, den 2. August, über den Mont-Cenis nach Chambery, wo wir abends den 6. ankamen. Am 7. nachmittags fand ich weitere Gelegenheit nach Aig, und am 8. spät in Dunkelheit und Regen erreichte ich Genf, wo ich im Gasthof zur Krone ein Unterkommen fand.

Hier war alles voll von Engländern, die, von Paris geflohen, als Augenzeugen der dortigen außerordentlichen Auftritte viel zu erzählen hatten. Sie können denken, welchen Eindruck das erste Erfahren jener welterschütternden Begebenheiten auf mich machte, mit welchem Interesse ich die Zeitungen las, die im Piemontesischen unterdrückt waren, und wie ich den Erzählungen der täglich neu Ankommenden sowie dem Hin- und Widerreden und Streiten politisierender Menschen an Table d'hôte zuhörte. Alles

war in der höchsten Aufregung, und man versuchte die Folgen zu übersehen, die aus so großen Gewaltschritten für das übrige Europa hervorgehen könnten. Ich besuchte Freundin Sylvestre, Sorets Eltern und Bruder; und da jeder in so aufgeregten Tagen eine Meinung haben mußte, so bildete ich mir die, daß die französischen Minister vorzüglich deswegen strafbar seien, weil sie den Monarchen zu Schritten verleitet, wodurch beim Volke das Vertrauen und das königliche Ansehen verletzt worden.

Es war meine Absicht gewesen, Ihnen bei meiner Ankunft in Genf sogleich ausführlich zu schreiben; allein die Aufregung und Zerstreuung der ersten Tage war zu groß, als daß ich die Sammlung finden konnte, um mich Ihnen mitzuteilen, wie ich es wollte. Sodann am 15. August erreichte mich ein Brief unsers Freundes Sterling aus Genua, mit einer Nachricht, die mich im Tiefsten betrückte und mir jede Kommunikation nach Weimar untersagte. Jener Freund meldete, daß Ihr Herr Sohn am Tage seiner Trennung von mir bei einem Umsturz mit dem Wagen das Schlüsselbein gebrochen habe und in Spezzia darniederliege. Ich schrieb sogleich als Erwiderung, daß ich bereit sei, auf den ersten Wink über die Alpen zurückzukommen, und daß ich Genf auf keinen Fall zur Fortsetzung meiner Reise nach Deutschland verlassen würde, bis nicht durchaus beruhigende Nachrichten aus Genua bei mir eingegangen. In Erwartung solcher richtete ich mich in einem Privatlogis wirtschaftlich ein und benutzte meinen Aufenthalt zu meiner weiteren Ausbildung in der französischen Sprache.

Endlich, am 28. August, ward mir ein doppelter Festtag bereitet, indem an diesem Tage ein zweiter Brief von Sterling des Inhalts mich beglückte, daß Ihr Herr

Sohn von seinem Unfall in kurzer Zeit völlig hergestellt sei und durchaus heiter, wohl und stark sich in Livorno befinde. So waren denn alle meine Besorgnisse von jener Seite mit einemmal völlig gehoben, und ich betete in der Stille meines Herzens die Verse:

Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.

Ich schickte mich nun ernstlich an, Ihnen Nachricht von mir zu geben; ich wollte Ihnen sagen, was ungefähr auf den vorliegenden Blättern enthalten; ich wollte ferner ersuchen, ob es mir nicht vergönnt sein wolle, jenes Manuscript, das mir so sehr am Herzen liegt, von Weimar entfernt in stiller Zurückgezogenheit zu vollenden, indem ich nicht eher völlig frei und froh zu werden glaube, als bis ich Ihnen jenes lange gehegte Werk in deutlicher Reinschrift, geheftet, zur Genehmigung der Publikation vorlegen könne.

Nun aber erhalte ich Briefe aus Weimar, woraus ich sehe, daß meine baldige Zurückkunft erwartet wird, und daß man die Absicht hat, mir eine Stelle zu geben. Solches Wohlwollen habe ich zwar mit Dank zu erkennen, allein es durchkreuzt meine jetzigen Pläne und bringt mich in einen wunderlichen Zwiespalt mit mir selber.

Käme ich jetzt nach Weimar zurück, so wäre an eine schnelle Vollendung meiner nächsten literarischen Vorsätze gar nicht zu denken. Ich käme dort sogleich wieder in die alte Zerstreuung; ich wäre in der kleinen Stadt, wo einer dem andern auf dem Halse liegt, sogleich wieder von verschiedenen kleinen Verhältnissen hin und her gezerrt, die mich zerstören, ohne mir und andern entschieden zu nützen.

Zwar enthält sie viel Gutes und Treffliches, das ich seit lange geliebt habe und das ich ewig lieben werde; denke ich aber daran zurück, so ist es mir, als sähe ich vor den Thoren der Stadt einen Engel mit einem feurigen Schwert, um mir den Eingang zu wehren und mich davon hinwegzutreiben.

Ich bin, wie ich mich kenne, ein wunderliches Wesen von einem Menschen. An gewissen Dingen hänge ich treu und fest, ich halte an Vorsätzen durch viele Jahre hindurch und führe sie aus, hartnäckig, durch tausend Umwege und Schwierigkeiten; aber in einzelnen Berührungen des täglichen Lebens ist niemand abhängiger, wankender, bestimmbarer, allerlei Eindrücke fähiger als ich: welches beides denn das höchst veränderliche und wiederum feste Geschick meines Lebens bildet. Sehe ich auf meine durchlaufene Bahn zurück, so sind die Verhältnisse und Zustände, durch die ich gegangen, höchst bunt und verschieden; blicke ich aber tiefer, so sehe ich durch alle hindurch einen gewissen einfachen Zug eines höheren Hinaufstrebens hindurchgehen, so daß es mir denn auch gelungen ist, von Stufe zu Stufe mich zu veredeln und zu verbessern.

Aber eben jene große Bestimmbarkeit und Fügsamkeit meines Wesens macht es von Zeit zu Zeit nötig, meine Lebensverhältnisse zu rektifizieren; so wie ein Schiffer, den die Launen verschiedener Winde von seiner Bahn gebracht, immer wieder die alte Richtung sucht.

Eine Stelle anzunehmen, ist mit meinen so lange zurückgedrängten literarischen Zwecken jetzt nicht zu vereinigen. Stunden an junge Engländer zu geben, ist nicht ferner meine Absicht. Ich habe die Sprache gewonnen, und das ist alles, was mir fehlte, und worüber ich nun froh bin.

Ich erkenne nicht das Gute, das mir aus dem langen Verkehr mit den jungen Fremdlingen erwachsen ist; allein jedes Ding hat seine Zeit und seinen Wechsel.

Überall ist das mündliche Lehren und Wirken gar nicht meine Sache. Es ist ein Metier, wozu ich so wenig Talent als Ausbildung besitze. Es fehlt mir alle rednerische Gabe, indem jedes lebendige Visavis gewöhnlich eine solche Gewalt über mich ausübt, daß ich mich selber vergesse, daß es mich in sein Wesen und Interesse zieht, daß ich mich dadurch bedingt fühle und selten zur Freiheit und zu kräftigem Hinwirken des Gedankens gelange.

Dagegen dem Papier gegenüber fühle ich mich durchaus frei und ganz im Besitz meiner selbst; das schriftliche Entwickeln meiner Gedanken ist daher auch meine eigentliche Lust und mein eigentliches Leben, und ich halte jeden Tag für verloren, an dem ich nicht einige Seiten geschrieben habe, die mir Freude machen.

Meine ganze Natur drängt mich jetzt, aus mir selber heraus auf einen größeren Kreis zu wirken, in der Literatur Einfluß zu gewinnen und zu weiterem Glück mir endlich einigen Namen zu machen.

Zwar ist der literarische Ruhm, an sich betrachtet, kaum der Mühe wert, ja ich habe gesehen, daß er etwas sehr Lästiges und Störendes sein kann; allein doch hat er das Gute, daß er den Tätig-Strebenden gewahr werden läßt, daß seine Wirkungen einen Boden gefunden, und dies ist ein Gefühl göttlicher Art, welches erhebt und Gedanken und Kräfte gibt, wozu man sonst nicht gekommen wäre.

Wenn man sich dagegen zu lange in engen kleinen Verhältnissen herumdrückt, so leidet der Geist und Cha-

rafter, man wird zuletzt großer Dinge unfähig und hat Mühe, sich zu erheben.

Hat die Frau Großherzogin wirklich die Absicht, etwas für mich zu tun, so finden so hohe Personen sehr leicht eine Form, um ihre gnädigen Gesinnungen auszulassen. Will sie meine nächsten literarischen Schritte unterstützen und begünstigen, so wird sie ein gutes Werk tun, dessen Früchte nicht verloren sein sollen.

Vom Prinzen kann ich sagen, daß er eine besondere Stelle in meinem Herzen hat. Ich hoffe viel Gutes von seinen geistigen Fähigkeiten und seinem Charakter und werde gern meine wenigen Kenntnisse zu seiner Disposition stellen. Ich werde mich immer weiter auszubilden suchen, und er wird immer älter werden, um das empfangen zu können, was ich etwa Besseres zu geben hätte.

Zunächst aber liegt mir vor allen Dingen die völlige Ausarbeitung jenes mehrerwähnten Manuskripts am Herzen. Ich möchte einige Monate in stiller Zurückgezogenheit, bei meiner Geliebten und deren Verwandten in der Nähe von Göttingen, mich dieser Sache widmen, damit ich, von einer alten Bürde mich befreiend, zu künftigen neuen mich wieder geneigt und bereit machte. Mein Leben ist seit einigen Jahren in Stocken geraten, und ich möchte gern, daß es noch einmal einigen frischen Kurs bekäme. Zudem ist meine Gesundheit schwach und wankend, ich bin meines langen Bleibens nicht sicher, und ich möchte gern etwas Gutes zurücklassen, das meinen Namen in dem Andenken der Menschen eine Weile erhielt.

Nun aber vermag ich nichts ohne Sie, ohne Ihre Zustimmung und Ihren Segen. Ihre ferneren Wünsche in bezug auf mich sind mir verborgen, auch weiß ich nicht,

was man höchsten Orts vielleicht Gutes mit mir im Sinne hat. So aber, wie ich es ausgesprochen, steht es mit mir, und da ich Ihnen nun klar vorliege, so werden Sie leicht sehen, ob wichtigere Gründe zu meinem Glück meine nächste Zurückkunft wünschen lassen, oder ob ich getrost vorderhand meinen eigenen geistigen Vorfällen folgen kann.

Ich gehe in einigen Tagen von hier über Neuschâtel, Colmar und Straßburg, mit gehöriger Muße und Umherschauung, nach Frankfurt, sowie ich die Reisegelegenheit finde. Nun würde es mich sehr beglücken, wenn ich in Frankfurt einige Zeilen von Ihnen erwarten könnte, die ich dorthin poste restante an mich gehen zu lassen bitte.

Ich bin nun froh, daß ich diese schwere Beichte von der Seele habe, und freue mich, in einem nächsten Briefe über Dinge leichter Art mich Euer Erzellenz mitzuteilen.

Ich bitte um einen herzlichen Gruß an Hofrat Meyer, Oberbaudirektor Coudray, Professor Riemer, Kanzler von Müller und was Ihnen sonst nahe ist und meiner gedenken mag.

Sie selbst aber drücke ich zu meinem Herzen und verharre in den Gesinnungen der höchsten Verehrung und Liebe, wo ich auch sei, ganz der Ihrige. E.

Genf, den 14. September 1830.

Zu meiner großen Freude habe ich aus einem Ihrer letzten Briefe in Genua ersehen, daß die Lücken und das Ende der ‚Klassischen Walpurgisnacht‘ glücklich erobert worden. Die drei ersten Akte wären also vollkommen fertig, die ‚Helena‘ verbunden, und demnach das Schwierigste getan. Das Ende ist, wie Sie mir sagten, schon

da, und so wird, wie ich hoffe, der vierte Akt sich Ihnen bald überwunden ergeben, und etwas Großes wäre zustande gebracht, woran künftige Jahrhunderte sich erbauen und üben möchten. Ich freue mich dazu ganz außerordentlich und werde jede Nachricht, die mir das Vorrücken der poetischen Mächte vermeldet, mit Jubel empfangen.

Ich habe auf meiner Reise häufige Gelegenheit gehabt, des ‚Faust‘ zu gedenken und daraus einige klassische Stellen anzuwenden. Wenn ich in Italien die schönen Menschen und das Gedeihen der frischen Kinder sah, waren mir die Verse zugegen:

Hier ist das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund,
Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich:
Sie sind zufrieden und gesund.
Und so entwickelt sich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wir staunen drob; noch immer bleibt die Frage:
Ob's Götter, ob es Menschen sind?

Dagegen wenn ich, von dem Anblick der schönen Natur hingerissen, Herz und Augen an Seen, Bergen und Thälern weidete, schien irgend ein unsichtbarer kleiner Teufel sein Spiel mit mir zu treiben, indem er mir jedesmal die Verse zuflüsterte:

Und hätt' ich nicht geschüttelt und gerüttelt,
Wie wäre diese Welt so schön? —

Alle vernünftige Anschauung war sodann mit einemmal verschwunden, die Absurbität fing an zu herrschen, ich fühlte eine Art Umwälzung in meinem Innern, und es war keine Hilfe, als jedesmal mit Lachen zu endigen.

Bei solchen Gelegenheiten habe ich recht empfunden, daß der Poet eigentlich immer positiv sein sollte. Der

Mensch gebraucht den Dichter, um das auszusprechen, was er selbst nicht auszudrücken vermag. Von einer Erscheinung, von einer Empfindung wird er ergriffen, er sucht nach Worten, seinen eigenen Vorrat findet er unzulänglich, und so muß ihm der Dichter zu Hilfe kommen, der ihn freimacht, indem er ihn befriedigt.

In diesem Gefühl habe ich denn jene ersten Verse wiederholt gesungen und die letzten täglich lachend verwünscht. Wer aber möchte sie an der Stelle entbehren, für die sie gemacht sind und wo sie im schönsten Sinne wirken!

Ein eigentliches Tagebuch habe ich in Italien nicht geführt; die Erscheinungen waren zu groß, zu viel, zu schnell wechselnd, als daß man sich ihrer im nächsten Augenblick hätte bemächtigen mögen und können. Ich habe jedoch meine Augen und Ohren immer offen gehabt und mir vieles gemerkt. Solche Erinnerungen will ich nun zueinander gruppieren und unter einzelnen Rubriken behandeln. Besonders habe ich hübsche Bemerkungen zur Farbenlehre gemacht, auf deren nächste Darstellung ich mich freue. Es ist natürlich nichts Neues, allein immer ist es erwünscht, neue Manifestationen des alten Gesetzes zu finden.

In Genua hat Sterling für die Lehre ein großes Interesse gezeigt. Was ihm von Newtons Theorie überliefert worden, hat ihm nicht genügt, und so hatte er denn offene Ohren für die Grundzüge, die ich ihm von Ihrer Lehre in wiederholten Gesprächen habe geben können. Wenn man Gelegenheit hätte, ein Exemplar des Werkes nach Genua zu spedieren, so könnte ich wohl sagen, daß ihm ein solches Geschenk nicht unwillkommen sein würde.



Hier in Genf habe ich seit drei Wochen eine wißbegierige Schülerin an Freundin Sylvestre gefunden. Ich habe dabei die Bemerkung gemacht, daß das Einfache schwerer zu fassen ist, als man denkt, und daß es eine große Übung erfordert, in den mannigfaltigsten Einzelheiten der Erscheinung immer das Grundgesetz zu finden. Dem Geist aber gibt es eine große Gewandtheit, indem die Natur sehr delikat ist und man immer auf der Hut sein muß, durch einen zu raschen Ausspruch ihr nicht Gewalt zu tun.

Übrigens findet man hier in Genf an einer so großen Sache auch nicht die Spur einer Teilnahme. Nicht allein daß man auf hiesiger Bibliothek Ihre ‚Farbenlehre‘ nicht hat, ja man weiß nicht einmal, daß so etwas in der Welt ist. Hieran mögen nun die Deutschen mehr schuld sein als die Genfer, allein es verdrießt mich doch und reizt mich zu schalkhaften Bemerkungen.

Bekanntlich hat Lord Byron einige Zeit sich hier aufgehalten, und da er die Gesellschaft nicht liebte, so hat er sein Wesen bei Tag und Nacht in der Natur und auf dem See getrieben, wovon man hier noch zu erzählen hat und wovon in seinem ‚Childe Harold‘ ein schönes Denkmal geblieben. Auch die Farbe der Rhone hat er bemerkt, und wenn er auch die Ursache nicht ahnen konnte, so hat er doch ein empfängliches Auge gezeigt. Er sagt in einer Bemerkung zum dritten Gesange:

“The colour of the Rhone at Geneva is blue, to a depth of tint which I have never seen equalled in water, salt or fresh, except in the Mediterranean and Archipelago.”

Die Rhone, wie sie sich zusammendrängt, um durch Genf zu gehen, teilt sich in zwei Arme, über welche vier

Brücken führen, auf denen hin und her gehend man die Farbe des Wassers recht gut beobachten kann.

Nun ist merkwürdig, daß das Wasser des einen Armes blau ist, wie Byron es gesehen hat, das des andern aber grün. Der Arm, wo das Wasser blau erscheint, ist reißender und hat den Grund so tief gehöhlt, daß kein Licht hinabbringen kann und also unten vollkommene Finsterniß herrscht. Das sehr klare Wasser wirkt als ein trübes Mittel, und es entsteht aus den bekannten Gesetzen das schönste Blau. Das Wasser des anderen Armes geht nicht so tief, das Licht erreicht noch den Grund, so daß man Steine sieht, und da es unten nicht finster genug ist, um blau zu werden, aber nicht flach und der Boden nicht rein, weiß und glänzend genug, um gelb zu sein, so bleibt die Farbe in der Mitte und manifestiert sich als grün.

Wäre ich nun, wie Byron, zu tollen Streichen aufgelegt, und hätte ich die Mittel, sie auszuführen, so würde ich folgendes Experiment machen.

Ich würde in dem grünen Arm der Rhone, in der Nähe der Brücke, wo täglich Tausende von Menschen passieren, ein großes schwarzes Brett, oder so etwas, so tief befestigen lassen, daß ein reines Blau entstände, und nicht weit davon ein sehr großes Stück weißes glänzendes Blech in solcher Tiefe des Wassers, daß im Schein der Sonne ein entschiedenes Gelb erglänzte. Wenn nun die Menschen vorbeigingen und in dem grünen Wasser den gelben und blauen Fleck erblickten, so würde ihnen das ein Rätsel sein, das sie neckte und das sie nicht lösen könnten. Man kommt auf Reisen zu allerlei Späßen; dieser aber scheint mir zu den guten zu gehören, worin einiger Sinn vorhanden ist und einiger Nutzen sein könnte.

Vor einiger Zeit war ich in einem Buchladen, wo in dem ersten kleinen Duodezbandchen, das ich zur Hand nahm, mir eine Stelle vor Augen trat, die in meiner Übersetzung also lautet:

„Aber jetzt sagt mir: wenn man eine Wahrheit entdeckt hat, muß man sie den anderen Menschen mitteilen? Wenn ihr sie bekannt macht, so werdet ihr von einer Unzahl von Leuten verfolgt, die von dem entgegengesetzten Irrtum leben, indem sie versichern, daß eben dieser Irrtum die Wahrheit, und alles, was dahin geht, ihn zu zerstören, der größte Irrtum selber sei.“

Diese Stelle schien mir auf die Art, wie die Männer vom Fach Ihre ‚Farbenlehre‘ aufgenommen, eine Anwendung zu finden, als wäre sie dafür geschrieben worden, und sie gefiel mir dermaßen, daß ich ihr zuliebe das ganze Buch kaufte. Es enthielt ‚Paul et Virginie‘ und ‚La Chaumière indienne‘ von Bernardin de Saint-Pierre, und ich hatte also auch übrigens meinen Kauf nicht zu bereuen. Ich las das Buch mit Freuden; der reine herrliche Sinn des Verfassers erquickte mich, und seine zarte Kunst, besonders wie er bekannte Gleichnisse schicklich anwendet, wußte ich zu erkennen und zu schätzen.

Auch die erste Bekanntschaft mit Rousseau und Montesquieu habe ich hier gemacht; damit aber mein Brief nicht selbst zum Buche werde, so will ich über diese sowie über vieles andere, das ich noch sagen möchte, für heute hinweggehen.

Seitdem ich den langen Brief von vorgestern von der Seele habe, fühle ich mich heiter und frei wie nicht seit Jahren, und ich möchte immer schreiben und reden. Es ist mir wirklich das höchste Bedürfnis, mich wenigstens vorderhand von Weimar entfernt zu halten; ich hoffe,

daß Sie es billigen, und sehe schon die Zeit, wo Sie sagen werden, daß ich recht gethan.

Morgen wird das hiesige Theater mit dem ‚Barbier von Sevilla‘ eröffnet, welches ich noch sehen will; dann aber gedenke ich ernstlich abzureisen. Das Wetter scheint sich auch aufklären und mich begünstigen zu wollen. Es hat hier geregnet seit Ihrem Geburtstage, wo es schon morgens früh mit Gewittern anfang, die den ganzen Tag, in der Richtung von Lyon her, die Rhone herauf über den See zogen nach Lausanne zu, so daß es fast den ganzen Tag donnerte. Ich habe ein Zimmer für 16 Sous täglich, das mir die schönste Aussicht auf den See und das Gebirge gewährt. Gestern regnete es unten, es war kalt, und die höchsten Spitzen des Jura zeigten sich nach vorbeigezogenem Schauer zum erstenmal weiß mit Schnee, der aber heute schon wieder verschwunden ist. Die Vorgebirge des Montblanc fangen schon an, sich mit bleibendem Weiß zu umhüllen; an der Küste des Sees hinauf, in dem Grün der reichen Vegetation, stehen schon einige Bäume gelb und braun; die Nächte werden kalt, und man sieht, daß der Herbst vor der Thür ist.

Ich grüße Frau von Goethe, Fräulein Ulrike und Walter, Wolf und die Alma herzlich. Ich habe an Frau von Goethe vieles über Sterling zu schreiben, welches morgen geschehen soll.

Ich freue mich, von Euer Excellenz einen Brief in Frankfurt zu erhalten, und bin glücklich in dieser Hoffnung.

Mit den besten Wünschen und treuesten Gesinnungen
verharrend

E.

Ich reiste am 21. September von Genf ab, und nachdem ich mich in Bern ein paar Tage aufgehalten, kam

ich am 27. nach Straßburg, wo ich abermals einige Tage verweilte.

Hier, an den Fenstern eines Friseurs vorbeigehend, sah ich eine kleine Büste Napoleons, die, von der Straße zu gegen das Dunkel des Zimmers betrachtet, alle Abstufungen von Blau zeigte, vom milchigen Hellblau bis zum tiefen Violett. Ich hatte eine Ahnung, daß vom Innern des Zimmers gegen das Licht angesehen die Büste mir alle Abstufungen des Gelben gewähren würde, und so konnte ich einem augenblicklichen lebhaften Trieb nicht widerstehen, zu den mir ganz unbekannten Personen geradezu hineinzutreten.

Mein erster Blick war nach der Büste, wo mir denn die herrlichsten Farben der aktiven Seite, vom blassesten Gelb bis zum dunkeln Rubinrot, zu großer Freude entgegenlänzten. Ich fragte lebhaft, ob man nicht geneigt sein wolle, mir dieses Brustbild des großen Helden zu überlassen. Der Wirt erwiderte mir, daß er, aus gleicher Anhänglichkeit für den Kaiser, sich vor kurzem die Büste aus Paris mitgebracht habe; da jedoch meine Liebe die seinige noch um ein gutes Teil zu übertreffen scheine, wie er aus meiner enthusiastischen Freude schließe, so gebühre mir auch der Vorzug des Besizes, und er wolle sie mir gerne überlassen.

In meinen Augen hatte dies gläserne Bild einen unschätzbaren Wert, und ich konnte daher nicht umhin, den guten Eigentümer mit einiger Bewunderung anzusehen, als er es für wenige Franken in meine Hände gab.

Ich schickte es, nebst einer in Mailand gekauften gleichfalls merkwürdigen Medaille, als ein kleines Reisegeschenk an Goethe, der es denn nach Verdienst zu schätzen mußte.

In Frankfurt und später erhielt ich von ihm folgende Briefe.

Erster Brief.

„Nur mit dem Wenigsten vermelde, daß Ihre beiden Schreiben von Genf glücklich angekommen sind, freilich erst am 26. September. Ich eile daher nur soviel zu sagen: bleiben Sie ja in Frankfurt, bis wir wohl überlegt haben, wo Sie Ihren künftigen Winter zubringen wollen.

„Ich lege für diesmal nur ein Blättchen an Herrn und Frau Geh. Rat von Willemer bei, welches ich baldigst abzugeben bitte. Sie werden ein paar Freunde finden, die im edelsten Sinne mit mir verbunden sind und Ihnen den Aufenthalt in Frankfurt nützlich und angenehm machen können.

„Soviel also für diesmal. Schreiben Sie mir also bald, wenn Sie diesen Brief erhalten haben.

Unwandelbar

Weimar,
den 26. Septbr. 1830.

Goethe.“

Zweiter Brief.

„Zum allerschönsten begrüße ich Sie, mein Teuerster, in meiner Vaterstadt und hoffe, Sie werden die wenigen Tage in vertraulichem Vergnügen mit meinen vortrefflichen Freunden zugebracht haben.

„Wenn Sie nach Nordheim abzugehen und daselbst einige Zeit zu verweilen wünschen, so wußt' ich nichts entgegenzusetzen. Wollen Sie sich in stiller Zeit mit dem Manuskripte beschäftigen, das in Sorets Händen ist, so soll es mir um desto angenehmer sein, weil ich zwar keine baldige Publikation desselben wünsche, es aber gern mit Ihnen durchgehen und rektifizieren möchte.

Es wird seinen Wert erhöhen, wenn ich bezeugen kann, daß es ganz in meinem Sinne aufgefaßt sei.

„Mehr sage ich nicht, überlasse Ihnen und erwarte das Weitere. Man grüßt Sie freundlich aus meinem Hause; von den übrigen Teilnehmern habe seit dem Empfang Ihres Briefes niemand gesprochen.

„Alles Gute wünschend

Weimar,
den 12. Oktbr. 1830.

treulichst
J. W. v. Goethe.“

Dritter Brief.

„Der lebhafteste Eindruck, den Sie beim Anblick des merkwürdigen, Farbe vermittelnden Brustbildes erfuhren, die Begierde, sich solches anzueignen, das artige Abenteuer, welches Sie deshalb bestanden, und der gute Gedanke, mir solches als Reisegabe zu verehren: das alles deutet darauf, wie durchdrungen Sie sind von dem herrlichen Urphänomen, welches hier in allen seinen Äußerungen hervortritt. Dieser Begriff, dieses Gefühl wird Sie mit seiner Fruchtbarkeit durch Ihr ganzes Leben begleiten und sich noch auf manche produktive Weise bei Ihnen legitimieren. Der Irrtum gehört den Bibliotheken an, das Wahre dem menschlichen Geiste; Bücher mögen sich durch Bücher vermehren, indessen der Verkehr mit lebendigen Urgelesen dem Geiste gefällt, der das Einfache zu erfassen weiß, das Verwickelte sich entwirrt und das Dunkle sich aufklärt.

„Wenn Ihr Dämon Sie wieder nach Weimar führt, sollen Sie jenes Bild in der heftigen klaren Sonne stehen sehen, wo unter dem ruhigen Blau des durchscheinenden Angesichts die berbe Masse der Brust und der Epauletten von dem mächtigsten Rubinrot in allen Schattierungen

auf- und abwärts leuchtet, und wie das Granitbild Memnon's in Tönen, so sich hier das trübe Glasbild in Farbenpracht manifestiert. Man sieht hier wirklich den Helden auch für die Farbenlehre sieghaft. Haben Sie den schönsten Dank für diese unerwartete Befräftigung der mir so werthen Lehre.

„Auch mit der Medaille haben Sie mein Kabinett doppelt und dreifach bereichert; ich bin auf einen Mann aufmerksam worden mit Namen Dupré. Ein vortrefflicher Bildhauer, Erzgießer, Medailleur; er war es, der das Bildniß Heinrich's des Vierten auf dem Pontneuf modellirte und goß. Durch die gesendete Medaille angeregt, sah ich meine übrigen durch, fand noch sehr vorzügliche mit demselben Namen, andere vermutlich von ihm, und so hat Ihre Gabe auch hier eine schöne Anregung veranlaßt.

„Mit meiner ‚Metamorphose‘, die Soret'sche Übersetzung an der Seite, sind wir erst am fünften Bogen; ich wußte lange nicht, ob ich diesem Unternehmen mit Fluch oder Segen gedenken sollte. Nun aber, da es mich wieder in die Betrachtung der organischen Natur hineinbrängt, freu' ich mich daran und folge dem Verufe willig. Die für mich nun über vierzig Jahre alte Maxime gilt noch immer fort; man wird durch sie in dem ganzen labyrinthischen Kreise des Begreiflichen glücklich umhergeleitet und bis an die Grenze des Unbegreiflichen geführt, wo man sich denn, nach großem Gewinn, gar wohl bescheiden kann. Alle Philosophen der alten und neuen Welt vermochten auch nicht weiter zu gelangen. Mehr darf man sich in Schriften auszusprechen kaum anmaßen.

J. W. v. Goethe.“

Bei meinem Aufenthalte zu Nordheim, wo ich, nach einigem Verweilen zu Frankfurt und Kassel, erst gegen Ende Oktober angekommen war, vereinigten sich alle Umstände dahin, um meine Rückkehr nach Weimar erwünscht zu machen.

Die baldige Herausgabe meiner Konversationen hatte Goethe nicht gebilligt, und somit war denn an eine erfolgreiche Eröffnung einer rein literarischen Laufbahn nicht mehr zu denken.

Sodann das Wiedersehen meiner seit Jahren innigst Geliebten und das täglich erneute Gefühl ihrer großen Tugenden erregten den Wunsch ihres baldigen Besites und das Verlangen nach einer sichern Existenz auf das lebhafteste.

Unter solchen Umständen erreichte mich eine Botschaft aus Weimar, von der Frau Großherzogin befohlen, die ich mit Freuden ergriff, wie aus folgendem Brief an Goethe näher hervorgeht.

Nordheim, den 6. November 1830.

Der Mensch denkt — und Gott lenkt, und ehe man eine Hand umwendet, sind unsere Zustände und Wünsche anders, als wir es vorausdachten.

Vor einigen Wochen hatte ich eine gewisse Furcht, nach Weimar zurückzukehren, und jetzt stehen die Sachen so, daß ich nicht allein bald und gern zurückkomme, sondern auch mit Gedanken umgehe, mich dort häuslich einzurichten und für immer zu befestigen.

Ich habe vor einigen Tagen ein Schreiben von Soret erhalten, mit dem Anerbieten eines fixen Gehaltes von seiten der Frau Großherzogin, wenn ich zurückkommen und in meinem bisherigen Unterricht mit dem Prinzen

fortfahren wolke. Noch anderes Gute will Soret mir mündlich mittheilen, und so sehe ich denn aus allem, daß man gnädige Gefinnungen gegen mich hegen mag.

Ich schriebe nun gerne eine zustimmende Antwort an Soret; allein ich höre, er ist zu den Seinigen nach Genf gereist, und so bleibt mir weiter nichts übrig, als mich an Euer Excellenz mit der Bitte zu wenden: der kaiserlichen Hoheit den Entschluß meiner baldigen Zurückkunft geneigtest mitzutheilen.

Ihnen selbst hoffe ich zugleich durch diese Nachricht einige Freude zu machen, indem doch mein Glück und meine Veruhigung Ihnen seit lange am Herzen liegt.

Ich sende die schönsten Grüße allen lieben Ihrigen und hoffe ein baldiges frohes Wiedersehen. E.

Am 20. November nachmittags reiste ich von Nordheim ab auf dem Wege nach Göttingen, das ich in der Dunkelheit erreichte.

Abends an Table d'hôte, als der Wirt hörte, daß ich aus Weimar sei und dahin zurück wolle, äußerte er in gemüthlicher Ruhe, daß doch der große Dichter Goethe in seinem hohen Alter noch ein schweres Leid habe erfahren müssen, indem, wie er heut in den Zeitungen gelesen, sein einziger Sohn in Italien am Schlage gestorben sei.

Man mag denken, was ich bei diesen Worten empfand. Ich nahm ein Licht und ging auf mein Zimmer, um nicht die anwesenden Fremden zu Zeugen meiner inneren Bewegung zu machen.

Ich verbrachte die Nacht schlaflos. Das mich so nahe berührende Ereignis war mir beständig vor der Seele. Die folgenden Tage und Nächte unterwegs und in Mülhausen und Gotha vergingen mir nicht besser. Einsam

im Wagen, bei den trüben Novembertagen und in den öden Feldern, wo nichts Äußeres mich zu zerstreuen und aufzuheitern geeignet war, bemühte ich mich vergebens, andere Gedanken zu fassen, und in den Gasthöfen unter Menschen hörte ich, als von einer Neuigkeit des Tages, immer von dem mich so nahe betreffenden traurigen Fall. Meine größte Besorgnis war, daß Goethe in seinem hohen Alter den heftigen Sturm väterlicher Empfindungen nicht überstehen möchte. Und welchen Eindruck — sagte ich mir — wird deine Ankunft machen, da du mit seinem Sohne gegangen bist und nun alleine zurückkommst! Er wird ihn erst zu verlieren glauben, wenn er dich wieder sieht!

Unter solchen Gedanken und Empfindungen erreichte ich Dienstag, den 23. November, abends 8 Uhr, das letzte Chausseehaus vor Weimar. Ich fühlte abermals in meinem Leben, daß das menschliche Dasein schwere Momente habe, durch die man hindurch müsse. Meine Gedanken verkehrten mit höheren Wesen über mir, als mich ein Blick des Mondes traf, der auf einige Sekunden aus dichtem Gewölke glänzend hervortrat und sich dann wieder finster verhüllte wie zuvor. War dieses nun Zufall, oder war es etwas mehr, genug, ich nahm es als ein günstiges Zeichen von oben und gewann daraus eine unerwartete Stärkung.

Raum daß ich meine Wirtsleute begrüßt hatte, so war mein erster Weg in das Goethesche Haus. Ich ging zuerst zu Frau von Goethe. Ich fand sie bereits in tiefer Trauerkleidung, jedoch ruhig und gefaßt, und wir hatten viel gegeneinander auszusprechen.

Ich ging sodann zu Goethe hinunter. Er stand aufrecht und fest und schloß mich in seine Arme. Ich fand

ihn vollkommen heiter und ruhig. Wir setzten uns und sprachen sogleich von gescheiten Dingen, und ich war höchst beglückt, wieder bei ihm zu sein. Er zeigte mir zwei angefangene Briefe, die er nach Nordheim an mich geschrieben, aber nicht hatte abgehen lassen. Wir sprachen sodann über die Frau Großherzogin, über den Prinzen und manches andere; seines Sohnes jedoch ward mit keiner Silbe gedacht.

Donnerstag, den 25. November 1830.

Goethe sendete mir am Morgen einige Bücher, die als Geschenk englischer und deutscher Autoren für mich angekommen waren. Mittags ging ich zu ihm zu Tisch. Ich fand ihn eine Mappe mit Kupferstichen und Handzeichnungen betrachtend, die ihm zum Verkauf zugesendet waren. Er erzählte mir, daß die Frau Großherzogin ihn am Morgen mit einem Besuche erfreut, und daß er ihr meine Ankunft verkündigt habe.

Frau von Goethe gesellte sich zu uns, und wir setzten uns zu Tisch. Ich mußte von meiner Reise erzählen. Ich sprach über Venedig, über Mailand, über Genua, und es schien ihm besonders interessant, nähere Nachrichten über die Familie des dortigen englischen Konsuls zu vernehmen. Ich erzählte sodann von Genf, und er erkundigte sich teilnehmend nach der Familie Sorot und Herrn von Bonstetten. Von letzterem wünschte er eine nähere Schilderung, die ich ihm gab, so gut es gelingen wollte.

Nach Tisch war es mir lieb, daß Goethe von meinen Konversationen zu reden anfing. „Es muß Ihre erste Arbeit sein,“ sagte er, „und wir wollen nicht eher nachlassen, als bis alles vollkommen getan und im reinen ist.“

Übrigens erschien Goethe mir heute besonders stille und oft in sich verloren, welches mir kein gutes Zeichen war.

Dienstag, den 30. November 1830.

Goethe setzte aus vorigen Freitag in nicht geringe Sorge, indem er in der Nacht von einem heftigen Blutsturz überfallen wurde und den ganzen Tag nicht weit vom Tode war. Er verlor, einen Aderlaß mit eingerechnet, sechs Pfund Blut, welches bei seinem achtzigjährigen Alter viel sagen will. Die große Geschicklichkeit seines Arztes, des Hofraths Vogel, verbunden mit seiner unvergleichlichen Natur, haben jedoch auch diesmal gesiegt, so daß er mit raschen Schritten seiner Genesung entgegengeht, schon wieder den besten Appetit zeigt und auch die ganze Nacht wieder schläft. Es darf niemand zu ihm, das Reden ist ihm verboten, doch sein ewig reger Geist kann nicht ruhen, er denkt schon wieder an seine Arbeiten. Diesen Morgen erhielt ich von ihm folgendes Billett, das er mit der Bleifeder im Bette geschrieben:

„Haben Sie die Güte, mein bester Doktor, beikommende schon bekannte Gedichte nochmals durchzugehen und die voranliegenden neuen einzuordnen, damit es sich zum Ganzen schicke. ‚Faust‘ folgt hierauf.

Ein frohes Wiedersehen!

W., d. 30. Nov.

1830.

Goethe.“

Nach Goethes rasch erfolgreicher völligen Genesung wendete er sein ganzes Interesse auf den vierten Akt des ‚Faust‘ sowie auf die Vollen dung des vierten Bandes von ‚Wahrheit und Dichtung.‘

Wir empfahl er die Redaktion seiner kleinen bis dahin ungedruckten Schriften, desgleichen eine Durchsicht seiner

Tagebücher und abgegangenen Briefe, damit es uns klar werden möchte, wie damit bei künftiger Herausgabe zu verfahren.

An eine Redaktion meiner Gespräche mit ihm war nicht mehr zu denken; auch hielt ich es für vernünftiger, anstatt mich mit dem bereits Geschriebenen zu befassen, den Vorrat ferner durch Neues zu vermehren, so lange ein gütiges Geschick geneigt sein wolle, es mir zu vergönnen.

1831

Sonntagabend, den 1. Januar 1831.

Von Goethes Briefen an verschiedene Personen, wovon die Konzepte seit dem Jahre 1807 geheftet aufbewahrt und vorhanden sind, habe ich in den letzten Wochen einige Jahrgänge sorgfältig betrachtet, und will nunmehr in nachstehenden Paragraphen einige allgemeine Bemerkungen niederschreiben, die bei einer künftigen Redaktion und Herausgabe vielleicht möchten genutzt werden.

§ 1.

Zunächst ist die Frage entstanden, ob es geraten sei, diese Briefe stellenweise und gleichsam im Auszuge mitzutheilen.

Hierauf sage ich, daß es im allgemeinen Goethes Natur und Verfahren ist, auch bei den kleinsten Gegenständen mit einiger Intention zu Werke zu gehen, welches denn auch vorzüglich in diesen Briefen erscheint, wo der Verfasser immer als ganzer Mensch bei der Sache gewesen, so daß jedes Blatt von Anfang bis zu Ende nicht allein vollkommen gut geschrieben ist, sondern auch darin eine superiore Natur und vollendete Bildung sich in keiner Zeile verleugnet hat.

Ich bin demnach dafür, die Briefe ganz zu geben von Anfang bis zu Ende, zumal da einzelne bedeutende Stellen durch das Vorangehende und Nachfolgende oft erst ihren wahren Glanz und wirksamstes Verständniß erhalten.

Und genau besehen und diese Briefe vis-à-vis einer mannigfaltigen großen Welt betrachtet, wer wollte sich denn anmaßen und sagen, welche Stelle bedeutend und also mitzuteilen sei, und welche nicht? Hat doch der Grammatiker, der Biograph, der Philosoph, der Ethiker, der Naturforscher, der Künstler, der Poet, der Akademiker, der Schauspieler, und so ins Unendliche, hat doch jeder seine verschiedenen Interessen, so daß der eine gerade über die Stelle hinausliedt, die der andere als höchst bedeutend ergreift und sich aneignet.

So findet sich z. B. in dem ersten Hefte von 1807 ein Brief an einen Freund, dessen Sohn sich dem Forstfache widmen will, und dem Goethe die Karriere vorzeichnet, die der junge Mann zu machen hat. Einen solchen Brief wird vielleicht ein junger Literator überschlagen, während ein Forstmann sicher mit Freuden bemerken wird, daß der Dichter auch in sein Fach hineingeblickt und auch darin guten Rat hat erteilen wollen.

Ich wiederhole daher, daß ich dafür bin, diese Briefe ohne Zerstückelung ganz so zu geben, wie sie sind, und zwar um so mehr, als sie in der Welt in solcher Gestalt verbreitet existieren, und man sicher darauf rechnen kann, daß die Personen, die sie erhalten, sie einst ganz so werden drucken lassen, wie sie geschrieben worden.

§ 2.

Fänden sich jedoch Briefe, deren unzerstückte Publikation bedenklich wäre, die aber im einzelnen gute Sachen enthielten, so ließe man diese Stellen ausschreiben und ver-

theilte sie entweder in das Jahr, wohin sie gehören, oder machte auch daraus nach Gutbefinden eine besondere Sammlung.

§ 3.

Es könnte der Fall vorkommen, daß ein Brief uns in dem ersten Hefte, wo wir ihm begegnen, von keiner sonderlichen Bedeutung erschiene und wir also nicht für seine Mitteilung gestimmt wären. Fände sich nun aber in den späteren Jahrgängen, daß ein solcher Brief Folge gehabt und also als Anfangsglied einer ferneren Kette zu betrachten wäre, so würde er durch diesen Umstand bedeutend werden und unter die mitzuteilenden aufzunehmen sein.

§ 4.

Man könnte zweifeln, ob es besser sei, die Briefe nach den Personen zusammenzustellen, an die sie geschrieben worden, oder sie nach den verschiedenen Jahren bunt durcheinander fortlaufen zu lassen.

Ich bin für dieses letztere, zunächst, weil es eine schöne immer wieder anfrischende Abwechselung gewähren würde, indem einer andern Person gegenüber nicht allein immer ein anders nuancierter Ton des Vortrages eintritt, sondern auch stets andere Sachen zur Sprache gebracht werden, so daß denn Theater, poetische Arbeiten, Naturstudien, Familienangelegenheiten, Bezüge zu höchsten Personen, freundschaftliche Verhältnisse u. s. w. sich abwechselnd darstellen.

Sodann aber bin ich für eine gemischte Herausgabe nach Jahren auch aus dem Grunde, weil die Briefe eines Jahres durch die Verührung dessen, was gleichzeitig lebte und wirkte, nicht allein den Charakter des Jahres tragen, sondern auch die Zustände und Beschäf-

tigungen der schreibenden Personen nach allen Seiten und Richtungen hin zur Sprache bringen, so daß denn solche Jahresbriefe ganz geeignet sein möchten, die bereits gedruckte summarische Biographie der ‚Tag- und Jahreshefte‘ mit dem frischen Detail des Augenblicks zu ergänzen.

§ 5.

Briefe, die andere Personen bereits haben drucken lassen, indem sie vielleicht eine Anerkennung ihrer Verdienste oder sonst ein Lob und eine Merkwürdigkeit enthalten, soll man in dieser Sammlung noch einmal bringen, indem sie theils in die Reihe gehören, andernteils aber jenen Personen damit ein Wille geschehen möchte, indem sie dadurch vor der Welt bestätigt sehen, daß ihre Dokumente echt waren.

§ 6.

Die Frage, ob ein Empfehlungsbrief in die Sammlung aufzunehmen sei oder nicht, soll in Erwägung der empfohlenen Person entschieden werden. Ist aus ihr nichts geworden, so soll man den Brief, im Fall er nicht sonstige gute Dinge enthält, nicht aufnehmen; hat aber die empfohlene Person sich in der Welt einen rühmlichen Namen gemacht, so soll man den Brief aufnehmen.

§ 7.

Briefe an Personen, die aus Goethes ‚Leben‘ bekannt sind, wie z. B. Lavater, Jung, Behrisch, Aniep, Hackert und andere, haben an sich Interesse, und ein solcher Brief wäre mitzuteilen, wenn er auch außerdem eben nichts Bedeutendes enthalten sollte.

§ 8.

Man soll überhaupt in Mitteilung dieser Briefe nicht zu ängstlich sein, indem sie uns von Goethes breiter Exi-

stenz und mannigfaltiger Wirkung nach allen Ecken und Enden einen Begriff geben, und indem sein Benehmen gegen die verschiedensten Personen und in den mannigfaltigsten Lagen als im hohen Grade lehrreich zu betrachten ist.

§ 9.

Wenn verschiedene Briefe über eine und dieselbe Tatsache reden, so soll man die vorzüglichsten auswählen; und wenn ein gewisser Punkt in verschiedenen Briefen vorkommt, so soll man ihn in einigen unterdrücken und ihn dort stehen lassen, wo er am besten ausgesprochen ist.

§ 10.

In den Briefen von 1811 und 1812 dagegen kommen vielleicht zwanzig Stellen vor, wo um Handschriften merkwürdiger Menschen gebeten wird. Solche und ähnliche Stellen müssen nicht unterdrückt werden, indem sie als durchaus charakterisierend und liebenswürdig erscheinen.

Vorstehende Paragraphen sind durch Betrachtung der Briefe von den Jahren 1807, 1808 und 1809 angeregt. Was sich im ferneren Verlauf der Arbeit an allgemeinen Bemerkungen noch ergeben möchte, soll Gegenwärtigem nachträglich hinzugefügt werden.

W., d. 1. Januar 1881.

E.

Heut nach Tische besprach ich mit Goethe die vorstehende Angelegenheit punktweise, wo er denn diesen meinen Vorschlägen seine beifällige Zustimmung gab. „Ich werde“, sagte er, „in meinem Testament Sie zum Herausgeber dieser Briefe ernennen und darauf hindeuten, daß wir über das dabei zu beobachtende Verfahren im allgemeinen miteinander einig geworden.“

Mittwoch, den 9. Februar 1881.

Ich las gestern mit dem Prinzen in Boffens ‚Luise‘ weiter und hatte über das Buch für mich im stillen manches zu bemerken. Die großen Verdienste der Darstellung der Lokalität und äußeren Zustände der Personen entzückten mich; jedoch wollte mir erscheinen, daß das Gedicht eines höheren Gehaltes entbehre, welche Bemerkung sich mir besonders an solchen Stellen aufdrang, wo die Personen in wechselseitigen Reden ihr Inneres auszusprechen in dem Fall sind. Im ‚Vicar of Wakefield‘ ist auch ein Landprediger mit seiner Familie dargestellt, allein der Poet besaß eine höhere Weltkultur, und so hat sich dieses auch seinen Personen mitgeteilt, die alle ein mannigfaltigeres Innere an den Tag legen. In der ‚Luise‘ steht alles auf dem Niveau einer beschränkten mittleren Kultur, und so ist freilich immer genug da, um einen gewissen Kreis von Lesern durchaus zu befriedigen. Die Verse betreffend, so wollte es mir vorkommen, als ob der Hexameter für solche beschränkte Zustände viel zu prätentios, auch oft ein wenig gezwungen und geziert sei, und daß die Perioden nicht immer natürlich genug hinfließen, um bequem gelesen zu werden.

Ich äußerte mich über diesen Punkt heute mittag bei Tisch gegen Goethe. „Die früheren Ausgaben jenes Gedichts“, sagte er, „sind in solcher Hinsicht weit besser, so daß ich mich erinnere, es mit Freuden vorgelesen zu haben. Später jedoch hat Boß viel daran gekünstelt und aus technischen Grillen das Leichte, Natürliche der Verse verborgen. Überhaupt geht alles jetzt aufs Technische aus, und die Herren Kritiker fangen an zu quengeln, ob in einem Reim ein s auch wieder auf ein s komme und nicht etwa ein ß auf ein s. Wäre ich noch jung und verwegen

genug, so würde ich absichtlich gegen alle solche technische Grillen verstoßen, ich würde Alliterationen, Assonanzen und falsche Reime, alles gebrauchen, wie es mir käme und bequem wäre; aber ich würde auf die Hauptsache losgehen und so gute Dinge zu sagen suchen, daß jeder gereizt werden sollte, es zu lesen und auswendig zu lernen."

Freitag, den 11. Februar 1831.

Heute bei Tisch erzählte mir Goethe, daß er den vierten Akt des ‚Faust‘ angefangen habe und so fortzufahren gedenke, welches mich sehr beglückte.

Sodann sprach er mit großem Lob über Karl Schöne, einen jungen Philologen in Leipzig, der ein Werk über die Kostüme in den Stücken des Euripides geschrieben und, bei großer Gelehrsamkeit, doch davon nicht mehr entwickelt habe, als eben zu seinen Zwecken nötig.

„Ich freue mich,“ sagte Goethe, „wie er mit produktivem Sinn auf die Sache losgeht, während andere Philologen der letzten Zeit sich gar zu viel mit dem Technischen und mit langen und kurzen Silben zu schaffen gemacht haben.

„Es ist immer ein Zeichen einer unproduktiven Zeit, wenn sie so ins Kleinliche des Technischen geht, und ebenso ist es ein Zeichen eines unproduktiven Individuums, wenn es sich mit dergleichen befaßt.

„Und dann sind auch wieder andere Mängel hinderlich. So finden sich z. B. im Grafen Platen fast alle Haupterfordernisse eines guten Poeten: Einbildungskraft, Erfindung, Geist, Produktivität besitzt er im hohen Grade, auch findet sich bei ihm eine vollkommene technische Ausbildung und ein Studium und ein Ernst wie bei

wenigen andern; allein ihn hindert seine unselige polemische Richtung.

„Daß er in der großen Umgebung von Neapel und Rom die Erbärmlichkeiten der deutschen Literatur nicht vergessen kann, ist einem so hohen Talent gar nicht zu verzeihen. Der ‚Romantische Odipus‘ trägt Spuren, daß, besonders was das Technische betrifft, gerade Platen der Mann war, um die beste deutsche Tragödie zu schreiben; allein nachdem er in gedachtem Stück die tragischen Motive parodistisch gebraucht hat, wie will er jetzt noch in allem Ernst eine Tragödie machen!

„Und dann, was nie genug bedacht wird, solche Handel okkupieren das Gemüt, die Bilder unserer Feinde werden zu Gespenstern, die zwischen aller freien Produktion ihren Spul treiben und in einer ohnehin zarten Natur große Unordnung anrichten. Lord Byron ist an seiner polemischen Richtung zugrunde gegangen, und Platen hat Ursache, zur Ehre der deutschen Literatur von einer so unerfreulichen Bahn für immer abzulenken.“

Sonnabend, den 12. Februar 1831.

Ich lese im Neuen Testament und gedenke eines Bildes, das Goethe mir in diesen Tagen zeigte, wo Christus auf dem Meere wandelt, und Petrus, ihm auf den Wellen entgegenkommend, in einem Augenblick anwandelnder Mutlosigkeit sogleich einzusinken anfängt.

„Es ist dies eine der schönsten Legenden,“ sagte Goethe, „die ich vor allen lieb habe. Es ist darin die hohe Lehre ausgesprochen, daß der Mensch durch Glauben und frischen Mut im schwierigsten Unternehmen siegen werde, dagegen bei anwandelndem geringsten Zweifel sogleich verloren sei.“

Sonntag, den 18. Februar 1831.

Bei Goethe zu Tisch. Er erzählt mir, daß er im vierten Akt des *Faust* fortfahre, und daß ihm jetzt der Anfang so gelungen, wie er es gewünscht. „Das, was geschehen sollte,“ sagte er, „hatte ich, wie Sie wissen, längst; allein mit dem Wie war ich noch nicht ganz zufrieden, und da ist es mir nun lieb, daß mir gute Gedanken gekommen sind. Ich werde nun diese ganze Lücke, von der Helena bis zum fertigen fünften Akt, durcherfinden und in einem ausführlichen Schema niederschreiben, damit ich sodann mit völligem Behagen und Sicherheit ausführen und an den Stellen arbeiten kann, die mich zunächst anmuten. Dieser Akt bekommt wieder einen ganz eigenen Charakter, so daß er, wie eine für sich bestehende kleine Welt, das übrige nicht berührt und nur durch einen leisen Bezug zu dem Vorhergehenden und Folgenden sich dem Ganzen anschließt.“

„Er wird also“, sagte ich, „völlig im Charakter des übrigen sein; denn im Grunde sind doch der Auerbachsche Keller, die Herentüche, der Blockberg, der Reichstag, die Maskerade, das Papiergeld, das Laboratorium, die klassische Walpurgisnacht, die Helena lauter für sich bestehende kleine Weltentreise, die, in sich abgeschlossen, wohl aufeinander wirken, aber doch einander wenig angehen. Dem Dichter liegt daran, eine mannigfaltige Welt auszusprechen, und er benutzte die Fabel eines berühmten Helden bloß als eine Art von durchgehender Schnur, um darauf aneinander zu reihen, was er Lust hat. Es ist mit der *Odyssee* und dem *Gil-Blas* auch nicht anders.“

„Sie haben vollkommen recht,“ sagte Goethe; „auch kommt es bei einer solchen Komposition bloß darauf an, daß die einzelnen Massen bedeutend und klar seien, wäh-

rend es als ein Ganzes immer inkommensurabel bleibt, aber eben deswegen gleich einem unaufgelösten Problem die Menschen zu wiederholter Betrachtung immer wieder anlockt."

Ich erzählte sodann von dem Brief eines jungen Militärs, dem ich nebst anderen Freunden geraten hatte, in ausländische Dienste zu gehen, und der nun, da er die fremden Zustände nicht nach seinem Sinne gefunden, auf alle diejenigen schilt, die ihm geraten.

"Es ist mit dem Ratgeben ein eigenes Ding," sagte Goethe, "und wenn man eine Weile in der Welt gesehen hat, wie die gescheitesten Dinge mißlingen und das Absurdeste oft zu einem glücklichen Ziele führt, so kommt man wohl davon zurück, jemand einen Rat erteilen zu wollen. Im Grunde ist es auch von dem, der einen Rat verlangt, eine Beschränktheit, und von dem, der ihn gibt, eine Anmaßung. Man sollte nur Rat geben in Dingen, in denen man selber mitwirken will. Bittet mich ein anderer um guten Rat, so sage ich wohl, daß ich bereit sei, ihn zu geben, jedoch nur mit dem Beding, daß er versprechen wolle, nicht danach zu handeln."

Das Gespräch lenkte sich auf das Neue Testament, indem ich erzählte, daß ich die Stelle nachgelesen, wo Christus auf dem Meere wandelt und Petrus ihm entgegengeht. "Wenn man die Evangelisten lange nicht gelesen," sagte ich, "so erstaunt man immer wieder über die sittliche Großheit der Figuren. Man findet in den hohen Anforderungen an unsere moralische Willenskraft auch eine Art von kategorischem Imperativ."

"Besonders", sagte Goethe, "finden Sie den kategorischen Imperativ des Glaubens, welches sodann Mohammed noch weiter getrieben hat."

„Übrigens“, sagte ich, „sind die Evangelisten, wenn man sie näher ansieht, voller Abweichungen und Widersprüche, und die Bücher müssen wunderliche Schicksale gehabt haben, ehe sie so beisammengebracht sind, wie wir sie nun haben.“

„Es ist ein Meer auszutrinken,“ sagte Goethe, „wenn man sich in eine historische und kritische Untersuchung dieserhalb einläßt. Man tut immer besser, sich ohne weiteres an das zu halten, was wirklich da ist, und sich davon anzueignen, was man für seine sittliche Kultur und Stärkung gebrauchen kann. Übrigens ist es hübsch, sich die Lokalität deutlich zu machen, und da kann ich Ihnen nichts Besseres empfehlen, als das herrliche Buch von Röhr über Palästina. Der verstorbene Großherzog hatte über dieses Buch eine solche Freude, daß er es zweimal kaufte, indem er das erste Exemplar, nachdem er es gelesen, der Bibliothek schenkte und das andere für sich behielt, um es immer in seiner Nähe zu haben.“

Ich wunderte mich über des Großherzogs Teilnahme an solchen Dingen. „Darin“, sagte Goethe, „war er groß. Er hatte Interesse für alles, wenn es einigermaßen bedeutend war, es mochte nun in ein Fach schlagen, in welches es wollte. Er war immer vorschreitend, und was in der Zeit irgend an guten neuen Erfindungen und Einrichtungen hervortrat, suchte er bei sich einheimisch zu machen. Wenn etwas mißlang, so war davon weiter nicht die Rede. Ich dachte oft, wie ich dies oder jenes Verfehlte bei ihm entschuldigen wollte, allein er ignorierte jedes Mißlingen auf die heiterste Weise und ging immer sogleich wieder auf etwas Neues los. Es war dieses eine eigene Größe seines Wesens, und zwar nicht durch Bildung gewonnen, sondern angeboren.“

Zum Nachtschisch betrachteten wir einige Kupfer nach neuesten Meistern, besonders im landschaftlichen Fach, wobei mit Freuden bemerkt wurde, daß daran nichts Falsches wahrzunehmen. „Es ist seit Jahrhunderten so viel Gutes in der Welt,“ sagte Goethe, „daß man sich billig nicht wundern sollte, wenn es wirkt und wieder Gutes hervorruft.“

„Es ist nur das Üble,“ sagte ich, „daß es so viele falsche Lehren gibt, und daß ein junges Talent nicht weiß, welchem Heiligen es sich widmen soll.“

„Davon haben wir Proben,“ sagte Goethe; „wir haben ganze Generationen an falschen Maximen verloren gehen und leiden sehen, und haben selber darunter gelitten. Und nun in unsern Tagen die Leichtigkeit, jeden Irrtum durch den Druck sogleich allgemein predigen zu können! Mag ein solcher Kunstrichter nach einigen Jahren auch besser denken, und mag er auch seine bessere Überzeugung öffentlich verbreiten, seine Irrlehre hat doch unterdes gewirkt und wird auch künftig gleich einem Schlingkraut neben dem Guten immer fortwirken. Mein Trost ist nur, daß ein wirklich großes Talent nicht irregulいたen und nicht zu verderben ist.“

Wir betrachteten die Kupfer weiter. „Es sind wirklich gute Sachen,“ sagte Goethe; „Sie sehen reine hübsche Talente, die was gelernt und die sich Geschmack und Kunst in bedeutendem Grade angeeignet haben. Allein doch fehlt diesen Bildern allen etwas, und zwar — das Männliche. Merken Sie sich dieses Wort, und unterstreichen Sie es. Es fehlt den Bildern eine gewisse zu- bringliche Kraft, die in früheren Jahrhunderten sich überall ausdrückte und die dem jezigen fehlt, und zwar nicht bloß in Werken der Malerei, sondern auch in allen

übrigen Künsten. Es lebt ein schwächeres Geschlecht, von dem sich nicht sagen läßt, ob es so ist durch die Zeugung oder durch eine schwächere Erziehung und Nahrung."

"Man sieht aber dabei," sagte ich, "wie viel in den Künsten auf eine große Persönlichkeit ankommt, die freilich in früheren Jahrhunderten besonders zu Hause war. Wenn man in Venedig vor den Werken von Tizian und Paul Veronese steht, so empfindet man den gewaltigen Geist dieser Männer in ihrem ersten Aperçu von dem Gegenstande, wie in der letzten Ausführung. Ihr großes energisches Empfinden hat die Glieder des ganzen Bildes durchdrungen, und diese höhere Gewalt der künstlerischen Persönlichkeit dehnt unser eigenes Wesen aus und erhebt uns über uns selbst, wenn wir solche Werke betrachten. Dieser männliche Geist, von dem Sie sagen, findet sich auch ganz besonders in den Rubensschen Landschaften. Es sind freilich auch nur Bäume, Erdboden, Wasser, Felsen und Wolken, allein seine kräftige Gesinnung ist in die Formen gefahren, und so sehen wir zwar immer die bekannte Natur, allein wir sehen sie von der Gewalt des Künstlers durchdrungen und nach seinem Sinne von neuem hervorgebracht."

"Aberdings", sagte Goethe, "ist in der Kunst und Poesie die Persönlichkeit alles; allein doch hat es unter den Kritikern und Kunstrichtern der neuesten Zeit schwache Personagen gegeben, die dieses nicht zugestehen und die eine große Persönlichkeit bei einem Werke der Poesie oder Kunst nur als eine Art von geringer Zugabe wollten betrachtet wissen."

"Aber freilich, um eine große Persönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man auch wiederum selber etwas sein. Alle, die dem Euripides das Erhabene abgesprochen,



waren arme Heringe und einer solchen Erhebung nicht fähig; oder sie waren unverschämte Scharlatane, die durch Anmaßlichkeit in den Augen einer schwachen Welt mehr aus sich machen wollten und auch wirklich machten, als sie waren."

Montag, den 14. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tisch. Er hatte die ‚Memoiren‘ des Generals Rapp gelesen, wodurch das Gespräch auf Napoleon kam, und welch ein Gefühl die Madame Lätitia müsse gehabt haben, sich als Mutter so vieler Helden und einer so gewaltigen Familie zu wissen. „Sie hatte Napoleon, ihren zweiten Sohn, geboren, als sie achtzehn Jahre alt war und ihr Gemahl dreiundzwanzig, so daß also die frischeste Jugendkraft der Eltern seinem physischen Teile zugute kam. Neben ihm gebiert sie drei andere Söhne, alle bedeutend begabt, tüchtig und energisch in weltlichen Dingen und alle mit einem gewissen poetischen Talent. Auf solche vier Söhne folgen drei Töchter, und zuletzt Jérôme, der am schwächsten von allen ausgestattet gewesen zu sein scheint.

„Das Talent ist freilich nicht erblich, allein es will eine tüchtige physische Unterlage, und da ist es denn keineswegs einerlei, ob jemand der Erst- oder Letztgeborene, und ob er von kräftigen und jungen, oder von schwachen und alten Eltern ist gezeugt worden.“

„Merkwürdig ist,“ sagte ich, „daß sich von allen Talenten das musikalische am frühesten zeigt, so daß Mozart in seinem fünften, Beethoven in seinem achten und Hummel in seinem neunten Jahre schon die nächste Umgebung durch Spiel und Kompositionen in Erstaunen setzten.“

„Das musikalische Talent“, sagte Goethe, „kann sich wohl am frühesten zeigen, indem die Musik ganz etwas Angeborenes, Inneres ist, das von außen keiner großen Nahrung und keiner aus dem Leben gezogenen Erfahrung bedarf. Aber freilich eine Erscheinung wie Mozart bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären ist. Doch wie wollte die Gottheit überall Wunder zu tun Gelegenheit finden, wenn sie es nicht zuweilen in außerordentlichen Individuen versuchte, die wir anstaunen, und nicht begreifen, woher sie kommen!“

Dienstag, den 15. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tisch. Ich erzählte ihm vom Theater: er lobt das gestrige Stück, ‚Heinrich der Dritte‘ von Dumas, als ganz vortrefflich, findet jedoch natürlich, daß es für das Publikum nicht die rechte Speise gewesen. „Ich hätte es unter meiner Direktion nicht zu bringen gewagt“, sagte er, „denn ich erinnere mich noch gar wohl, was wir mit dem ‚Standhaften Prinzen‘ für Not gehabt, um ihn beim Publikum einzuschwärzen, der doch noch weit menschlicher und poetischer ist und im Grunde weit näher liegt als ‚Heinrich der Dritte‘.“

Ich rede vom ‚Groß-Cophtha‘, den ich in diesen Tagen abermals gelesen. Ich gehe die einzelnen Szenen gesprächsweise durch und schließe mit dem Wunsch, es einmal auf der Bühne zu sehen.

„Es ist mir lieb“, sagte Goethe, „daß Ihnen das Stück gefällt, und daß Sie herausfinden, was ich hineingearbeitet habe. Es war im Grunde keine geringe Operation, ein ganz reales Faktum erst poetisch und dann theatralisch zu machen. Und doch werden Sie zugeben, daß das Ganze recht eigentlich für die Bühne gedacht ist. Schiller

war auch sehr für das Stück, und wir haben es einmal gegeben, wo es sich denn für höhere Menschen wirklich brillant machte. Für das Publikum im allgemeinen jedoch ist es nicht; die behandelten Verbrechen behalten immer etwas Apprehensives, wobei es den Leuten nicht heimlich ist. Es fällt seinem verwegenen Charakter nach ganz in den Kreis der ‚Klara Gazul‘, und der französische Dichter könnte mich wirklich beneiden, daß ich ihm ein so gutes Sujet vorweggenommen. Ich sage ein so gutes Sujet, denn im Grunde ist es nicht bloß von sittlicher, sondern auch von großer historischer Bedeutung; das Faktum geht der Französischen Revolution unmittelbar voran und ist davon gewissermaßen das Fundament. Die Königin, der fatalen Halsbandgeschichte so nahe verflochten, verlor ihre Würde, ja ihre Achtung, und so hatte sie denn in der Meinung des Volkes den Standpunkt verloren, um unantastbar zu sein. Der Haß schadet niemand, aber die Verachtung ist es, was den Menschen stürzt. Kogebue wurde lange gehaßt, aber damit der Dolch des Studenten sich an ihn wagen konnte, mußten ihn gewisse Journale erst verächtlich machen.“

Donnerstag, den 17. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tisch. Ich bringe ihm seinen ‚Aufenthalt in Karlsbad‘ vom Jahre 1807, dessen Redaktion ich am Morgen beendigt. Wir reden über kluge Stellen, die darin als flüchtige Tagesbemerkungen vorkommen. „Man meint immer,“ sagte Goethe lachend, „man müsse alt werden, um gescheit zu sein; im Grunde aber hat man bei zunehmenden Jahren zu tun, sich so klug zu erhalten, als man gewesen ist. Der Mensch wird in seinen verschiedenen Lebensstufen wohl ein anderer, aber er kann

nicht sagen, daß er ein besserer werde, und er kann in gewissen Dingen so gut in seinem zwanzigsten Jahre recht haben, als in seinem sechzigsten.

„Man sieht freilich die Welt anders in der Ebene, anders auf den Höhen des Borgebirgs, und anders auf den Gletschern des Urgebirgs. Man sieht auf dem einen Standpunkt ein Stück Welt mehr als auf dem andern; aber das ist auch alles, und man kann nicht sagen, daß man auf dem einen mehr recht hätte, als auf dem andern. Wenn daher ein Schriftsteller aus verschiedenen Stufen seines Lebens Denkmale zurückläßt, so kommt es vorzüglich darauf an, daß er ein angeborenes Fundament und Wohlwollen besitze, daß er auf jeder Stufe rein gesehen und empfunden, und daß er ohne Nebenzwecke gerade und treu gesagt habe, wie er gedacht. Dann wird sein Geschriebenes, wenn es auf der Stufe recht war, wo es entstanden, auch ferner recht bleiben, der Autor mag sich auch später entwickeln und verändern, wie er wolle.“

Ich gab diesen guten Worten meine vollkommene Zustimmung. „Es kam mir in diesen Tagen ein Blatt Manusculatur in die Hände,“ fuhr Goethe fort, „das ich las. Hm! sagte ich zu mir selber, was da geschrieben steht, ist gar nicht so unrecht, du denkst auch nicht anders und würdest es auch nicht viel anders gesagt haben. Als ich aber das Blatt recht besehe, war es ein Stück aus meinen eigenen Werken. Denn da ich immer vorwärts strebe, so vergesse ich, was ich geschrieben habe, wo ich denn sehr bald in den Fall komme, meine Sachen als etwas durchaus Fremdes anzusehen.“

Ich erkundigte mich nach dem ‚Faust‘, und wie er vorrücke. „Der läßt mich nun nicht wieder los,“ sagte Goethe, „ich denke und erfinde täglich daran fort. Ich habe nun

auch das ganze Manuskript des zweiten Theils heute heften lassen, damit es mir als eine sinnliche Masse vor Augen sei. Die Stelle des fehlenden vierten Aktes habe ich mit weißem Papier ausgefüllt, und es ist keine Frage, daß das Fertige anlockt und reizt, um das zu vollenden, was noch zu tun ist. Es liegt in solchen sinnlichen Dingen mehr, als man denkt, und man muß dem Geistigen mit allerlei Künsten zu Hilfe kommen."

Goethe ließ den gehefteten neuen 'Faust' hereinbringen, und ich war erstaunt über die Masse des Geschriebenen, das im Manuskript als ein guter Folioband mir vor Augen war.

"Es ist doch alles", sagte ich, "seit den sechs Jahren gemacht, die ich hier bin, und doch haben Sie bei dem andern Vielen, was seitdem geschehen, nur sehr wenige Zeit darauf verwenden können. Man sieht aber, wie etwas heranwächst, wenn man auch nur hin und wieder etwas hinzutut."

"Davon überzeugt man sich besonders, wenn man älter wird," sagte Goethe, "während die Jugend glaubt, es müsse alles an einem Tage geschehen. Wenn aber das Glück mir günstig ist, und ich mich ferner wohl befinde, so hoffe ich in den nächsten Frühlingsmonaten am vierten Akt sehr weit zu kommen. Es war auch dieser Akt, wie Sie wissen, längst erfunden; allein da sich das übrige während der Ausführung so sehr gesteigert hat, so kann ich jetzt von der frühern Erfindung nur das Allgemeinste brauchen, und ich muß nun auch dieses Zwischenstück durch neue Erfindungen so heranheben, daß es dem andern gleich werde."

"Es kommt doch in diesem zweiten Teil", sagte ich, "eine weit reichere Welt zur Erscheinung als im ersten."

„Ich sollte denken,“ sagte Goethe. „Der erste Teil ist fast ganz subjektiv; es ist alles aus einem befangeneren, leidenschaftlicheren Individuum hervorgegangen, welches Halbdunkel den Menschen auch so wohlthun mag. Im zweiten Teile aber ist fast gar nichts Subjektives, es erscheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenschaftslosere Welt, und wer sich nicht etwas umgetan und einiges erlebt hat, wird nichts damit anzufangen wissen.“

„Es sind darin einige Denkübungen,“ sagte ich, „und es möchte auch mitunter einige Gelehrsamkeit erfordert werden. Es ist mir nur lieb, daß ich Schellings Büchlein über die Kabiren gelesen, und daß ich nun weiß, wohin Sie in jener famosen Stelle der ‚Klassischen Walpurgisnacht‘ deuten.“

„Ich habe immer gefunden,“ sagte Goethe lachend, „daß es gut sei, etwas zu wissen.“

Freitag, den 18. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tisch. Wir reden über verschiedene Regierungsformen, und es kommt zur Sprache, welche Schwierigkeiten ein zu großer Liberalismus habe, indem er die Anforderungen der einzelnen hervorrufe, und man vor lauter Wünschen zuletzt nicht mehr wisse, welche man befriedigen solle. Man werde finden, daß man von oben herab mit zu großer Güte, Milde und moralischer Delikatesse auf die Länge nicht durchkomme, indem man eine gemischte und mitunter verrückte Welt zu behandeln und in Respekt zu erhalten habe. Es wird zugleich erwähnt, daß das Regierungsgeschäft ein sehr großes Metier sei, das den ganzen Menschen verlange, und daß es daher nicht gut, wenn ein Regent zu große Nebenrichtungen, wie z. B. eine vormaltende Tendenz zu den Künsten, habe,

wodurch nicht allein das Interesse des Fürsten, sondern auch die Kräfte des Staates gewissen nöthigeren Dingen entzogen würden. Eine vorwaltende Neigung zu den Künsten sei mehr die Sache reicher Privatleute.

Goethe erzählte mir sodann, daß seine ‚Metamorphose der Pflanzen‘ mit Soret's Übersetzung gut vorrücke, und daß ihm bei der jetzigen nachträglichen Bearbeitung dieses Gegenstandes, besonders der Spirale, ganz unerwartet günstige Dinge von außen zu Hilfe kommen. „Wir beschäftigen uns,“ sagte er, „wie Sie wissen, mit dieser Übersetzung schon länger als seit einem Jahre, es sind tausend Hindernisse dazwischengegetreten, das Unternehmen hat oft ganz widerwärtig gestoßt, und ich habe es oft im stillen verwünscht. Nun aber komme ich in den Fall, alle diese Hindernisse zu verehren, indem im Laufe dieser Zögerungen außerhalb, bei andern trefflichen Menschen, Dinge herangereift sind, die jetzt als das schönste Wasser auf meine Mühle mich über alle Begriffe weiter bringen und meine Arbeit einen Abschluß erlangen lassen, wie es vor einem Jahre nicht wäre denkbar gewesen. Der gleichen ist mir in meinem Leben öfter begegnet, und man kommt dahin, in solchen Fällen an eine höhere Einwirkung, an etwas Dämonisches zu glauben, das man anbetet, ohne sich anzumaßen, es weiter erklären zu wollen.“

Sonnabend, den 19. Februar 1831.

Bei Goethe zu Tisch mit Hofrat Vogel. Goethen war eine Broschüre über die Insel Helgoland gekommen, worin er mit großem Interesse las und uns das Wesentlichste daraus mittheilte.

Nach den Gesprächen über eine so eigenthümliche Lokalität kamen ärztliche Dinge an die Reihe, und Vogel er-

zählte als das Neueste des Tages von den natürlichen Blattern, die trotz aller Impfung mit einemmal wieder in Eisenach hervorgebrochen seien und in kurzer Zeit bereits viele Menschen hingerafft hätten.

„Die Natur“, sagte Vogel, „spielt einem doch immer einmal wieder einen Streich, und man muß sehr aufpassen, wenn eine Theorie gegen sie ausreichen soll. Man hielt die Schutzblattern so sicher und so untrüglich, daß man ihre Einimpfung zum Gesetz machte. Nun aber dieser Vorfall in Eisenach, wo die Geimpften von den natürlichen dennoch befallen worden, macht die Unfehlbarkeit der Schutzblattern verdächtig und schwächt die Motive für das Ansehen des Gesetzes.“

„Dennoch aber“, sagte Goethe, „bin ich dafür, daß man von dem strengen Gebot der Impfung auch ferner nicht abgehe, indem solche kleine Ausnahmen gegen die unübersehbaren Wohltaten des Gesetzes gar nicht in Betracht kommen.“

„Ich bin auch der Meinung“, sagte Vogel, „und möchte sogar behaupten, daß in allen solchen Fällen, wo die Schutzblattern vor den natürlichen nicht gesichert, die Impfung mangelhaft gewesen ist. Soll nämlich die Impfung schützen, so muß sie so stark sein, daß Fieber entsteht; ein bloßer Hautreiz ohne Fieber schützt nicht. Ich habe daher heute in der Session den Vorschlag getan, eine verstärkte Impfung der Schutzblattern allen im Lande damit Beauftragten zur Pflicht zu machen.“

„Ich hoffe, daß Ihr Vorschlag durchgegangen ist,“ sagte Goethe, „sowie ich immer dafür bin, strenge auf ein Gesetz zu halten, zumal in einer Zeit wie die jetzige, wo man aus Schwäche und übertriebener Liberalität überall mehr nachgibt als billig.“

Es kam sodann zur Sprache, daß man jetzt auch in der Zurechnungsfähigkeit der Verbrecher anfangs, weich und schlaff zu werden, und daß ärztliche Zeugnisse und Gutachten oft dahin gehen, dem Verbrecher an der verwirkten Strafe vorbei zu helfen. Bei dieser Gelegenheit lobte Vogel einen jungen Physikus, der in ähnlichen Fällen immer Charakter zeige, und der noch kürzlich bei dem Zweifel eines Gerichtes, ob eine gewisse Kindesmörderin für zurechnungsfähig zu halten, sein Zeugnis dahin ausgestellt habe, daß sie es allerdings sei.

Sonntag, den 20. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tisch. Er eröffnet mir, daß er meine Beobachtung über die blauen Schatten im Schnee, daß sie nämlich aus dem Widerschein des blauen Himmels entstehen, geprüft habe und für richtig anerkenne. „Es kann jedoch beides zugleich wirken,“ sagte er, „und die durch das gelbliche Licht erregte Forderung kann die blaue Erscheinung verstärken.“ Ich gebe dieses vollkommen zu und freue mich, daß Goethe mir endlich beistimmt.

„Es ärgert mich nur,“ sagte ich, „daß ich meine Farbenbeobachtungen am Monte Rosa und Montblanc nicht an Ort und Stelle im Detail niedergeschrieben habe. Das Hauptresultat jedoch war, daß in einer Entfernung von achtzehn bis zwanzig Stunden mittags bei der hellsten Sonne der Schnee gelb, ja rötlichgelb erschien, während die schneefreien dunkeln Teile des Gebirgs im entschiedensten Blau herübersahen. Das Phänomen überraschte mich nicht, indem ich mir hätte vorher sagen können, daß die gehörige Masse von zwischenliegender Trübe dem die Mittagssonne reflektierenden weißen Schnee einen tiefgelben Ton geben würde; aber das Phänomen freute

mich besonders aus dem Grunde, weil es die irrige Ansicht einiger Naturforscher, daß die Luft eine blaufärbende Eigenschaft besitze, so ganz entschieden widerlegt. Denn wäre die Luft in sich bläulich, so hätte eine Masse von zwanzig Stunden, wie sie zwischen mir und dem Monte Rosa lag, den Schnee müssen hellblau oder weißbläulich durchscheinen lassen, aber nicht gelb und gelbrötlich."

"Die Beobachtung", sagte Goethe, "ist von Bedeutung und widerlegt jenen Irrtum durchaus."

"Im Grunde", sagte ich, "ist die Lehre vom Trüben sehr einfach, so daß man gar zu leicht zu dem Glauben verführt wird, man könne sie einem andern in wenig Tagen und Stunden überliefern. Das Schwierige aber ist, nun mit dem Geseß zu operieren und ein Urphänomen in tausendfältig bedingten und verhältnen Erscheinungen immer wiederzuerkennen."

"Ich möchte es dem Whist vergleichen," sagte Goethe, "dessen Geseße und Regeln auch gar leicht zu überliefern sind, das man aber sehr lange gespielt haben muß, um darin ein Meister zu sein. Überhaupt lernt niemand etwas durch bloßes Anhören, und wer sich in gewissen Dingen nicht selbst tätig bemüht, weiß die Sachen nur oberflächlich und halb."

Goethe erzählte mir sodann von dem Buche eines jungen Physikers, das er loben müsse wegen der Klarheit, mit der es geschrieben, und dem er die teleologische Richtung gerne nachsehe.

"Es ist dem Menschen natürlich," sagte Goethe, "sich als das Ziel der Schöpfung zu betrachten und alle übrigen Dinge nur in bezug auf sich und insofern sie ihm dienen und nützen. Er bemächtigt sich der vegetabilischen und animalischen Welt, und indem er andere Geschöpfe

als passende Nahrung verschlingt, erkennt er seinen Gott und preist dessen Güte, die so väterlich für ihn gesorgt. Der Kuh nimmt er die Milch, der Biene den Honig, dem Schaf die Wolle, und indem er den Dingen einen ihm nützlichen Zweck gibt, glaubt er auch, daß sie dazu sind geschaffen worden. Ja er kann sich nicht denken, daß nicht auch das kleinste Kraut für ihn da sei, und wenn er dessen Nutzen noch gegenwärtig nicht erkannt hat, so glaubt er doch, daß solches sich künftig ihm gewiß entdecken werde.

„Und wie der Mensch nun im allgemeinen denkt, so denkt er auch im besondern, und er unterläßt nicht, seine gewohnte Ansicht aus dem Leben auch in die Wissenschaft zu tragen und auch bei den einzelnen Teilen eines organischen Wesens nach deren Zweck und Nutzen zu fragen.

„Dies mag auch eine Weile gehen, und er mag auch in der Wissenschaft eine Weile damit durchkommen; allein gar bald wird er auf Erscheinungen stoßen, wo er mit einer so kleinen Ansicht nicht ausreicht, und wo er ohne höheren Halt sich in lauter Widersprüchen verwickelt.

„Solche Nützlichkeitslehrer sagen wohl: der Dohse habe Hörner, um sich damit zu wehren. Nun frage ich aber: Warum hat das Schaf keine? und wenn es welche hat, warum sind sie ihm um die Ohren gewickelt, so daß sie ihm zu nichts dienen?

„Etwas anderes aber ist es, wenn ich sage: Der Dohse wehrt sich mit seinen Hörnern, weil er sie hat.

„Die Frage nach dem Zweck, die Frage Warum? ist durchaus nicht wissenschaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage Wie? Denn wenn ich frage: Wie hat der Dohse Hörner? so führt mich das auf die Be-

trachtung seiner Organisation und belehrt mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann.

„So hat der Mensch in seinem Schädel zwei unausgefüllte hohle Stellen. Die Frage Warum? würde hier nicht weit reichen, wogegen aber die Frage Wie? mich belehrt, daß diese Höhlen Reste des tierischen Schädels sind, die sich bei solchen geringeren Organisationen in stärkerem Maße befinden, und die sich beim Menschen trotz seiner Höhe noch nicht ganz verloren haben.

„Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht den anbeten sollen, der dem Ohsen die Hörner gab, damit er sich verteidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehere, der in dem Reichtum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tausendfältigen Tieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen.

„Man verehere ferner den, der dem Vieh sein Futter gibt und dem Menschen Speise und Trank, so viel er genießen mag; ich aber bete den an, der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteste Teil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist mein Gott!“

Montag, den 21. Februar 1831.

Goethe lobte sehr die neueste Rede von Schelling, womit dieser die Münchener Studenten beruhigt. „Die Rede“, sagte er, „ist durch und durch gut, und man freut sich einmal wieder über das vorzügliche Talent, das wir lange kannten und verehrten. Es war in diesem Falle

ein trefflicher Gegenstand und ein redlicher Zweck, wo ihm denn das Vorzüglichste gelungen ist. Könnte man von dem Gegenstande und Zweck seiner Rabirenschrift daselbige sagen, so würden wir ihn auch da rühmen müssen, denn seine rhetorischen Talente und Künste hat er auch da bewiesen.“

Schellings „Rabiren“ brachten das Gespräch auf die „Klassische Walpurgisnacht“, und wie sich diese von den Brocken szenen des ersten Theiles unterscheide.

„Die alte Walpurgisnacht“, sagte Goethe, „ist monarchisch, indem der Teufel dort überall als entschiedenes Oberhaupt respektiert wird; die klassische aber ist durchaus republikanisch, indem alles in der Breite nebeneinander steht, so daß der eine so viel gilt wie der andere, und niemand sich subordiniert und sich um den andern bekümmert.“

„Auch“, sagte ich, „sondert sich in der klassischen alles in scharf umrissene Individualitäten, während auf dem deutschen Blockberg jedes einzelne sich in eine allgemeine Hegenmasse auflöst.“

„Deshalb“, sagte Goethe, „weiß auch der Mephistopheles, was es zu bedeuten hat, wenn der Homunkulus ihm von thessalischen Hegen redet. Ein guter Kenner des Altertums wird bei dem Wort thessalische Hegen sich auch einiges zu denken vermögen, während es dem Ungelehrten ein bloßer Name bleibt.“

„Das Altertum“, sagte ich, „mußte Ihnen doch sehr lebendig sein, um alle jene Figuren wieder so frisch ins Leben treten zu lassen und sie mit solcher Freiheit zu gebrauchen und zu behandeln, wie Sie es getan haben.“

„Ohne eine lebenslängliche Beschäftigung mit der bildenden Kunst“, sagte Goethe, „wäre es mir nicht mög-

lich gewesen. Das Schwierige indessen war, sich bei so großer Fülle mäßig zu halten und alle solche Figuren abzulehnen, die nicht durchaus zu meiner Intention paßten. So habe ich z. B. von dem Minotaurus, den Harpyien und einigen anderen Ungeheuern keinen Gebrauch gemacht."

"Aber was Sie in jener Nacht erscheinen lassen," sagte ich, "ist alles so zusammengehörig und so gruppiert, daß man es sich in der Einbildungskraft leicht und gern zurückruft und alles willig ein Bild macht. Die Maler werden sich so gute Anlässe auch gewiß nicht entgehen lassen; besonders freue ich mich, den Mephistopheles bei den Phorkyaden zu sehen, wo er im Profil die famöse Maske probiert."

"Es stecken darin einige gute Späße," sagte Goethe, "welche die Welt über kurz oder lang auf manche Weise benutzen wird. Wenn die Franzosen nur erst die ‚Helena‘ gewahr werden und sehen, was daraus für ihr Theater zu machen ist! Sie werden das Stück, wie es ist, verderben; aber sie werden es zu ihren Zwecken klug gebrauchen, und das ist alles, was man erwarten und wünschen kann. Der Phorkyas werden sie sicher einen Chor von Ungeheuern beigeben, wie es an einer Stelle auch bereits angedeutet ist."

"Es käme darauf an," sagte ich, "daß ein tüchtiger Poet von der romantischen Schule das Stück durchweg als Oper behandelte, und Rossini sein großes Talent zu einer bedeutenden Komposition zusammennahm, um mit der ‚Helena‘ Wirkung zu tun. Denn es sind darin Anlässe zu prächtigen Dekorationen, überraschenden Verwandlungen, glänzenden Kostümen und reizenden Balletten, wie nicht leicht in einem andern Stück, ohne zu erwähnen, daß eine solche Fülle von Sinnlichkeit sich auf dem Fun-

dament einer geistreichen Fabel bewegt, wie sie nicht leicht besser erfunden werden dürfte."

"Wir wollen erwarten," sagte Goethe, „was uns die Götter Weiteres bringen. Es läßt sich in solchen Dingen nichts beschleunigen. Es kommt darauf an, daß es den Menschen aufgehe, und daß Theaterdirektoren, Poeten und Komponisten darin ihren Vorteil gewahr werden."

Dienstag, den 22. Februar 1831.

Oberkonsistorialrat Schwabe begegnet mir in den Straßen; ich begleite ihn eine Strecke, wo er mir von seinen mannigfaltigen Geschäften erzählt und ich in den bedeutenden Wirkungskreis dieses vorzüglichen Mannes hineinblicke. Er sagt, daß er in den Nebenstunden sich mit Herausgabe eines Bändchens neuer Predigten beschäftige, daß eins seiner Schulbücher kürzlich ins Dänische übersetzt, daß davon vierzigtausend Exemplare verkauft worden und man es in Preußen in den vorzüglichsten Schulen eingeführt habe. Er bittet mich, ihn zu besuchen, welches ich mit Freuden verspreche.

Darauf mit Goethe zu Tisch rede ich über Schwabe, und Goethe stimmt in dessen Lob vollkommen ein. „Die Großherzogin“, sagte er, „schätzt ihn auch im hohen Grade, wie denn diese Dame überall recht gut weiß, was sie an den Leuten hat. Ich werde ihn zu meiner Porträtssammlung zeichnen lassen, und Sie tun sehr wohl, ihn zu besuchen und ihn vorläufig um diese Erlaubnis zu bitten. Besuchen Sie ihn ja, zeigen Sie ihm Teilnahme an dem, was er tut und vorhat. Es wird für Sie von Interesse sein, in einen Wirkungskreis eigener Art hineinzublicken, wovon man doch ohne einen näheren Verkehr mit einem solchen Manne keinen rechten Begriff hat.“

Ich verspreche, dieses zu tun, indem die Kenntniß praktisch tätiger, das Nützliche befördernder Menschen meine wahre Neigung ist.

Mittwoch, den 23. Februar 1831.

Vor Tisch bei einem Spaziergange auf der Erfurter Chaussee begegnet mir Goethe, welcher halten läßt und mich in seinen Wagen nimmt. Wir fahren eine gute Strecke hinaus bis auf die Höhe neben das Tannenhölzchen und reden über naturhistorische Dinge.

Die Hügel und Berge waren mit Schnee bedeckt, und ich erwähne die große Zartheit des Gelben, und daß in der Entfernung von einigen Meilen, mittels zwischenliegender Trübe, ein Dunkles eher blau erscheine, als ein Weißes gelb. Goethe stimmt mir zu, und wir sprechen sodann von der hohen Bedeutung der Urphänomene, hinter welchen man unmittelbar die Gottheit zu gewahren glaube.

„Ich frage nicht,“ sagte Goethe, „ob dieses höchste Wesen Verstand und Vernunft habe, sondern ich fühle, es ist der Verstand, es ist die Vernunft selber. Alle Geschöpfe sind davon durchdrungen, und der Mensch hat davon so viel, daß er Teile des Höchsten erkennen mag.“

Bei Tisch kam das Bestreben gewisser Naturforscher zur Erwähnung, die, um die organische Welt zu durchschreiten, von der Mineralogie aufwärts gehen wollen. „Dieses ist ein großer Irrtum,“ sagte Goethe. „In der mineralogischen Welt ist das Einfachste das Herrlichste, und in der organischen ist es das Komplizierteste. Man sieht also, daß beide Welten ganz verschiedene Tendenzen haben, und daß von der einen zur andern keineswegs ein stufenartiges Fortschreiten stattfindet.“

Ich merkte mir dieses als von großer Bedeutung.

Donnerstag, den 24. Februar 1831.

Ich lese Goethes Aufsatz über Zahn in den ‚Wiener Jahrbüchern‘, den ich bewundere, indem ich die Prämissen bedenke, die es voraussetzte, um ihn zu schreiben.

Bei Tisch erzählt mir Goethe, daß Soret bei ihm gewesen, und daß sie in der Übersetzung der ‚Metamorphose‘ einen hübschen Fortschritt gemacht.

„Das Schwierige bei der Natur“, sagte Goethe, „ist: das Gesetz auch da zu sehen, wo es sich uns verbirgt, und sich nicht durch Erscheinungen irre machen zu lassen, die unsern Sinnen widersprechen. Denn es widerspricht in der Natur manches den Sinnen und ist doch wahr. Daß die Sonne stillstehe, daß sie nicht auf- und untergehe, sondern daß die Erde sich täglich in undenkbarer Geschwindigkeit herumwälze, widerspricht den Sinnen so stark wie etwas, aber doch zweifelt kein Unterrichteter, daß es so sei. Und so kommen auch widersprechende Erscheinungen im Pflanzenreiche vor, wobei man sehr auf seiner Hut sein muß, sich dadurch nicht auf falsche Wege leiten zu lassen.“

Sonnabend, den 26. Februar 1831.

Ich las heute viel in Goethes ‚Farbenlehre‘ und freute mich, zu bemerken, daß ich diese Jahre her durch vielfache Übung mit den Phänomenen in das Werk so hineingewachsen, um jetzt seine großen Verdienste mit einiger Klarheit empfinden zu können. Ich bewundere, was es gekostet hat, ein solches Werk zusammenzubringen, indem mir nicht bloß die letzten Resultate erscheinen, sondern indem ich tiefer blicke, was alles durchgemacht worden, um zu festen Resultaten zu gelangen.

Nur ein Mensch von großer moralischer Kraft konnte das durchführen, und wer es ihm nachtun wollte, müßte

sich daran sehr hoch hinaufbringen. Alles Unzarte, Unwahre, Egoistische würde aus der Seele verschwinden müssen, oder die reine wahre Natur würde ihn verschmähen. Bedächten dieses die Menschen, so würden sie gern einige Jahre ihres Lebens daran wenden und den Kreis einer solchen Wissenschaft auf solche Weise durchmachen, um daran Sinne, Geist und Charakter zu prüfen und zu erbauen. Sie würden Respekt vor dem Geseglichen gewinnen und dem Göttlichen so nahe treten, als es einem irdischen Geiste überall nur möglich.

Dagegen beschäftigt man sich viel zu viel mit Poesie und übersinnlichen Mysterien, welches subjektive, nachgiebige Dinge sind, die an den Menschen weiter keine Anforderungen machen, sondern ihm schmeicheln und im günstigen Falle ihn lassen, wie er ist.

In der Poesie ist nur das wahrhaft Große und Kleine förderlich, was wiederum wie eine zweite Natur dasteht und uns entweder zu sich heraufhebt, oder uns verschmäht. Eine mangelhafte Poesie hingegen entwickelt unsere Fehler, indem wir die ansteckenden Schwächen des Poeten in uns aufnehmen. Und zwar in uns aufnehmen, ohne es zu wissen, weil wir das unserer Natur Zusagende nicht für mangelhaft erkennen.

Um aber in der Poesie aus Gutem wie aus Schlechtem einigen Vorteil zu ziehen, müßte man bereits auf einer sehr hohen Stufe stehen und ein solches Fundament besitzen, um dergleichen Dinge als außer uns liegende Gegenstände zu betrachten.

Deshalb lobe ich mir den Verkehr mit der Natur, die unsere Schwächen auf keine Weise begünstigt, und die entweder etwas aus uns macht, oder überall nichts mit uns zu tun hat.

Montag, den 28. Februar 1831.

Ich beschäftige mich den ganzen Tag mit dem Manuscript des vierten Bandes von Goethes 'Leben', das er mir gestern zusandte, um zu prüfen, was daran etwa noch zu tun sein möchte. Ich bin glücklich über dieses Werk, indem ich bedenke, was es schon ist und was es noch werden kann. Einige Bücher erscheinen ganz vollendet und lassen nichts Weiteres wünschen. An andern dagegen ist noch ein gewisser Mangel an Kongruenz wahrzunehmen, welches daher entstanden sein mag, daß zu sehr verschiedenen Epochen daran ist gearbeitet worden.

Dieser ganze vierte Band ist sehr verschieden von den drei früheren. Jene sind durchaus fortschreitend in einer gewissen gegebenen Richtung, so daß denn auch der Weg durch viele Jahre geht. Bei diesem dagegen scheint die Zeit kaum zu rücken, auch sieht man kein entschiedenes Bestreben der Hauptperson. Manches wird unternommen, aber nicht vollendet, manches gewollt, aber anders geleitet: und so empfindet man überall eine heimlich einwirkende Gewalt, eine Art von Schicksal, das mannigfaltige Fäden zu einem Gewebe aufzieht, das erst künftige Jahre vollenden sollen.

Es war daher in diesem Bande am Ort, von jener geheimen problematischen Gewalt zu reden, die alle empfinden, die kein Philosoph erklärt, und über die der Religiöse sich mit einem tröstlichen Worte hinaushilft.

Goethe nennt dieses unaussprechliche Welt- und Lebensrätzel das Dämonische, und indem er sein Wesen bezeichnet, fühlen wir, daß es so ist, und es kommt uns vor, als würden vor gewissen Hintergründen unseres Lebens die Vorhänge weggezogen. Wir glauben weiter und deutlicher zu sehen, werden aber bald gewahr, daß der Gegen-

stand zu groß und mannigfaltig ist, und daß unsere Augen nur bis zu einer gewissen Grenze reichen.

Der Mensch ist überall nur für das Kleine geboren, und er begreift nur und hat nur Freude an dem, was ihm bekannt ist. Ein großer Kenner begreift ein Gemälde, er weiß das verschiedene Einzelne dem ihm bekannten Allgemeinen zu verknüpfen, und das Ganze wie das Einzelne ist ihm lebendig. Er hat auch keine Vorliebe für gewisse einzelne Teile, er fragt nicht, ob ein Gesicht garstig oder schön, ob eine Stelle hell oder dunkel, sondern er fragt, ob alles an seinem Ort stehe und gesellig und recht sei. Führen wir aber einen Unkundigen vor ein Gemälde von einigem Umfang, so werden wir sehen, wie ihn das Ganze unberührt läßt oder verwirrt, wie einzelne Teile ihn anziehen, andere ihn abstoßen, und wie er am Ende bei ihm bekannten ganz kleinen Dingen stehen bleibt, indem er etwa lobt, wie doch dieser Helm und diese Feder so gut gemacht sei.

Im Grunde aber spielen wir Menschen vor dem großen Schicksalsgemälde der Welt mehr oder weniger alle die Rolle dieses Unkundigen. Die Lichtpartien, das Anmutige zieht uns an, die schattigen und widerwärtigen Stellen stoßen uns zurück, das Ganze verwirrt uns, und wir suchen vergebens nach der Idee eines einzigen Wesens, dem wir so Widersprechendes zuschreiben.

Nun kann wohl einer in menschlichen Dingen ein großer Kenner werden, indem es denkbar ist, daß er sich die Kunst und das Wissen eines Meisters vollkommen aneigne, allein in göttlichen Dingen könnte es nur ein Wesen, das dem Höchsten selber gleich wäre. Ja und wenn nun dieses uns solche Geheimnisse überliefern und offenbaren wollte, so würden wir sie nicht zu fassen und

nichts damit anzufangen wissen, und wir würden wiederum jenem Unkundigen vor dem Gemälde gleichen, dem der Kenner seine Prämissen, nach denen er urtheilt, durch alles Einreden nicht mitzuteilen imstande wäre.

In dieser Hinsicht ist es denn schon ganz recht, daß alle Religionen nicht unmittelbar von Gott selber gegeben worden, sondern daß sie, als das Werk vorzüglicher Menschen, für das Bedürfnis und die Faplichkeit einer großen Masse ihresgleichen berechnet sind.

Wären sie ein Werk Gottes, so würde sie niemand begreifen; da sie aber ein Werk der Menschen sind, so sprechen sie das Unerforschliche nicht aus.

Die Religion der hochgebildeten alten Griechen kam nicht weiter, als daß sie einzelne Äußerungen des Unerforschlichen durch besondere Gottheiten versinnlichte. Da aber solche Einzelheiten beschränkte Wesen waren und im Ganzen des Zusammenhangs eine Lücke blieb, so erfanden sie die Idee des Fatums, das sie über alle setzten, wodurch denn, da dieses wiederum ein vielseitig Unerforschliches blieb, die Angelegenheit mehr abgetan als abgeschlossen wurde.

Christus dachte einen alleinigen Gott, dem er alle die Eigenschaften beilegte, die er in sich selbst als Vollkommenheiten empfand. Er ward das Wesen seines eigenen schönen Innern, voll Güte und Liebe wie er selber, und ganz geeignet, daß gute Menschen sich ihm vertrauensvoll hingeben und diese Idee, als die süßeste Verknüpfung nach oben, in sich aufnehmen.

Da nun aber das große Wesen, welches wir die Gottheit nennen, sich nicht bloß im Menschen, sondern auch in einer reichen gewaltigen Natur und in mächtigen Weltbegebenheiten ausspricht, so kann auch natürlich eine nach

menschlichen Eigenschaften von ihm gebildete Vorstellung nicht ausreichen, und der Aufmerkende wird bald auf Unzulänglichkeiten und Widersprüche stoßen, die ihn in Zweifel, ja in Verzweiflung bringen, wenn er nicht entweder klein genug ist, sich durch eine künstliche Ausrede beschwichtigen zu lassen, oder groß genug, sich auf den Standpunkt einer höheren Ansicht zu erheben.

Einen solchen Standpunkt fand Goethe früh in Spinoza, und er erkennt mit Freuden, wie sehr die Ansichten dieses großen Denkers den Bedürfnissen seiner Jugend gemäß gewesen. Er fand in ihm sich selber, und so konnte er sich auch an ihm auf das schönste befestigen.

Und da nun solche Ansichten nicht subjektiver Art waren, sondern in den Werken und Äußerungen Gottes durch die Welt ein Fundament hatten, so waren es nicht Schalen, die er bei seiner eigenen spätern tiefen Welt- und Naturforschung als unbrauchbar abzuwerfen in den Fall kam, sondern es war das anfängliche Keimen und Wurzeln einer Pflanze, die durch viele Jahre in gleich gesunder Richtung fortwuchs und sich zuletzt zu der Blüte einer reichen Erkenntnis entfaltete.

Widersacher haben ihn oft beschuldigt, er habe keinen Glauben. Er hatte aber bloß den ihrigen nicht, weil er ihm zu klein war. Wollte er den seinigen aussprechen, so würden sie erstaunen, aber sie würden nicht fähig sein, ihn zu fassen.

Goethe selbst aber ist weit entfernt zu glauben, daß er das höchste Wesen erkenne, wie es ist. Alle seine schriftlichen und mündlichen Äußerungen gehen darauf hin, daß es ein Unerforschliches sei, wovon der Mensch nur annähernde Spuren und Ahnungen habe.

Übrigens ist die Natur und sind wir Menschen alle

vom Göttlichen so durchdrungen, daß es uns hält, daß wir darin leben, weben und sind, daß wir nach ewigen Gesetzen leiden und uns freuen, daß wir sie ausüben und daß sie an uns ausgeübt werden, gleichviel ob wir sie erkennen oder nicht.

Schmeckt doch dem Kinde der Kuchen, ohne daß es vom Bäcker weiß, und dem Sperling die Kirsche, ohne daß er daran denkt, wie sie gewachsen ist.

Mittwoch, den 2. März 1831.

Heute bei Goethe zu Tisch kam das Gespräch bald wieder auf das Dämonische, und er fügte zu dessen näherer Bezeichnung noch folgendes hinzu.

„Das Dämonische“, sagte er, „ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen.“

„Napoleon“, sagte ich, „scheint dämonischer Art gewesen zu sein.“

„Er war es durchaus“, sagte Goethe, „im höchsten Grade, so daß kaum ein anderer ihm zu vergleichen ist. Auch der verstorbene Großherzog war eine dämonische Natur, voll unbegrenzter Tatkraft und Unruhe, so daß sein eigenes Reich ihm zu klein war, und das größte ihm zu klein gewesen wäre. Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter.“

„Erscheint nicht auch“, sagte ich, „das Dämonische in den Begebenheiten?“

„Ganz besonders“, sagte Goethe, „und zwar in allen, die wir durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen vermögen. Überhaupt manifestiert es sich auf die verschiedenste Weise in der ganzen Natur, in der unsichtbaren wie in der sichtbaren. Manche Geschöpfe sind ganz

dämonischer Art, in manchen sind Teile von ihm wirksam.“

„Hat nicht auch“, sagte ich, „der Mephistopheles dämonische Züge?“

„Nein,“ sagte Goethe; „der Mephistopheles ist ein viel zu negatives Wesen, das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Tatkraft.“

„Unter den Künstlern“, fuhr Goethe fort, „findet es sich mehr bei Musikern, weniger bei Malern. Bei Paganini zeigt es sich im hohen Grade, wodurch er denn auch so große Wirkungen hervorbringt.“

Ich war sehr erfreut über alle diese Bezeichnungen, wodurch es mir nun deutlicher wurde, was Goethe sich unter dem Begriff des Dämonischen dachte.

Wir reden sodann viel über den vierten Band, und Goethe bittet mich, aufzuzeichnen, was noch daran möchte zu tun sein.

Donnerstag, den 3. März 1831.

Mittags mit Goethe. Er sah einige architektonische Hefte durch und meinte, es gehöre einiger Übermut dazu, Paläste zu bauen, indem man nie sicher sei, wie lange ein Stein auf dem andern bleiben würde. „Wer in Zelten leben kann,“ sagte er, „steht sich am besten. Oder wie gewisse Engländer tun, die von einer Stadt und einem Wirtshaus ins andere ziehen und überall eine hübsche Tafel gedeckt finden.“

Sonntag, den 6. März 1831.

Mit Goethe zu Tisch in mancherlei Unterhaltungen. Wir reden auch von Kindern und deren Unarten, und er vergleicht sie den Stengelblättern einer Pflanze, die

nach und nach von selber abfallen, und wobei man es nicht so genau und so strenge zu nehmen brauche.

„Der Mensch“, sagte er, „hat verschiedene Stufen, die er durchlaufen muß, und jede Stufe führt ihre besonderen Tugenden und Fehler mit sich, die in der Epoche, wo sie kommen, durchaus als naturgemäß zu betrachten und gewissermaßen recht sind. Auf der folgenden Stufe ist er wieder ein anderer, von den früheren Tugenden und Fehlern ist keine Spur mehr, aber andere Arten und Unarten sind an deren Stelle getreten. Und so geht es fort, bis zu der letzten Verwandlung, von der wir noch nicht wissen, wie wir sein werden.“

Zum Nachtschisch las Goethe mir sodann einige seit 1775 sich erhaltene Fragmente von „Hanswursts Hochzeit“. Kilian Brustfleck eröffnet das Stück mit einem Monolog, worin er sich beklagt, daß ihm Hanswursts Erziehung trotz aller Mühe so schlecht geglückt sei. Die Szene sowie alles übrige war ganz im Tone des „Faust“ geschrieben. Eine gewaltige produktive Kraft bis zum Übermut sprach sich in jeder Zeile aus, und ich bedauerte bloß, daß es so über alle Grenzen hinausgehe, daß selbst die Fragmente sich nicht mittheilen lassen. Goethe las mir darauf den Zettel der im Stück spielenden Personen, die fast drei Seiten füllten und sich gegen hundert belaufen mochten. Es waren alle erdenklichen Schimpfnamen, mitunter von der derbsten lustigsten Sorte, so daß man nicht aus dem Lachen kam. Manche gingen auf körperliche Fehler und zeichneten eine Figur dermaßen, daß sie lebendig vor die Augen trat; andere deuteten auf die mannigfaltigsten Unarten und Laster und ließen einen tiefen Blick in die Breite der unsittlichen Welt voraussetzen. Wäre das Stück zustande gekommen, so hätte man die Erfindung bewun-

bern müssen, der es geglückt, so mannigfaltige symbolische Figuren in eine einzige lebendige Handlung zu verknüpfen.

„Es war nicht zu denken, daß ich das Stück hätte fertigmachen können,“ sagte Goethe, „indem es einen Gipfel von Mutwillen voraussetzte, der mich wohl augenblicklich anwandelte, aber im Grunde nicht in dem Ernst meiner Natur lag und auf dem ich mich also nicht halten konnte. Und dann sind in Deutschland unsere Kreise zu beschränkt, als daß man mit so etwas hätte hervortreten können. Auf einem breiten Terrain wie Paris mag dergleichen sich herumtummeln, sowie man auch dort wohl ein Vêranger sein kann, welches in Frankfurt oder Weimar gleichfalls nicht zu denken wäre.“

Dienstag, den 8. März 1831.

Heute mit Goethe zu Tisch erzählte er mir zunächst, daß er den ‚Ivanhoe‘ lese. „Walter Scott ist ein großes Talent,“ sagte er, „daß nicht seinesgleichen hat, und man darf sich billig nicht verwundern, daß er auf die ganze Lesewelt so außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Er gibt mir viel zu denken, und ich entdecke in ihm eine ganz neue Kunst, die ihre eigenen Gesetze hat.“

Wir sprachen sodann über den vierten Band der Biographie und waren im Hin- und Widerreden über das Dämonische begriffen, ehe wir es uns versahen.

„In der Poesie“, sagte Goethe, „ist durchaus etwas Dämonisches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so über alle Begriffe wirkt.“

„Desgleichen ist es in der Musik im höchsten Grade, denn sie steht so hoch, daß kein Verstand ihr beikommen

kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die alles beherrscht und von der niemand imstande ist, sich Rechenschaft zu geben. Der religiöse Kultus kann sie daher auch nicht entbehren; sie ist eins der ersten Mittel, um auf die Menschen wunderbar zu wirken.

„So wirft sich auch das Dämonische gern in bedeutende Individuen, vorzüglich wenn sie eine hohe Stellung haben, wie Friedrich und Peter der Große.

„Beim verstorbenen Großherzog war es in dem Grade, daß niemand ihm widerstehen konnte. Er übte auf die Menschen eine Anziehung durch seine ruhige Gegenwart, ohne daß er sich eben gütig und freundlich zu erweisen brauchte. Alles, was ich auf seinen Rat unternahm, glückte mir, so daß ich in Fällen, wo mein Verstand und meine Vernunft nicht hinreichte, ihn nur zu fragen brauchte, was zu tun sei, wo er es denn instinktmäßig aussprach und ich immer im voraus eines guten Erfolgs gewiß sein konnte.

„Ihm wäre zu gönnen gewesen, daß er sich meiner Ideen und höheren Bestrebungen hätte bemächtigen können; denn wenn ihn der dämonische Geist verließ und nur das Menschliche zurückblieb, so wußte er mit sich nichts anzufangen, und er war übel daran.

„Auch in Byron mag das Dämonische in hohem Grade wirksam gewesen sein, weshalb er auch die Attraktiva in großer Masse besaß, so daß ihm denn besonders die Frauen nicht haben widerstehen können.“

„In die Idee vom Göttlichen“, sagte ich versuchend, „scheint die wirkende Kraft, die wir das Dämonische nennen, nicht einzugehen.“

„Liebes Kind,“ sagte Goethe, „was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unsere

engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen! Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, so würde ich doch noch zu kurz kommen und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften noch nichts gesagt haben."

Mittwoch, den 9. März 1831.

Goethe fuhr heute fort mit der höchsten Anerkennung über Walter Scott zu reden.

"Man liest viel zu viel geringe Sachen," sagte er, "womit man die Zeit verdirbt und wovon man weiter nichts hat. Man sollte eigentlich immer nur das lesen, was man bewundert, wie ich in meiner Jugend tat, und wie ich es nun an Walter Scott erfahre. Ich habe jetzt den ‚Rob Roy‘ angefangen und will so seine besten Romane hintereinander durchlesen. Da ist freilich alles groß, Stoff, Gehalt, Charaktere, Behandlung, und dann der unendliche Fleiß in den Vorstudien, sowie in der Ausführung die große Wahrheit des Details! Man sieht aber, was die englische Geschichte ist, und was es sagen will, wenn einem tüchtigen Poeten eine solche Erbschaft zuteil wird. Unsere deutsche Geschichte in fünf Bänden ist dagegen eine wahre Armut, so daß man auch nach dem ‚Göz von Berlichingen‘ sogleich ins Privatleben ging und eine ‚Agnes Bernauerin‘ und einen ‚Otto von Wittelsbach‘ schrieb, womit freilich nicht viel getan war."

Ich erzählte, daß ich ‚Daphnis und Chloë‘ lese, und zwar in der Übersetzung von Courier. „Das ist auch ein Meisterstück," sagte Goethe, „daß ich oft gelesen und bewundert habe, worin Verstand, Kunst und Geschmack auf ihrem höchsten Gipfel erscheinen, und wogegen der gute Virgil freilich ein wenig zurücktritt. Das landschaftliche

Lokal ist ganz im Poussinschen Stil und erscheint hinter den Personen mit sehr wenigen Zügen vollendet.

„Sie wissen, Courier hat in der Bibliothek zu Florenz eine neue Handschrift gefunden mit der Hauptstelle des Gedichts, welche die bisherigen Ausgaben nicht hatten. Nun muß ich bekennen, daß ich immer das Gedicht in seiner mangelhaften Gestalt gelesen und bewundert habe, ohne zu fühlen und zu bemerken, daß der eigentliche Gipfel fehlte. Es mag aber dieses für die Vortrefflichkeit des Gedichts zeugen, indem das Gegenwärtige uns so befriedigte, daß man an ein Abwesendes gar nicht dachte.“

Nach Tisch zeigte Goethe mir eine von Coudray gezeichnete höchst geschmackvolle Tür des Dornburger Schlosses, mit einer lateinischen Inschrift, ungefähr dahin lautend, daß der Einkehrende freundlich empfangen und bewirtet werden solle und man dem Vorbeiziehenden die glücklichsten Pfade wünsche.

Goethe hatte diese Inschrift in ein deutsches Distichon verwandelt und als Motto über einen Brief gesetzt, den er im Sommer 1828 nach dem Tode des Großherzogs bei seinem Aufenthalte in Dornburg an den Obersten von Beulwitz geschrieben. Ich hatte von diesem Briefe damals viel im Publikum reden hören, und es war mir nun sehr lieb, daß Goethe mir ihn heute mit jener gezeichneten Tür vorlegte.

Ich las den Brief mit großem Interesse und hatte daran zu bewundern, wie er die Lokalität des Dornburger Schlosses sowohl als das untere Terrain im Tale benutzte, um daran die größten Ansichten zu knüpfen, und zwar Ansichten solcher Art, um den Menschen nach einem erlittenen großen Verlust durchaus wieder aufzurichten und auf die frischesten Füße zu stellen.

Ich war über diesen Brief sehr glücklich, indem ich für mich bemerkte, daß man nach einem guten Stoff nicht weit zu reisen brauche, sondern daß alles auf einen tüchtigen Gehalt im Innern des Dichters ankomme, um aus den geringsten Anlässen etwas Bedeutendes zu machen.

Goethe legte den Brief und die Zeichnung in eine besondere Mappe zusammen, um beides für die Zukunft zu erhalten.

Donnerstag, den 10. März 1831.

Ich las heute mit dem Prinzen Goethes Novelle vom Tiger und Löwen, worüber der Prinz sehr glücklich war, indem er den Effekt einer großen Kunst empfand, und ich nicht weniger glücklich, indem ich in das geheime Gewebe einer vollendeten Komposition deutlich hineinsah. Ich empfand daran eine gewisse Allgegenwart des Gedankens, welches daher entstanden sein mag, daß der Dichter den Gegenstand so viele Jahre in seinem Innern hegte und dadurch so sehr Herr seines Stoffes ward, daß er das Ganze wie das Einzelne in höchster Klarheit zugleich übersehen und jede einzelne Partie geschickt dahin stellen konnte, wo sie für sich notwendig war und zugleich das Kommende vorbereitete und darauf hinwirkte. Nun bezieht sich alles vorwärts und rückwärts und ist zugleich an seiner Stelle recht, so daß man als Komposition sich nicht leicht etwas Vollkommeneres denken kann. Indem wir weiter lasen, empfand ich den lebhaften Wunsch, daß Goethe selbst dieses Juwel einer Novelle als ein fremdes Werk möchte betrachten können. Zugleich bedachte ich, daß der Umfang des Gegenstandes gerade ein sehr günstiges Maß habe, sowohl für den Poeten, um alles flug durcheinander zu verarbeiten, als für den Leser, um

dem Ganzen wie dem Einzelnen mit einiger Vernunft wieder beizukommen.

Freitag, den 11. März 1831.

Mit Goethe zu Tisch in mannigfaltigen Gesprächen. „Bei Walter Scott“, sagte er, „ist es eigen, daß eben sein großes Verdienst in Darstellung des Details ihn oft zu Fehlern verleitet. So kommt im ‚Ivanhoe‘ eine Szene vor, wo man nachts in der Halle eines Schlosses zu Tisch sitzt und ein Fremder hereintritt. Nun ist es zwar recht, daß er den Fremden von oben herab beschrieben hat, wie er aussieht und wie er gekleidet ist, allein es ist ein Fehler, daß er auch seine Füße, seine Schuhe und Strümpfe beschreibt. Wenn man abends am Tisch sitzt und jemand hereintritt, so sieht man nur seinen obern Körper. Beschreibe ich aber die Füße, so tritt sogleich das Licht des Tages herein und die Szene verliert ihren nächtlichen Charakter.“

Ich fühlte das Überzeugende solcher Worte und merkte sie mir für künftige Fälle.

Goethe fuhr sodann fort mit großer Bewunderung über Walter Scott zu reden. Ich ersuchte ihn, seine Ansichten zu Papier zu bringen, welches er jedoch mit dem Bemerken ablehnte, daß die Kunst in jenem Schriftsteller so hoch stehe, daß es schwer sei, sich darüber öffentlich mitzuteilen.

Montag, den 14. März 1831.

Mit Goethe zu Tisch, mit dem ich mancherlei berede. Ich muß ihm von der ‚Stummen von Portici‘ erzählen, die vorgestern gegeben worden, und es kommt zur Sprache, daß darin eigentlich gegründete Motive zu einer Revo-

lution gar nicht zur Anschauung gebracht worden, welches jedoch den Leuten gefalle, indem nun jeder in die leer gelassene Stelle das hineintrage, was ihm selber in seiner Stadt und seinem Lande nicht behagen mag. „Die ganze Oper“, sagte Goethe, „ist im Grunde eine Satire auf das Volk, denn wenn es den Liebeshandel eines Fischermädchens zur öffentlichen Angelegenheit macht und den Fürsten einen Tyrannen nennt, weil er eine Fürstin heiratet, so erscheint es doch wohl so absurd und so lächerlich wie möglich.“

Zum Nachtisch zeigte Goethe mir Zeichnungen nach Berliner Lebensarten, worunter die heitersten Dinge vorkommen, und woran die Mäßigkeit des Künstlers gelobt wurde, der an die Karikatur nur heran-, aber nicht wirklich hineingegangen.

Dienstag, den 15. März 1831.

Ich beschäftige mich den ganzen Morgen mit dem Manuskript des vierten Bandes von ‚Wahrheit und Dichtung‘ und schreibe darüber folgende Notiz an Goethe:

Das zweite, vierte und fünfte Buch sind als vollendet anzusehen, bis auf einige Kleinigkeiten, die bei einer letzten Durchsicht sehr leicht werden abzutun sein.

Über das erste und dritte Buch folgen hier einige Bemerkungen.

Erstes Buch.

Die Erzählung von Jungs verunglückter Augenkur ist von so ernster Bedeutung, daß es die Menschen auf innere tiefe Betrachtungen führt, und daß, wenn in Gesellschaft erzählt, darauf sicherlich eine Pause im Gespräch entstehen würde. Ich rate daher, das erste Buch damit zu schließen, damit auch auf solche Weise eine Art von Pause eintrete.

Die artigen Anekdoten vom Feuer in der Judengasse und Schlittschuhlaufen im roten Samtpelz der Mutter, die jetzt am Ende des ersten Buches liegen und da nicht an passender Stelle sind, würden sehr schicklich dort zu verknüpfen sein, wo von dem bewußtlosen, ganz unvorbedachten poetischen Produzieren die Rede ist. Denn jene Fälle deuten auf einen ähnlichen glücklichen Zustand des Gemüths, das auch handelnd sich nicht lange fragt und besinnt, was zu tun sei, sondern schon getan hat, ehe noch der Gedanke kommt.

Drittes Buch.

Dieses würde nach der Verabredung dasjenige aufnehmen, was über den äußeren politischen Zustand von 1775 sowie über den inneren von Deutschland, die Bildung des Adels usw., noch zu diktieren sein möchte.

Was über ‚Hanswursts Hochzeit‘ sowie über andere zustande gekommene und nicht zustande gekommene poetische Unternehmungen zu sagen wäre, könnte, im Fall es sich in dem bereits sehr starken vierten Buche nicht besser anschlüsse oder vielleicht gar dort den sehr gut verknüpften Zusammenhang unterbräche, sich gleichfalls diesem dritten Buche anfügen.

Ich habe alle Schemata und Fragmente zu diesem Zweck im dritten Buche zusammengelegt und wünsche nun Glück und Neigung, auch dieses noch Fehlende mit frischem Geist und gewohnter Anmut zu diktieren. E.

Mittags zu Tisch mit dem Prinzen und Herrn Soret. Wir reden viel über Courier und sodann über den Schluß von Goethes Novelle, wobei ich die Bemerkung mache, daß Gehalt und Kunst darin viel zu hoch stehen, als daß

die Menschen wüßten, was sie damit anzufangen haben. Man will immer wieder hören und wieder sehen, was man schon einmal gehört und gesehen hat; und wie man gewohnt ist, die Blume Poesie in durchaus poetischen Gefilden anzutreffen, so ist man in diesem Falle erstaunt, sie aus einem durchaus realen Boden hervorstechen zu sehen. In der poetischen Region läßt man sich alles gefallen und ist kein Wunder zu unerhört, als daß man es nicht glauben möchte; hier aber in diesem hellen Lichte des wirklichen Tages macht uns das Geringste stutzen, was nur ein wenig vom gewöhnlichen Gange der Dinge abweicht, und von tausend Wundern umgeben, an die wir gewohnt sind, ist uns ein einziges unbequem, das uns bis jetzt neu war. Auch fällt es dem Menschen durchaus nicht schwer, an Wunder einer früheren Zeit zu glauben; allein einem Wunder, das heute geschieht, eine Art von Realität zu geben und es neben dem sichtbar Wirklichen als eine höhere Wirklichkeit zu verehren, dieses scheint nicht mehr im Menschen zu liegen, oder wenn es in ihm liegt, durch Erziehung ausgetrieben zu werden. Unser Jahrhundert wird daher auch immer prosaischer werden, und es wird mit der Abnahme des Verkehrs und Glaubens an das Übersinnliche alle Poesie auch immer mehr verschwinden.

Zu dem Schluß von Goethes Novelle wird im Grunde weiter nichts verlangt als die Empfindung, daß der Mensch von höheren Wesen nicht ganz verlassen sei, daß sie ihn vielmehr im Auge haben, an ihm teilnehmen und in der Not ihm helfend zur Seite sind.

Dieser Glaube ist etwas so Natürliches, daß er zum Menschen gehört, daß er einen Bestandteil seines Wesens ausmacht, und, als das Fundament aller Religion, allen

Völkern angeboren ist. In den ersten menschlichen Anfängen zeigt er sich stark; er weicht aber auch der höchsten Kultur nicht, so daß wir ihn unter den Griechen noch groß in Plato sehen und zuletzt noch ebenso glänzend in dem Verfasser von ‚Daphnis und Chloe‘. In diesem lebenswürdigen Gedicht waltet das Göttliche unter der Form von Pan und den Nymphen, die an frommen Hirten und Liebenden teilnehmen, welche sie am Tage schützen und retten, und denen sie nachts im Traum erscheinen und ihnen sagen, was zu tun sei. In Goethes Novelle ist dieses behütende Unsichtbare unter der Form des Ewigen und der Engel gedacht, die einst in der Grube unter grimmigen Löwen den Propheten bewahrten, und die hier in der Nähe eines ähnlichen Ungeheuers ein gutes Kind schützend umgeben. Der Löwe zerreißt den Knaben nicht, er zeigt sich vielmehr sanft und willig; denn die in alle Ewigkeit fort tätigen höheren Wesen sind vermittelnd im Spiele.

Damit aber dieses einem ungläubigen neunzehnten Jahrhundert nicht zu wunderbar erscheine, so benutzt der Dichter noch ein zweites mächtiges Motiv, nämlich das der Musik, deren magische Gewalt die Menschen von den ältesten Zeiten her empfunden haben, und von der auch wir uns noch täglich beherrschen lassen, ohne zu wissen, wie uns geschieht.

Und wie nun Orpheus durch eine solche Magie alle Tiere des Waldes zu sich heranzog, und in dem letzten griechischen Dichter ein junger Hirt mit seiner Flöte die Ziegen leitet, so daß sie auf verschiedene Melodien sich zerstreuen und versammeln, vor dem Feinde fliehen und ruhig hinweiden, so übt auch in Goethes Novelle die Musik auf den Löwen ihre Macht aus, indem das gewaltige Tier

den Melodien der süßen Flöte nachgeht und überall folgt, wohin die Unschuld des Knaben ihn leiten will.

Indem ich nun über so unerklärliche Dinge mit verschiedenen Leuten gesprochen, habe ich die Bemerkung gemacht, daß der Mensch von seinen trefflichen Vorzügen so sehr eingenommen ist, daß er sie den Göttern beizulegen gar kein Bedenken trägt, allein den Tieren daran einen Anteil zu vergönnen sich nicht gerne entschließen mag.

Mittwoch, den 16. März 1831.

Mit Goethe zu Tisch, dem ich das Manuskript vom vierten Band seines ‚Lebens‘ zurückbringe und darüber mancherlei Gespräche habe.

Wir reden auch über den Schluß des ‚Tell‘, und ich gebe mein Verwundern zu erkennen, wie Schiller den Fehler habe machen können, seinen Helden durch das unedle Benehmen gegen den flüchtigen Herzog von Schwaben so herabsinken zu lassen, indem er über diesen ein hartes Gericht hält, während er sich selbst mit seiner eigenen Tat brüstet.

„Es ist kaum begreiflich,“ sagte Goethe; „allein Schiller war dem Einfluß von Frauen unterworfen wie andere auch, und wenn er in diesem Fall so fehlen konnte, so geschah es mehr aus solchen Einwirkungen als aus seiner eigenen guten Natur.“

Freitag, den 18. März 1831.

Mit Goethe zu Tisch. Ich bringe ihm ‚Daphnis und Chloë‘, welches er einmal wieder zu lesen wünscht.

Wir reden über höhere Maximen, und ob es gut und ob es möglich sei, sie anderen Menschen zu überliefern. „Die Anlage, das Höhere aufzunehmen,“ sagte Goethe,

„ist sehr selten, und man tut daher im gewöhnlichen Leben immer wohl, solche Dinge für sich zu behalten und davon nur so viel hervorzukehren, als nötig ist, um gegen die anderen in einiger Advantage zu sein.“

Wir berühren sodann den Punkt, daß viele Menschen, besonders Kritiker und Poeten, das eigentlich Große ganz ignorieren und dagegen auf das Mittlere einen außerordentlichen Wert legen.

„Der Mensch“, sagte Goethe, „erkennt nur das an und preist nur das, was er selber zu machen fähig ist; und da nun gewisse Leute in dem Mittleren ihre eigentliche Existenz haben, so gebrauchen sie den Piff, daß sie das wirklich Tadelnswürdige in der Literatur, was jedoch immer einiges Gute haben mag, durchaus schelten und ganz tief herabsetzen, damit das Mittlere, was sie anpreisen, auf einer desto größeren Höhe erscheine.“

Ich merkte mir dieses, damit ich wissen möchte, was ich von dergleichen Verfahren künftig zu denken.

Wir sprachen sodann von der ‚Farbenlehre‘, und daß gewisse deutsche Professoren noch immer fortfahren, ihre Schüler davor als vor einem großen Irrtum zu warnen.

„Es tut mir nur um manchen guten Schüler leid“, sagte Goethe, „mir selbst aber kann es völlig einerlei sein, denn meine Farbenlehre ist so alt wie die Welt und wird auf die Länge nicht zu verleugnen und beiseite zu bringen sein.“

Goethe erzählte mir sodann, daß er mit seiner neuen Ausgabe der ‚Metamorphose der Pflanzen‘ und Sorets immer besser gelingenden Übersetzung gut fortschreite. „Es wird ein merkwürdiges Buch werden“, sagte er, „indem darin die verschiedensten Elemente zu einem Ganzen verarbeitet werden. Ich lasse darin einige Stellen von

bedeutenden jungen Naturforschern eintreten, wobei es erfreulich ist, zu sehen, daß sich jetzt in Deutschland unter den Besseren ein so guter Stil gebildet hat, daß man nicht mehr weiß, ob der eine redet oder der andere. Das Buch macht mir indes mehr Mühe, als ich dachte; auch bin ich anfangs fast wider Willen in das Unternehmen hereingezogen, allein es herrschte dabei etwas Dämonisches ob, dem nicht zu widerstehen war."

"Sie haben wohlgetan," sagte ich, "solchen Einwirkungen nachzugeben, denn das Dämonische scheint so mächtiger Natur zu sein, daß es am Ende doch recht behält."

"Nur muß der Mensch", versetzte Goethe, "auch wiederum gegen das Dämonische recht zu behalten suchen, und ich muß im gegenwärtigen Fall dahin trachten, durch allen Fleiß und Mühe meine Arbeit so gut zu machen, als in meinen Kräften steht und die Umstände es mir anbieten. Es ist in solchen Dingen wie mit dem Spiel, was die Franzosen *Codille* nennen, wobei zwar die geworfenen Würfel viel entscheiden, allein wo es der Klugheit des Spielenden überlassen bleibt, nun auch die Steine im Brett geschickt zu setzen."

Ich verehrte dieses gute Wort und nahm es als eine treffliche Lehre an mein Herz, um danach zu handeln.

Sonntag, den 20. März 1831.

Goethe erzählte mir bei Tisch, daß er in diesen Tagen *Daphnis und Chloë* gelesen.

"Das Gedicht ist so schön," sagte er, "daß man den Eindruck davon, bei den schlechten Zuständen, in denen man lebt, nicht in sich behalten kann, und daß man immer von neuem erstaunt, wenn man es wieder liest. Es ist darin der hellste Tag, und man glaubt lauter herkulanische

Bilder zu sehen, sowie auch diese Gemälde auf das Buch zurückwirken und unserer Phantasie beim Lesen zu Hilfe kommen."

"Mir hat", sagte ich, "eine gewisse Abgeschlossenheit sehr wohl getan, worin alles gehalten ist. Es kommt kaum eine fremde Anspielung vor, die uns aus dem glücklichen Kreise herausführte. Von Gottheiten sind bloß Pan und die Nymphen wirksam, eine andere wird kaum genannt, und man sieht auch, daß das Bedürfnis der Hirten an diesen Gottheiten genug hat."

"Und doch, bei aller mäßigen Abgeschlossenheit," sagte Goethe, "ist darin eine vollständige Welt entwickelt. Wir sehen Hirten aller Art, Feldbautreibende, Gärtner, Winzer, Schiffer, Räuber, Krieger und vornehme Städter, große Herren und Leibeigene."

"Auch erblicken wir darin", sagte ich, "den Menschen auf allen seinen Lebensstufen, von der Geburt herauf bis ins Alter; auch alle häuslichen Zustände, wie die wechselnden Jahreszeiten sie mit sich führen, gehen an unseren Augen vorüber."

"Und nun die Landschaft!" sagte Goethe, "die mit wenigen Strichen so entschieden gezeichnet ist, daß wir in der Höhe hinter den Personen Weinberge, Äcker und Obstgärten sehen, unten die Weideplätze mit dem Fluß und ein wenig Waldung, sowie das ausgedehnte Meer in der Ferne. Und keine Spur von trüben Tagen, von Nebel, Wolken und Feuchtigkeit, sondern immer der blaueste reinste Himmel, die anmutigste Luft und ein beständig trockener Boden, so daß man sich überall nackt hinlegen möchte."

"Das ganze Gedicht", fuhr Goethe fort, "verrät die höchste Kunst und Kultur. Es ist so durchdacht, daß darin

kein Motiv fehlt und alle von der gründlichsten besten Art sind, wie z. B. das von dem Schatz bei dem stinkenden Delphin am Meeresufer. Und ein Geschmack und eine Vollkommenheit und Delikatesse der Empfindung, die sich dem Besten gleichstellt, das je gemacht worden! Alles Widerwärtige, was von außen in die glücklichen Zustände des Gedichts störend hereintritt, wie Überfall, Raub und Krieg, ist immer auf das schnellste abgetan und hinterläßt kaum eine Spur. Sodann das Laster erscheint im Gefolg der Städter, und zwar auch dort nicht in den Hauptpersonen, sondern in einer Nebenfigur, in einem Untergebenen. Das ist alles von der ersten Schönheit."

"Und dann", sagte ich, „hat mir so wohl gefallen, wie das Verhältnis der Herren und Diener sich ausdrückt. In ersteren die humanste Behandlung, und in letzteren bei aller naiven Freiheit doch der große Respekt und das Bestreben, sich bei dem Herrn auf alle Weise in Gunst zu setzen. So sucht denn auch der junge Städter, der sich dem Daphnis durch das Ansinnen einer unnatürlichen Liebe verhaßt gemacht hat, sich bei diesem, da er als Sohn des Herrn erkannt ist, wieder in Gnade zu bringen, indem er den Ochsenhirten die geraubte Chloë auf eine kühne Weise wieder abjagt und zu Daphnis zurückführt."

"In allen diesen Dingen", sagte Goethe, „ist ein großer Verstand; so auch, daß Chloë gegen den beiderseitigen Willen der Liebenden, die nichts Besseres kennen, als nackt nebeneinander zu ruhen, durch den ganzen Roman bis ans Ende ihre Jungfrauschaft behält, ist gleichfalls vortrefflich und so schön motiviert, daß dabei die größten menschlichen Dinge zur Sprache kommen."

"Man müßte ein ganzes Buch schreiben, um alle großen Verdienste dieses Gedichts nach Würden zu schätzen. Man

tut wohl, es alle Jahr einmal zu lesen, um immer wieder daran zu lernen und den Eindruck seiner großen Schönheit aufs neue zu empfinden."

Montag, den 21. März 1831.

Wir sprachen über politische Dinge, über die noch immer fortwährenden Unruhen in Paris und den Wahn der jungen Leute, in die höchsten Angelegenheiten des Staates mit einwirken zu wollen.

"Auch in England", sagte ich, "haben die Studenten vor einigen Jahren bei Entscheidung der katholischen Frage durch Einreichung von Bittschriften einen Einfluß zu erlangen versucht, allein man hat sie ausgelacht und nicht weiter davon Notiz genommen."

"Das Beispiel von Napoleon", sagte Goethe, "hat besonders in den jungen Leuten von Frankreich, die unter jenem Helden heraufwuchsen, den Egoismus aufgeregt, und sie werden nicht eher ruhen, als bis wieder ein großer Despot unter ihnen aufsteht, in welchem sie das auf der höchsten Stufe sehen, was sie selber zu sein wünschen. Es ist nur das Schlimme, daß ein Mann wie Napoleon nicht so bald wieder geboren wird, und ich fürchte fast, daß noch einige hunderttausend Menschen daraufgehen, ehe die Welt wieder zur Ruhe kommt.

"An literarische Wirkung ist auf einige Jahre gar nicht zu denken, und man kann jetzt weiter nichts tun, als für eine friedlichere Zukunft im stillen manches Gute vorzubereiten."

Nach diesem wenigen Politischen waren wir bald wieder in Gesprächen über „Daphnis und Chloe“. Goethe lobte die Übersetzung von Courier als ganz vollkommen. „Courier hat wohl getan," sagte er, "die alte Über-

setzung von Amyot zu respektieren und beizubehalten und sie nur an einigen Stellen zu verbessern und zu reinigen und näher an das Original hinanzutreiben. Dieses alte Französisch ist so naiv und paßt so durchaus für diesen Gegenstand, daß man nicht leicht eine vollkommenere Übersetzung in irgend einer andern Sprache von diesem Buche machen wird."

Wir redeten sodann von Couriers eigenen Werken, von seinen kleinen Flugschriften und der Verteidigung des berühmten Tintenflecks auf dem Manuskript zu Florenz.

"Courier ist ein großes Naturtalent," sagte Goethe, "das Züge von Byron hat sowie von Beaumarchais und Diderot. Er hat von Byron die große Gegenwart aller Dinge, die ihm als Argument dienen, von Beaumarchais die große advokatische Gewandtheit, von Diderot das Dialektische; und zudem ist er so geistreich, daß man es nicht in höherem Grade sein kann. Von der Beschuldigung des Tintenflecks scheint er sich indes nicht ganz zu reinigen; auch ist er in seiner ganzen Richtung nicht positiv genug, als daß man ihn durchaus loben könnte. Er liegt mit der ganzen Welt im Streit, und es ist nicht wohl anzunehmen, daß nicht auch etwas Schuld und etwas Unrecht an ihm selber sein sollte."

Wir redeten sodann über den Unterschied des deutschen Begriffes von Geist und des französischen esprit. "Das französische esprit", sagte Goethe, "kommt dem nahe, was wir Deutschen Wiß nennen. Unser Geist würden die Franzosen vielleicht durch esprit und âme ausdrücken; es liegt darin zugleich der Begriff von Produktivität, welchen das französische esprit nicht hat."

"Voltaire", sagte ich, "hat doch nach deutschen Begriffen dasjenige, was wir Geist nennen. Und da nun

das französische esprit nicht hinreicht, was sagen nun die Franzosen?"

„In diesem hohen Falle“, sagte Goethe, „drücken sie es durch génie aus.“

„Ich lese jetzt einen Band von Diderot“, sagte ich, „und bin erstaunt über das außerordentliche Talent dieses Mannes. Und welche Kenntnisse, und welche Gewalt der Rede! Man sieht in eine große bewegte Welt, wo einer dem andern zu schaffen machte und Geist und Charakter so in beständiger Übung erhalten wurden, daß beide gewandt und stark werden mußten. Was aber die Franzosen im vorigen Jahrhundert in der Literatur für Männer hatten, erscheint ganz außerordentlich. Ich muß schon erstaunen, wie ich nur eben hineinblicke.“

„Es war die Metamorphose einer hundertjährigen Literatur,“ sagte Goethe, „die seit Ludwig dem Vierzehnten heranwuchs und zuletzt in voller Blüte stand. Voltaire hegte aber eigentlich Geister wie Diderot, d'Alembert, Beaumarchais und andere herauf, denn um neben ihm nur etwas zu sein, mußte man viel sein, und es galt kein Feiern.“

Goethe erzählte mir sodann von einem jungen Professor der orientalischen Sprache und Literatur in Jena, der eine Zeitlang in Paris gelebt und eine so schöne Bildung habe, daß er wünsche, ich möchte ihn kennen lernen. Als ich ging, gab er mir einen Aufsatz von Schrön über den zunächst kommenden Kometen, damit ich in solchen Dingen nicht ganz fremd sein möchte.

Dienstag, den 22. März 1831.

Goethe las mir zum Nachtsich Stellen aus einem Briefe eines jungen Freundes aus Rom. Einige deutsche Künstler

erscheinen darin mit langen Haaren, Schnurrbärten, übergeklappten Hemdkragen auf altdeutschen Röcken, Tabakspfeifen und Bullenbeißern. Der großen Meister wegen und um etwas zu lernen, scheinen sie nicht nach Rom gekommen zu sein. Raffael dünkt ihnen schwach, und Tizian bloß ein guter Kolorist.

„Niebuhr hat recht gehabt,“ sagte Goethe, „wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten darinne; denn worin besteht die Barbarei anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt?“

Der junge Freund erzählt sodann vom Karneval, von der Wahl des neuen Papstes und der gleich hinterdrein ausbrechenden Revolution.

Wir sehen Horace Bernet, welcher sich ritterlich verschanzte, einige deutsche Künstler dagegen sich ruhig zu Hause halten und ihre Bärte abschneiden, woraus zu bemerken, daß sie sich bei den Römern durch ihr Betragen nicht eben sehr beliebt mögen gemacht haben.

Es kommt zur Sprache, ob die Verirrung, wie sie an einigen jungen deutschen Künstlern wahrzunehmen, von einzelnen Personen ausgegangen sei und sich als eine geistige Ansteckung verbreitet habe, oder ob sie in der ganzen Zeit ihren Ursprung gehabt.

„Sie ist von wenigen einzelnen ausgegangen“, sagte Goethe, „und wirkt nun schon seit vierzig Jahren fort. Die Lehre war: der Künstler brauche vorzüglich Frömmigkeit und Genie, um es den Besten gleichzutun. Eine solche Lehre war sehr einschmeichelnd, und man ergriff sie mit beiden Händen. Denn um fromm zu sein, brauchte man nichts zu lernen, und das eigene Genie brachte jeder schon von seiner Frau Mutter. Man kann nur etwas

ausprechen, was dem Eigendünkel und der Bequemlichkeit schmeichelt, um eines großen Anhangs in der mittelmäßigen Menge gewiß zu sein!"

Freitag, den 25. März 1831.

Goethe zeigte mir einen eleganten grünen Lehnstuhl, den er dieser Tage in einer Auktion sich hatte kaufen lassen.

„Ich werde ihn jedoch wenig oder gar nicht gebrauchen,“ sagte er, „denn alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräte etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen.“

Sonntag, den 27. März 1831.

Das heiterste Frühlingswetter ist nach langem Erwarten endlich eingetreten; am durchaus blauen Himmel schwebt nur hin und wieder ein weißes Wölkchen, und es ist warm genug, um wieder in Sommerkleidern zu gehen.

Goethe ließ in einem Pavillon am Garten decken, und so aßen wir denn heute wieder im Freien. Wir sprachen über die Großfürstin, wie sie im stillen überall hin wirke und Gutes tue und sich die Herzen aller Untertanen zu eigen mache.

„Die Großherzogin“, sagte Goethe, „hat so viel Geist und Güte als guten Willen; sie ist ein wahrer Segen

für das Land. Und wie nun der Mensch überall bald empfindet, woher ihm Gutes kommt, und wie er die Sonne verehrt und die übrigen wohlthätigen Elemente, so wundert es mich auch nicht, daß alle Herzen sich ihr mit Liebe zuwenden, und daß sie schnell erkannt wird, wie sie es verdient.“

Ich sagte, daß ich mit dem Prinzen ‚Minna von Barnhelm‘ angefangen, und wie vortrefflich mir dieses Stück erscheine. „Man hat von Lessing behauptet,“ sagte ich, „er sei ein kalter Verstandesmensch; ich finde aber in diesem Stück so viel Gemüt, liebenswürdige Natürlichkeit, Herz und freie Weltbildung eines heiteren frischen Lebemenschen, als man nur wünschen kann.“

„Sie mögen denken,“ sagte Goethe, „wie das Stück auf uns junge Leute wirkte, als es in jener dunkeln Zeit hervortrat! Es war wirklich ein glänzendes Meteor. Es machte uns aufmerksam, daß noch etwas Höheres existiere, als wovon die damalige schwache literarische Epoche einen Begriff hatte. Die beiden ersten Akte sind wirklich ein Meisterstück von Exposition, wovon man viel lernte und wovon man noch immer lernen kann.“

„Heutzutage will freilich niemand mehr etwas von Exposition wissen; die Wirkung, die man sonst im dritten Akt erwartete, will man jetzt schon in der ersten Szene haben, und man bedenkt nicht, daß es mit der Poesie wie mit dem Seefahren ist, wo man erst vom Ufer stoßen und erst auf einer gewissen Höhe sein muß, bevor man mit vollen Segeln gehen kann.“

Goethe ließ etwas trefflichen Rheinwein kommen, womit Frankfurter Freunde ihm zu seinem letzten Geburtstag ein Geschenk gemacht. Er erzählte mir dabei einige Anekdoten von Merck, der dem verstorbenen Großherzog

nicht habe verzeihen können, daß er in der Ruhl bei Eisenach eines Tages einen mittelmäßigen Wein vortrefflich gefunden.

„Merck und ich“, fuhr Goethe fort, „waren immer miteinander wie Faust und Mephistopheles. So mokierte er sich über einen Brief meines Vaters aus Italien, worin dieser sich über die schlechte Lebensweise, das ungewohnte Essen, den schweren Wein und die Moskitos beklagt, und er konnte ihm nicht verzeihen, daß in dem herrlichen Lande und der prächtigen Umgebung ihn so kleine Dinge wie Essen, Trinken und Fliegen hätten inkommodieren können.

„Alle solche Neckereien gingen bei Merck unstreitig aus dem Fundament einer hohen Kultur hervor; allein da er nicht produktiv war, sondern im Gegenteil eine entschieden negative Richtung hatte, so war er immer weniger zum Lobe bereit als zum Tadel, und er suchte unwillkürlich alles hervor, um solchem Ritzel zu genügen.“

Wir sprachen über Vogel und seine administrativen Talente, sowie über Fritsch und dessen Persönlichkeit. „Fritsch“, sagte Goethe, „ist ein Mann für sich, den man mit keinem andern vergleichen kann. Er war der einzige, der mit mir gegen den Unfug der Pressfreiheit stimmte; er steht fest, man kann sich an ihm halten, er wird immer auf der Seite des Gefeglichen sein.“

Wir gingen nach Tisch ein wenig im Garten auf und ab und hatten unsere Freude an den blühenden weißen Schneeglöckchen und gelben Krokus. Auch die Tulpen kamen hervor, und wir sprachen über die Pracht und Kostbarkeit der holländischen Gewächse solcher Art. „Ein großer Blumenmaler“, sagte Goethe, „ist gar nicht mehr denkbar; es wird jetzt zu große wissenschaftliche Wahr-

heit verlangt, und der Botaniker zählt dem Künstler die Staubfäden nach, während er für malerische Gruppierung und Beleuchtung kein Auge hat."

Montag, den 28. März 1831.

Ich verlebte heute mit Goethe wieder sehr schöne Stunden. „Mit meiner ‚Metamorphose der Pflanzen‘“, sagte er, „habe ich so gut wie abgeschlossen. Dasjenige, was ich über die Spirale und Herrn von Martius noch zu sagen hatte, ist auch so gut wie fertig, und ich habe mich diesen Morgen schon wieder dem vierten Bande meiner Biographie zugewendet und ein Schema von dem geschrieben, was noch zu tun ist. Ich kann es gewissermaßen beneidenswürdig nennen, daß mir noch in meinem hohen Alter vergönnt ist, die Geschichte meiner Jugend zu schreiben, und zwar eine Epoche, die in mancher Hinsicht von großer Bedeutung ist.“

Wir sprachen die einzelnen Teile durch, die mir wie ihm vollkommen gegenwärtig waren.

„Bei dem dargestellten Liebesverhältnis mit Lili“, sagte ich, „vermißt man Ihre Jugend keineswegs, vielmehr haben solche Szenen den vollkommenen Hauch der frühen Jahre.“

„Das kommt daher,“ sagte Goethe, „weil solche Szenen poetisch sind und ich durch die Kraft der Poesie das mangelnde Liebesgefühl der Jugend mag ersetzt haben.“

Wir gedachten sodann der merkwürdigen Stelle, wo Goethe über den Zustand seiner Schwester redet. „Dieses Kapitel“, sagte er, „wird von gebildeten Frauen mit Interesse gelesen werden, denn es werden viele sein, die meiner Schwester darin gleichen, daß sie bei vorzüglichen geistigen und sittlichen Eigenschaften nicht zugleich das Glück eines schönen Körpers empfinden.“

„Daß sie“, sagte ich, „bei bevorstehenden Festlichkeiten und Bällen gewöhnlich von einem Ausschlag im Gesicht heimgesucht wurde, ist etwas so Wunderliches, daß man es der Einwirkung von etwas Dämonischem zuschreiben möchte.“

„Sie war ein merkwürdiges Wesen,“ sagte Goethe, „sie stand sittlich sehr hoch und hatte nicht die Spur von etwas Sinnlichem. Der Gedanke, sich einem Manne hinzugeben, war ihr widerwärtig, und man mag denken, daß aus dieser Eigenheit in der Ehe manche unangenehme Stunde hervorging. Frauen, die eine gleiche Abneigung haben oder ihre Männer nicht lieben, werden empfinden, was dieses sagen will. Ich konnte daher meine Schwester auch nie als verheiratet denken, vielmehr wäre sie als Äbtissin in einem Kloster recht eigentlich an ihrem Plage gewesen.“

„Und da sie nun, obgleich mit einem der bravsten Männer verheiratet, in der Ehe nicht glücklich war, so widerrieth sie so leidenschaftlich meine beabsichtigte Verbindung mit Lili.“

Dienstag, den 29. März 1831.

Wir sprachen heute über Merck, und Goethe erzählte mir noch einige charakteristische Züge.

„Der verstorbene Großherzog“, sagte er, „war Mercken sehr günstig, so daß er sich einst für eine Schuld von viertausend Talern für ihn verbürgte. Nun dauerte es nicht lange, so schickte Merck zu unserer Verwunderung die Bürgschaft zurück. Seine Umstände hatten sich nicht verbessert, und es war räthselhaft, welche Art von Negotiation er mochte gemacht haben. Als ich ihn wiedersah, löste er mir das Räthsel in folgenden Worten.“

„Der Herzog,“ sagte er, „ist ein freigebiger, trefflicher Herr, der Zutrauen hat und den Menschen hilft, wo er kann. Nun dachte ich mir: betrügst du diesen Herrn um das Geld, so wirkt das nachteilig für tausend andere; denn er wird sein köstliches Zutrauen verlieren, und viele unglückliche gute Menschen werden darunter leiden, daß einer ein schlechter Kerl war. Was habe ich nun getan? Ich habe spekuliert und das Geld von einem Schurken geliehen. Denn wenn ich diesen darum betrüge, so tut's nichts; hätte ich aber den guten Herrn darum betrogen, so wäre es schade gewesen.“

Wir lachten über die wunderliche Großheit dieses Mannes.

„Merck hatte das Eigene,“ fuhr Goethe fort, „daß er im Gespräch mitunter he! he! herauszustossen pflegte. Dieses Angewöhnen steigerte sich, wie er älter wurde, so daß es endlich dem Bellen eines Hundes glich. Er fiel zuletzt in eine tiefe Hypochondrie, als Folge seiner vielen Spekulationen, und endigte damit, sich zu erschießen. Er bildete sich ein, er müsse bankrott machen; allein es fand sich, daß seine Sachen keineswegs so schlecht standen, wie er es sich gedacht hatte.“

Mittwoch, den 30. März 1831.

Wir reden wieder über das Dämonische.

„Es wirft sich gern an bedeutende Figuren,“ sagte Goethe; „auch wählt es sich gerne etwas dunkle Zeiten. In einer klaren prosaischen Stadt, wie Berlin, fände es kaum Gelegenheit, sich zu manifestieren.“

Goethe sprach hierdurch aus, was ich selber vor einigen Tagen gedacht hatte, welches mir angenehm war, so wie es immer Freude macht, unsere Gedanken bestätigt zu sehen.

Gestern und diesen Morgen las ich den dritten Band seiner Biographie, wobei es mir war wie bei einer fremden Sprache, wo wir nach gemachten Fortschritten ein Buch wieder lesen, das wir früher zu verstehen glaubten, das aber erst jetzt in seinen kleinsten Teilen und Nuancen uns entgegentritt.

„Ihre Biographie ist ein Buch,“ sagte ich, „wodurch wir in unserer Kultur uns auf die entschiedenste Weise gefördert sehen.“

„Es sind lauter Resultate meines Lebens,“ sagte Goethe, „und die erzählten einzelnen Fakta dienen bloß, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit zu bestätigen.“

„Was Sie unter andern von Bafedow erwähnen,“ sagte ich, „wie er nämlich zu Erreichung höherer Zwecke die Menschen nötig hat und ihre Gunst erwerben möchte, aber nicht bedenkt, daß er es mit allen verderben muß, wenn er so ohne alle Rücksicht seine abstoßenden, religiösen Ansichten äußert und den Menschen dasjenige, woran sie mit Liebe hängen, verdächtig macht — solche und ähnliche Züge erscheinen mir von großer Bedeutung.“

„Ich dachte,“ sagte Goethe, „es steckten darin einige Symbole des Menschenlebens. Ich nannte das Buch ‚Wahrheit und Dichtung‘, weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niederen Realität erhebt. Jean Paul hat nun, aus Geist des Widerspruchs, ‚Wahrheit‘ aus seinem Leben geschrieben. Als ob die Wahrheit aus dem Leben eines solchen Mannes etwas anderes sein könnte, als daß der Autor ein Philister gewesen! Aber die Deutschen wissen nicht leicht, wie sie etwas Ungewohntes zu nehmen haben, und das Höhere geht oft an ihnen vorüber, ohne daß sie es gewahr werden. Ein

Faktum unseres Lebens gilt nicht insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hatte."

Donnerstag, den 31. März 1831.

Zu Tafel beim Prinzen mit Soret und Meyer. Wir redeten über literarische Dinge, und Meyer erzählte uns seine erste Bekanntschaft mit Schiller.

"Ich ging", sagte er, „mit Goethe in dem sogenannten Paradies bei Jena spazieren, wo Schiller uns begegnete und wo wir zuerst miteinander redeten. Er hatte seinen ‚Don Carlos‘ noch nicht beendet; er war eben aus Schwaben zurückgekehrt und schien sehr krank und an den Nerven leidend. Sein Gesicht glich dem Bilde des Gekreuzigten. Goethe dachte, er würde keine vierzehn Tage leben; allein als er zu größerem Behagen kam, erholt er sich wieder und schrieb dann erst alle seine bedeutenden Sachen."

Meyer erzählte sodann einige Züge von Jean Paul und Schlegel, die er beide in einem Wirtshause zu Heidelberg getroffen, sowie einiges aus seinem Aufenthalte in Italien, heitere Sachen, die uns sehr behagten.

In Meyers Nähe wird es mir immer wohl, welches daher kommen mag, daß er ein in sich abgeschlossenes zufriedenes Wesen ist, das von der Umgebung wenig Notiz nimmt und dagegen sein eigenes behagliches Innere in schicklichen Pausen hervorkehrt. Dabei ist er in allem fundiert, besitzt den höchsten Schatz von Kenntnissen und ein Gedächtnis, dem die entferntesten Dinge gegenwärtig sind, als wären sie gestern geschehen. Er hat ein Übergewicht von Verstand, den man fürchten müßte, wenn er nicht auf der edelsten Kultur ruhte; aber so ist seine stille Gegenwart immer angenehm, immer belehrend.

Freitag, den 1. April 1831.

Mit Goethe zu Tisch in mannigfaltigen Gesprächen. Er zeigte mir ein Aquarellgemälde von Herrn von Neutern, einen jungen Bauern darstellend, der auf dem Markt einer kleinen Stadt bei einer Korb- und Deckenverkäuferin steht. Der junge Mensch sieht die vor ihm liegenden Körbe an, während zwei sitzende Frauen und ein dabei stehendes verbes Mädchen den hübschen jungen Menschen mit Wohlgefallen anblicken. Das Bild komponiert so artig, und der Ausdruck der Figuren ist so wahr und naiv, daß man nicht satt wird, es zu betrachten.

„Die Aquarellmalerei“, sagte Goethe, „steht in diesem Bilde auf einer sehr hohen Stufe. Nun sagen die einfältigen Menschen, Herr von Neutern habe in der Kunst niemanden etwas zu verdanken, sondern habe alles von sich selber. Als ob der Mensch etwas anderes aus sich selber hätte als die Dummheit und das Ungeschick! Wenn dieser Künstler auch keinen namhaften Meister gehabt, so hat er doch mit trefflichen Meistern verkehrt und hat ihnen und großen Vorgängern und der überall gegenwärtigen Natur das Seinige abgelernt. Die Natur hat ihm ein treffliches Talent gegeben, und Kunst und Natur haben ihn ausgebildet. Er ist vortrefflich und in manchen Dingen einzig, aber man kann nicht sagen, daß er alles von sich selber habe. Von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künstler ließe sich allenfalls sagen, er habe alles von sich selber, allein von einem trefflichen nicht.“

Goethe zeigte mir darauf von demselbigen Künstler einen reich mit Gold und bunten Farben gemalten Rahmen mit einer in der Mitte freigelassenen Stelle zu einer Inschrift. Oben sah man ein Gebäude im gotischen Stil;

reiche Arabesken mit eingeflochtenen Landschaften und häußlichen Szenen liefen zu beiden Seiten hinab; unten schloß eine anmutige Waldpartie mit dem frischesten Grün und Rasen.

„Herr von Neutern wünscht,“ sagte Goethe, „daß ich ihm in die freigelassene Stelle etwas hineinschreibe; allein sein Rahmen ist so prächtig und kunstreich, daß ich mit meiner Handschrift das Bild zu verderben fürchte. Ich habe zu diesem Zweck einige Verse gedichtet und schon gedacht, ob es nicht besser sei, sie durch die Hand eines Schönschreibers eintragen zu lassen. Ich wollte es dann eigenhändig unterschreiben. Was sagen Sie dazu, und was raten Sie mir?“

„Wenn ich Herr von Neutern wäre,“ sagte ich, „so würde ich unglücklich sein, wenn das Gedicht in einer fremden Handschrift käme, aber glücklich, wenn es von Ihrer eigenen Hand geschrieben wäre. Der Maler hat Kunst genug in der Umgebung entwickelt, in der Schrift braucht keine zu sein, es kommt bloß darauf an, daß sie echt, daß sie die Ihrige sei. Und dann rate ich sogar, es nicht mit lateinischen, sondern mit deutschen Lettern zu schreiben, weil Ihre Hand darin mehr eigentümlichen Charakter hat, und es auch besser zu der gotischen Umgebung paßt.“

„Sie mögen recht haben,“ sagte Goethe, „und es ist am Ende der kürzeste Weg, daß ich so tue. Vielleicht kommt mir in diesen Tagen ein mutiger Augenblick, daß ich es wage. Wenn ich aber auf das schöne Bild einen Klecks mache,“ fügte er lachend hinzu, „so mögt Ihr es verantworten.“

„Schreiben Sie nur,“ sagte ich, „es wird recht sein, wie es auch werde.“

Dienstag, den 5. April 1831.

Mittags mit Goethe. „In der Kunst“, sagte er, „ist mir nicht leicht ein erfreulicheres Talent vorgekommen als das von Neureuther. Es beschränkt sich selten ein Künstler auf das, was er vermag, die meisten wollen mehr tun, als sie können, und gehen gar zu gern über den Kreis hinaus, den die Natur ihrem Talente gesetzt hat. Von Neureuther jedoch läßt sich sagen, daß er über seinem Talent stehe. Die Gegenstände aus allen Reichen der Natur sind ihm geldäufig, er zeichnet ebensowohl Gründe, Felsen und Bäume wie Tiere und Menschen; Erfindung, Kunst und Geschmack besitzt er im hohen Grade, und indem er eine solche Fülle in leichten Randzeichnungen gewissermaßen vergeudet, scheint er mit seinen Fähigkeiten zu spielen, und es geht auf den Beschauer das Behagen über, welches die bequeme freie Spende eines reichen Vermögens immer zu begleiten pflegt.

„In Randzeichnungen hat es auch niemand zu der Höhe gebracht wie er, und selbst das große Talent von Albrecht Dürer war ihm darin weniger ein Muster als eine Anregung.

„Ich werde“, fuhr Goethe fort, „ein Exemplar dieser Zeichnungen von Neureuther an Herrn Carlyle nach Schottland senden, und hoffe, jenem Freunde damit kein unwillkommenes Geschenk zu machen.“

Montag, den 2. Mai 1831.

Goethe erfreute mich mit der Nachricht, daß es ihm in diesen Tagen gelungen, den bisher fehlenden Anfang des fünften Aktes von „Faust“ so gut wie fertig zu machen.

„Die Intention auch dieser Szenen“, sagte er, „ist über dreißig Jahre alt; sie war von solcher Bedeutung,

daß ich daran das Interesse nicht verloren, allein so schwer auszuführen, daß ich mich davor fürchtete. Ich bin nun durch manche Künste wieder in Zug gekommen, und wenn das Glück gut ist, so schreibe ich jetzt den vierten Akt hintereinander weg."

Goethe erwähnte darauf eines bekannten Schriftstellers. „Es ist ein Talent," sagte er, „dem der Parteihaß als Alliance dient, und das ohne ihn keine Wirkung getan haben würde. Man findet häufige Proben in der Literatur, wo der Haß das Genie ersetzt, und wo geringe Talente bedeutend erscheinen, indem sie als Organ einer Partei auftreten. So auch findet man im Leben eine Masse von Personen, die nicht Charakter genug haben, um alleine zu stehen; diese werfen sich gleichfalls an eine Partei, wodurch sie sich gestärkt fühlen und nun eine Figur machen.

„Béranger dagegen ist ein Talent, das sich selber genug ist. Er hat daher auch nie einer Partei gedient. Er empfindet zu viele Satisfaktion in seinem Innern, als daß ihm die Welt etwas geben oder nehmen könnte."

Sonntag, den 15. Mai 1831.

Mit Goethe in seiner Arbeitsstube alleine zu Tisch. Nach manchen heiteren Unterhaltungen brachte er zuletzt das Gespräch auf seine persönlichen Angelegenheiten, indem er aufstand und von seinem Pulte ein beschriebenes Papier nahm.

„Wenn einer wie ich über die achtzig hinaus ist," sagte er, „hat er kaum noch ein Recht zu leben; er muß jeden Tag darauf gefaßt sein, abgerufen zu werden, und daran denken, sein Haus zu bestellen. Ich habe, wie ich Ihnen schon neulich eröffnete, Sie in meinem Testament

zum Herausgeber meines literarischen Nachlasses ernannt und habe diesen Morgen, als eine Art von Kontrakt, eine kleine Schrift aufgesetzt, die Sie mit mir unterzeichnen sollen."

Mit diesen Worten legte Goethe mir den Aufsatz vor, worin ich die nach seinem Tode herauszugebenden theils vollendeten, theils noch nicht vollendeten Schriften namentlich aufgeführt und überhaupt die näheren Bestimmungen und Bedingungen ausgesprochen fand. Ich war im wesentlichen einverstanden, und wir unterzeichneten darauf beiderseitig.

Das benannte Material, mit dessen Redaktion ich mich bisher schon von Zeit zu Zeit beschäftigt hatte, schätzte ich zu etwa fünfzehn Bänden; wir besprachen darauf einzelne noch nicht ganz entschiedene Punkte.

"Es könnte der Fall eintreten," sagte Goethe, „daß der Verleger über eine gewisse Bogenzahl hinauszugehen Bedenken trüge, und daß demnach von dem mittheilbaren Material verschiedenes zurückbleiben müßte. In diesem Fall könnten Sie etwa den polemischen Theil der ‚Farbenlehre‘ weglassen. Meine eigentliche Lehre ist in dem theoretischen Theile enthalten, und da nun auch schon der historische vielfach polemischer Art ist, so daß die Hauptirrtümer der Newtonschen Lehre darin zur Sprache kommen, so wäre des Polemischen damit fast genug. Ich desavouiere meine etwas scharfe Zergliederung der Newtonschen Säge zwar keineswegs, sie war zu ihrer Zeit notwendig und wird auch in der Folge ihren Wert behalten; allein im Grunde ist alles polemische Wirken gegen meine eigentliche Natur, und ich habe daran wenig Freude."

Ein zweiter Punkt, der von uns näher besprochen wurde, waren die Maximen und Reflexionen, die am

Ende des zweiten und dritten Theiles der ‚Wanderjahre‘ abgedruckt stehen.

Bei der begonnenen Umarbeitung und Vervollständigung dieses früher in einem Bande erschienenen Romans hatte Goethe nämlich seinen Anschlag auf zwei Bände gemacht, wie auch in der Ankündigung der neuen Ausgabe der sämtlichen Werke gedruckt steht. Im Fortgange der Arbeit jedoch wuchs ihm das Manuskript über die Erwartung, und da sein Schreiber etwas weitläufig geschrieben, so täuschte sich Goethe und glaubte, statt zu zwei Bänden zu dreien genug zu haben, und das Manuskript ging in drei Bänden an die Verlagshandlung ab. Als nun aber der Druck bis zu einem gewissen Punkte gediehen war, fand es sich, daß Goethe sich verrechnet hatte, und daß besonders die beiden letzten Bände zu klein ausfielen. Man bat um weiteres Manuskript, und da nun in dem Gang des Romans nichts mehr geändert, auch in dem Drange der Zeit keine neue Novelle mehr erfunden, geschrieben und eingeschaltet werden konnte, so befand sich Goethe wirklich in einiger Verlegenheit.

Unter diesen Umständen ließ er mich rufen; er erzählte mir den Hergang und eröffnete mir zugleich, wie er sich zu helfen gedanke, indem er mir zwei starke Manuskriptbündel vorlegte, die er zu diesem Zweck hatte herbeiholen lassen.

„In diesen beiden Paketen“, sagte er, „werden Sie verschiedene bisher ungedruckte Schriften finden, Einzelheiten, vollendete und unvollendete Sachen, Aussprüche über Naturforschung, Kunst, Literatur und Leben, alles durcheinander. Wie wäre es nun, wenn Sie davon sechs bis acht gedruckte Bogen zusammenredigierten, um damit vorläufig die Lücken der ‚Wanderjahre‘ zu füllen. Genau

genommen gehört es zwar nicht dahin, allein es läßt sich damit rechtfertigen, daß bei Makarien von einem Archiv gesprochen wird, worin sich dergleichen Einzelheiten befinden. Wir kommen dadurch für den Augenblick über eine große Verlegenheit hinaus und haben zugleich den Vorteil, durch dieses Behütel eine Masse sehr bedeutender Dinge schicklich in die Welt zu bringen."

Ich billigte den Vorschlag und machte mich sogleich an die Arbeit und vollendete die Redaktion solcher Einzelheiten in weniger Zeit. Goethe schien sehr zufrieden. Ich hatte das Ganze in zwei Hauptmassen zusammengestellt; wir gaben der einen den Titel „Aus Makariens Archiv“, und der anderen die Aufschrift „Im Sinne der Wanderer“, und da Goethe gerade zu dieser Zeit zwei bedeutende Gedichte vollendet hatte, eins: „Auf Schillers Schädel“, und ein anderes: „Kein Wesen kann zu nichts zerfallen“, so hatte er den Wunsch, auch diese Gedichte sogleich in die Welt zu bringen, und wir fügten sie also dem Schlusse der beiden Abteilungen an.

Als nun aber die ‚Wanderjahre‘ erschienen, wußte niemand wie ihm geschah. Den Gang des Romans sah man durch eine Menge räthselhafter Sprüche unterbrochen, deren Lösung nur von Männern vom Fach, d. h. von Künstlern, Naturforschern und Literatoren, zu erwarten war, und die allen übrigen Lesern, zumal Leserinnen, sehr unbequem fallen mußten. Auch wurden die beiden Gedichte so wenig verstanden, als es gehnt werden konnte, wie sie nur möchten an solche Stelle gekommen sein.

Goethe lachte dazu. „Es ist nun einmal geschehen,“ sagte er heute, „und es bleibt jetzt weiter nichts, als daß Sie bei Herausgabe meines Nachlasses diese einzelnen Sachen dahin stellen, wohin sie gehören, damit sie bei

einem abermaligen Abdruck meiner Werke schon an ihrem Orte verteilt stehen, und die ‚Wanderjahre‘ sodann, ohne die Einzelheiten und die beiden Gedichte, in zwei Bände zusammenrücken mögen, wie anfänglich die Intention war.

Wir wurden einig, daß ich alle auf Kunst bezüglichen Aphorismen in einen Band über Kunstgegenstände, alle auf die Natur bezüglichen in einen Band über Naturwissenschaften im allgemeinen, sowie alles Ethische und Literarische in einen gleichfalls passenden Band dereinst zu verteilen habe.

Mittwoch, den 25. Mai 1831.

Wir sprachen über ‚Wallensteins Lager‘. Ich hatte nämlich häufig erwähnen hören, daß Goethe an diesem Stücke teilgehabt, und daß besonders die Kapuzinerpredigt von ihm herrühre. Ich fragte ihn deshalb heute bei Tisch, und er gab mir folgende Antwort.

„Im Grunde“, sagte er, „ist alles Schillers eigene Arbeit. Da wir jedoch in so einem Verhältnis miteinander lebten, und Schiller mir nicht allein den Plan mitteilte und mit mir durchsprach, sondern auch die Ausführung, sowie sie täglich heranwuchs, kommunizierte und meine Bemerkungen hörte und nutzte, so mag ich auch wohl daran einigen Teil haben. Zu der Kapuzinerpredigt schickte ich ihm die Neben des Abraham a Sancta Clara, woraus er denn sogleich jene Predigt mit großem Geiste zusammenstellte.

„Daß einzelne Stellen von mir herrühren, erinnere ich mich kaum, außer jenen zwei Versen:

Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.

Denn da ich gerne motiviert wissen wollte, wie der Bauer zu den falschen Würfeln gekommen, so schrieb ich diese Verse eigenhändig in das Manuskript hinein. Schiller hatte daran nicht gedacht, sondern in seiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne viel zu fragen, wie er dazu gekommen. Ein sorgfältiges Motivieren war, wie ich schon gesagt, nicht seine Sache, woher denn auch die größere Theaterwirkung seiner Stücke kommen mag."

Sonntag, den 29. Mai 1831.

Goethe erzählte mir von einem Knaben, der sich über einen begangenen kleinen Fehler nicht habe beruhigen können.

„Es war mir nicht lieb, dieses zu bemerken," sagte er, „denn es zeugt von einem zu zarten Gewissen, welches das eigene moralische Selbst so hoch schätzt, daß es ihm nichts verzeihen will. Ein solches Gewissen macht hypochondrische Menschen, wenn es nicht durch eine große Tätigkeit balanciert wird."

Man hatte mir in diesen Tagen ein Nest junger Grasmücken gebracht, nebst einem der Alten, den man in Leimruten gefangen. Nun hatte ich zu bewundern, wie der Vogel nicht allein im Zimmer fortfuhr, seine Jungen zu füttern, sondern wie er sogar, aus dem Fenster freigelassen, wieder zu den Jungen zurückkehrte. Eine solche, Gefahr und Gefangenschaft überwindende elterliche Liebe rührte mich innig, und ich äußerte mein Erstaunen darüber heute gegen Goethe. „Märrischer Mensch!" antwortete er mir lächelnd bedeutungsvoll, „wenn Ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr Euch nicht verwundern."

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

„Beseelte Gott den Vogel nicht mit diesem allmächtigen Trieb gegen seine Jungen, und ginge das gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht bestehen können! So aber ist die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirksam.“

Eine ähnliche Äußerung tat Goethe vor einiger Zeit, als ihm von einem jungen Bildhauer das Modell von Myrons Kuh mit dem säugenden Kalbe gesendet wurde. „Hier“, sagte er, „haben wir einen Gegenstand der höchsten Art; das die Welt erhaltende, durch die ganze Natur gehende ernährende Prinzip ist uns hier in einem schönen Gleichnis vor Augen. Dieses und ähnliche Bilder nenne ich die wahren Symbole der Allgegenwart Gottes.“

Montag, den 6. Juni 1831.

Goethe zeigte mir heute den bisher noch fehlenden Anfang des fünften Aktes von „Faust“. Ich las bis zu der Stelle, wo die Hütte von Philemon und Baucis verbrannt ist, und Faust in der Nacht, auf dem Balkon seines Palastes stehend, den Rauch riecht, den ein leiser Wind ihm zuweht.

„Die Namen Philemon und Baucis“, sagte ich, „versetzen mich an die phrygische Küste und lassen mich jenes berühmten altertümlichen Paares gedenken, aber doch spielt unsere Szene in der neueren Zeit und in einer christlichen Landschaft.“

„Mein Philemon und Baucis“, sagte Goethe, „hat

mit jenem berühmten Paare des Altertums und der sich daran knüpfenden Sage nichts zu tun. Ich gab meinem Paare bloß jene Namen, um die Charaktere dadurch zu heben. Es sind ähnliche Personen und ähnliche Verhältnisse, und da wirken denn die ähnlichen Namen durchaus günstig."

Wir redeten sodann über den Faust, den das Erbteil seines Charakters, die Unzufriedenheit, auch im Alter nicht verlassen hat, und den bei allen Schätzen der Welt und in einem selbstgeschaffenen neuen Reiche ein paar Linden, eine Hütte und ein Glöckchen genießen, die nicht sein sind. Er ist darin dem israelitischen König Ahab nicht unähnlich, der nichts zu besitzen wähnte, wenn er nicht auch den Weinberg Naboths hätte.

"Der Faust, wie er im fünften Akt erscheint," sagte Goethe ferner, "soll nach meiner Intention gerade hundert Jahre alt sein, und ich bin nicht gewiß, ob es nicht etwa gut wäre, dieses irgendwo ausdrücklich zu bemerken."

Wir sprachen sodann über den Schluß, und Goethe machte mich auf die Stelle aufmerksam, wo es heißt:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,“
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

"In diesen Versen", sagte er, "ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: in Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dieses mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie,

nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.

„Übrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Bogen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte.“

Den noch fehlenden vierten Akt vollendete Goethe darauf in den nächsten Wochen, so daß im August der ganze zweite Teil geheftet und vollkommen fertig dalag. Dieses Ziel, wonach er so lange gestrebt, endlich erreicht zu haben, machte Goethe überaus glücklich. „Mein ferneres Leben“, sagte er, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa tue.“

Montag, den 20. Juni 1831.

Diesen Nachmittag ein halbes Stündchen bei Goethe, den ich noch bei Tisch fand.

Wir verhandelten über einige Gegenstände der Naturwissenschaft, besonders über die Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit der Sprache, wodurch Irrtümer und falsche Anschauungen verbreitet würden, die später so leicht nicht wieder zu überwinden wären.

„Die Sache ist ganz einfach diese“, sagte Goethe. „Alle Sprachen sind aus naheliegenden menschlichen Bedürfnissen, menschlichen Beschäftigungen und allgemein menschlichen Empfindungen und Anschauungen entstanden. Wenn

nun ein höherer Mensch über das geheime Wirken und Walten der Natur eine Ahnung und Einsicht gewinnt, so reicht seine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um ein solches von menschlichen Dingen durchaus Fernliegendes auszudrücken. Es müßte ihm die Sprache der Geister zu Gebote stehen, um seinen eigentümlichen Wahrnehmungen zu genügen. Da dieses aber nicht ist, so muß er bei seiner Anschauung ungewöhnlicher Naturverhältnisse stets nach menschlichen Ausdrücken greifen, wobei er denn fast überall zu kurz kommt, seinen Gegenstand herabzieht oder wohl gar verlegt und vernichtet."

"Wenn Sie das sagen," erwiderte ich, "der Sie doch Ihren Gegenständen jedesmal sehr scharf auf den Leib gehen und, als Feind aller Phrase, für Ihre höheren Wahrnehmungen stets den bezeichnendsten Ausdruck zu finden wissen, so will das etwas heißen. Ich dachte aber, wir Deutschen könnten überhaupt noch allenfalls zufrieden sein. Unsere Sprache ist so außerordentlich reich, ausgebildet und fortbildungsfähig, daß, wenn wir auch mitunter zu einem Tropus unsere Zuflucht nehmen müssen, wir doch ziemlich nahe an das eigentlich Auszusprechende herankommen. Die Franzosen aber stehen gegen uns sehr im Nachteil. Bei ihnen wird der Ausdruck eines angeschauten höheren Naturverhältnisses durch einen gewöhnlich aus der Technik hergenommenen Tropus sogleich materiell und gemein, so daß er der höheren Anschauung keineswegs mehr genügt."

"Wie sehr Sie recht haben," fiel Goethe ein, "ist mir noch neulich bei dem Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire vorgekommen. Geoffroy de Saint-Hilaire ist ein Mensch, der wirklich in das geistige Walten und Schaffen der Natur eine hohe Einsicht hat; allein seine

französische Sprache, insofern er sich herkömmlicher Ausdrücke zu bedienen gezwungen ist, läßt ihn durchaus im Stich. Und zwar nicht bloß bei geheimnißvoll-geistigen, sondern auch bei ganz sichtbaren, rein körperlichen Gegenständen und Verhältnissen. Will er die einzelnen Teile eines organischen Wesens ausdrücken, so hat er dafür kein anderes Wort als Materialien, wodurch denn z. B. die Knochen, welche als gleichartige Teile das organische Ganze eines Armes bilden, mit den Steinen, Balken und Brettern, woraus man ein Haus macht, auf eine Stufe des Ausdrucks kommen.

„Ebenso ungehörig“, fuhr Goethe fort, „gebrauchen die Franzosen, wenn sie von Erzeugnissen der Natur reden, den Ausdruck Komposition. Ich kann aber wohl die einzelnen Teile einer stückweise gemachten Maschine zusammensetzen und bei einem solchen Gegenstande von Komposition reden, aber nicht, wenn ich die einzelnen lebendig sich bildenden und von einer gemeinsamen Seele durchdrungenen Teile eines organischen Ganzen im Sinne habe.“

„Es will mir sogar scheinen,“ versetzte ich, „als ob der Ausdruck Komposition auch bei echten Erzeugnissen der Kunst und Poesie ungehörig und herabwürdigend wäre.“

„Es ist ein ganz niederträchtiges Wort,“ erwiderte Goethe, „das wir den Franzosen zu danken haben, und das wir so bald wie möglich wieder los zu werden suchen sollten. Wie kann man sagen, Mozart habe seinen ‚Don Juan‘ komponiert! Komposition — als ob es ein Stück Kuchen oder Biskuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt! Eine geistige Schöpfung ist es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiste und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen,

wobei der Produzierende keineswegs versuchte und stückelte und nach Willkür verfuhr, sondern wobei der dämonische Geist seines Genies ihn in der Gewalt hatte, so daß er ausführen mußte, was jener gebot.“

Donnerstag, den 1. Dezember 1831.

Ein Stündchen bei Goethe in allerlei Gesprächen. Dann kamen wir auch auf Soret.

„Ich habe“, sagte Goethe, „in diesen Tagen ein sehr hübsches Gedicht von ihm gelesen, und zwar eine Trilogie, deren beide ersten Teile einen heiter ländlichen, der letzte aber, unter dem Titel ‚Mitternacht‘, einen schauerlich-düsteren Charakter trägt. Diese ‚Mitternacht‘ ist ihm ganz vorzüglich gelungen. Man atmet darin wirklich den Hauch der Nacht, fast wie in den Bildern von Rembrandt, in denen man auch die nächtliche Luft zu empfinden glaubt. Victor Hugo hat ähnliche Gegenstände behandelt, allein nicht mit solchem Glück. In den nächtlichen Darstellungen dieses unstreitig sehr großen Talents wird es nie wirklich Nacht, vielmehr bleiben die Gegenstände immer noch so deutlich und sichtbar, als ob es in der That noch Tag und die dargestellte Nacht bloß eine erlogene wäre. Soret hat den berühmten Victor Hugo in seiner ‚Mitternacht‘ ohne Frage übertroffen.“

Ich freute mich dieses Lobes und nahm mir vor, die gedachte Trilogie von Soret baldmöglichst zu lesen. „Wir besitzen in unserer Literatur sehr wenige Trilogien“, bemerkte ich.

„Diese Form“, erwiderte Goethe, „ist bei den Modernen überall selten. Es kommt darauf an, daß man einen Stoff finde, der sich naturgemäß in drei Partien behandeln lasse, so daß in der ersten eine Art Exposition, in

der zweiten eine Art Katastrophe, und in der dritten eine versöhnende Ausgleichung stattfinde. In meinen Gedichten vom Junggesellen und der Müllerin finden sich diese Erfordernisse beisammen, wiewohl ich damals, als ich sie schrieb, keineswegs daran dachte, eine Trilogie zu machen. Auch mein ‚Paria‘ ist eine vollkommene Trilogie, und zwar habe ich diesen Zyklus sogleich mit Intention als Trilogie gedacht und behandelt. Meine sogenannte ‚Trilogie der Leidenschaft‘ dagegen ist ursprünglich nicht als Trilogie konzipiert, vielmehr erst nach und nach und gewissermaßen zufällig zur Trilogie geworden. Zuerst hatte ich, wie Sie wissen, bloß die ‚Elegie‘ als selbständiges Gedicht für sich. Dann besuchte mich die Szymanowska, die denselben Sommer mit mir in Marienbad gewesen war und durch ihre reizenden Melodien einen Nachklang jener jugendlich-seligen Tage in mir erweckte. Die Strophen, die ich dieser Freundin widmete, sind daher auch ganz im Versmaß und Ton jener ‚Elegie‘ gedichtet und fügen sich dieser wie von selbst als versöhnender Ausgang. Dann wollte Weygand eine neue Ausgabe meines ‚Werther‘ veranstalten und bat mich um eine Vorrede, welches mir denn ein höchst willkommener Anlaß war, mein Gedicht ‚An Werther‘ zu schreiben. Da ich aber immer noch einen Rest jener Leidenschaft im Herzen hatte, so gestaltete sich das Gedicht, wie von selbst als Introduction zu jener ‚Elegie‘. So kam es denn, daß alle drei jetzt beisammenstehenden Gedichte von demselben liebeschmerzlichen Gefühle durchdrungen worden und jene ‚Trilogie der Leidenschaft‘ sich bildete, ich wußte nicht wie.

„Ich habe Soret geraten, mehr Trilogien zu schreiben, und zwar soll er es auch machen, wie ich eben erzähle.

Er soll sich nicht die Mühe nehmen, zu irgend einer Trilogie einen eigenen Stoff zu suchen, vielmehr soll er aus dem reichen Vorrat seiner ungedruckten Poesien irgend ein prägnantes Stück auswählen und gelegentlich eine Art Introduction und versöhnenden Abschluß hinzudichten, doch so, daß zwischen jeder der drei Produktionen eine fühlbare Lücke bleibe. Auf diese Weise kommt man weit leichter zum Ziele und erspart sich viel Denken, welches bekanntlich, wie Meyer sagt, eine gar schwierige Sache ist."

Wir sprachen darauf über Victor Hugo, und daß seine zu große Fruchtbarkeit seinem Talente im hohen Grade nachteilig.

"Wie soll einer nicht schlechter werden und das schönste Talent zugrunde richten," sagte Goethe, "wenn er die Verwegenheit hat, in einem einzigen Jahre zwei Tragödien und einen Roman zu schreiben, und ferner, wenn er nur zu arbeiten scheint, um ungeheuerere Geldsummen zusammenzuschlagen. Ich schelte ihn keineswegs, daß er reich zu werden, auch nicht, daß er den Ruhm des Tages zu ernten bemüht ist; allein, wenn er lange in der Nachwelt zu leben gedenkt, so muß er anfangen, weniger zu schreiben und mehr zu arbeiten."

Goethe ging darauf die 'Marion Delorme' durch und suchte mir deutlich zu machen, daß der Gegenstand nur Stoff zu einem einzigen guten, und zwar recht tragischen Akt enthalten habe, daß aber der Autor durch Rücksichten ganz sekundärer Art sich habe verführen lassen, seinen Gegenstand auf fünf lange Akte übermäßig auszu dehnen. „Hierbei“, fügte Goethe hinzu, „haben wir bloß den Vorteil gehabt, zu sehen, daß der Dichter auch in Darstellung des Details bedeutend ist, welches freilich auch nichts Gerings und allerdings etwas heißen will.“

Mittwoch, den 21. Dezember 1831.

Mit Goethe zu Tisch. Wir sprachen, woher es gekommen, daß seine ‚Farbenlehre‘ sich so wenig verbreitet habe. „Sie ist sehr schwer zu überliefern,“ sagte er, „denn sie will, wie Sie wissen, nicht bloß gelesen und studiert, sondern sie will getan sein, und das hat seine Schwierigkeit. Die Gesetze der Poesie und Malerei sind gleichfalls bis auf einen gewissen Grad mitzuteilen, allein um ein guter Poet und Maler zu sein, bedarf es Genie, das sich nicht überliefern läßt. Ein einfaches Urphänomen aufzunehmen, es in seiner hohen Bedeutung zu erkennen und damit zu wirken, erfordert einen produktiven Geist, der vieles zu übersehen vermag, und ist eine seltene Gabe, die sich nur bei ganz vorzüglichen Naturen findet.

„Und auch damit ist es noch nicht getan. Denn wie einer mit allen Regeln und allem Genie noch kein Maler ist, sondern wie eine unausgesetzte Übung hinzukommen muß, so ist es auch bei der Farbenlehre nicht genug, daß einer die vorzüglichsten Gesetze kenne und den geeigneten Geist habe, sondern er muß sich immerfort mit den einzelnen oft sehr geheimnisvollen Phänomenen und ihrer Ableitung und Verknüpfung zu tun machen.

„So wissen wir z. B. im allgemeinen recht gut, daß die grüne Farbe durch eine Mischung des Gelben und Blauen entsteht; allein bis einer sagen kann, er begreife das Grün des Regenbogens, oder das Grün des Laubes, oder das Grün des Meerwassers, dieses erfordert ein so allseitiges Durchschreiten des Farbenreiches und eine daraus entspringende solche Höhe von Einsicht, zu welcher bis jetzt kaum jemand gelangt ist.“

Zum Nachtisch betrachteten wir darauf einige Land-

schaften von Poussin. „Diejenigen Stellen,“ sagte Goethe bei dieser Gelegenheit, „worauf der Maler das höchste Licht fallen läßt, lassen kein Detail in der Ausführung zu; weshalb denn Wasser, Felsstücke, nackter Erdboden und Gebäude für solche Träger des Hauptlichtes die günstigsten Gegenstände sind. Dinge dagegen, die in der Zeichnung ein größeres Detail erfordern, kann der Künstler nicht wohl an solchen Lichtstellen gebrauchen.

„Ein Landschaftsmaler“, sagte Goethe ferner, „muß viele Kenntnisse haben. Es ist nicht genug, daß er Perspektive, Architektur und die Anatomie des Menschen und der Tiere verstehe, sondern er muß sogar auch einige Einsichten in die Botanik und Mineralogie besitzen: erstere, damit er das Charakteristische der Bäume und Pflanzen, und letztere, damit er den Charakter der verschiedenen Gebirgsarten gehörig auszudrücken verstehe. Doch ist deshalb nicht nötig, daß er ein Mineralog vom Fache sei, indem er es vorzüglich nur mit Kalk-, Ton-, Schiefer- und Sandsteingebirgen zu tun hat und er nur zu wissen braucht, in welchen Formen es liegt, wie es sich bei der Verwitterung spaltet, und welche Baumarten darauf gedeihen oder verkrüppeln.“

Goethe zeigte mir sodann einige Landschaften von Hermann von Schwanefeld, wobei er über die Kunst und Persönlichkeit dieses vorzüglichen Menschen verschiedenes aussprach.

„Man findet bei ihm“, sagte er, „die Kunst als Neigung und die Neigung als Kunst, wie bei keinem andern. Er besitzt eine innige Liebe zur Natur und einen göttlichen Frieden, der sich uns mitteilt, wenn wir seine Bilder betrachten. In den Niederlanden geboren, studierte er in Rom unter Claude Lorrain, durch welchen Meister

er sich auf das vollkommenste ausbildete und seine schöne Eigentümlichkeit auf das freieste entwickelte."

Wir schlugen darauf in einem Künstlerlexikon nach, um zu sehen, was über Hermann von Schwanefeld gesagt ward, wo man ihm denn vorwarf, daß er seinen Meister nicht erreicht habe. „Die Narren!“ sagte Goethe. „Schwanefeld war ein anderer als Claude Lorrain, und dieser kann nicht sagen, daß er ein besserer gewesen. Wenn man aber weiter nichts vom Leben hätte, als was unsere Biographen und Lexikonschreiber von uns sagen, so wäre es ein schlechtes Metier und überall nicht der Mühe wert.“

Am Schlusse dieses und zu Anfange des nächsten Jahres wandte sich Goethe ganz wieder seinen Lieblingsstudien, den Naturwissenschaften, zu und beschäftigte sich theils, auf Anregung von Boissierée, mit fernerer Ergründung der Geseze des Regenbogens, sowie besonders auch, aus Teilnahme an dem Streit zwischen Cuvier und Saint-Hilaire, mit Gegenständen der Metamorphose der Pflanzen- und Tierwelt. Auch redigierte er mit mir gemeinschaftlich den historischen Teil der ‚Farbenlehre‘, sowie er auch an einem Kapitel über die Mischung der Farben innigen Anteil nahm, das ich auf seine Anregung, um in den theoretischen Band aufgenommen zu werden, bearbeitete.

Es fehlte in dieser Zeit nicht an mannigfachen interessanten Unterhaltungen und geistreichen Äußerungen seinerseits. Allein wie er in völliger Kraft und Frische mir täglich vor Augen war, so dachte ich, es würde immer so fortgehen, und war in Auffassung seiner Worte gleichgültiger als billig, bis es denn endlich zu spät war und



ich am 22. März 1832 mit Tausenden von edlen Deutschen seinen unerseßlichen Verlust zu beweinen hatte.

Folgendes notierte ich nicht lange darauf aus der nächsten Erinnerung.

1832

Anfang März 1832.

Goethe erzählte bei Tisch, daß der Baron Karl von Spiegel ihn besucht, und daß er ihm über die Maßen wohl gefallen. „Er ist ein sehr hübscher junger Mann,“ sagte Goethe; „er hat in seiner Art, in seinem Benehmen ein Etwas, woran man sogleich den Edelmann erkennt. Seine Abkunft könnte er ebenso wenig verleugnen, als jemand einen höheren Geist verleugnen könnte. Denn beides, Geburt und Geist, geben dem, der sie einmal besitzt, ein Gepräge, das sich durch kein Infognito verbergen läßt. Es sind Gewalten wie die Schönheit, denen man nicht nahe kommen kann, ohne zu empfinden, daß sie höherer Art sind.“

Sonntag, den 11. März 1832.

Abends ein Stündchen bei Goethe in allerlei guten Gesprächen. Ich hatte mir eine englische Bibel gekauft, in der ich zu meinem großen Bedauern die apokryphischen Bücher nicht enthalten fand; und zwar waren sie nicht aufgenommen als nicht für echt gehalten und als nicht göttlichen Ursprungs. Ich vermisse den durch und durch edlen Tobias, dieses Musterbild eines frommen Wandels, ferner die Weisheit Salomons und Jesus Sirach: alles Schriften von so großer geistiger und sittlicher Höhe, daß wenig andere ihnen gleichkommen. Ich sprach gegen

Goethe mein Bedauern aus über die höchst enge Ansicht, wonach einige Schriften des Alten Testaments als unmittelbar von Gott eingegeben betrachtet werden, andere gleich treffliche aber nicht; und als ob denn überhaupt etwas Edles und Großes entstehen könne, das nicht von Gott komme und das nicht eine Frucht seiner Einwirkung.

„Ich bin durchaus Ihrer Meinung,“ erwiderte Goethe. „Doch gibt es zwei Standpunkte, von welchen aus die biblischen Dinge zu betrachten. Es gibt den Standpunkt einer Art Urreligion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieser wird ewig derselbige bleiben und wird dauern und gelten, solange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch ist er nur für Ausgewählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann gibt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art. Er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, solange schwache, menschliche Wesen sein werden. Das Licht ungetrübter, göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohlthätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit allen geholfen und damit vielen wohl werde. Dadurch, daß der christlichen Kirche der Glaube beimohnt, daß sie als Nachfolgerin Christi von der Last menschlicher Sünde befreien könne, ist sie eine sehr große Macht. Und sich in dieser Macht und diesem Ansehen zu erhalten und so das kirchliche Gebäude zu sichern, ist der christlichen Priesterschaft vorzügliches Augenmerk.

„Sie hat daher weniger zu fragen, ob dieses oder jenes biblische Buch eine große Aufklärung des Geistes

bewirke und ob es Lehren hoher Sittlichkeit und edler Menschennatur enthalte, als daß sie vielmehr in den Büchern Mose auf die Geschichte des Sündenfalles und die Entstehung des Bedürfnisses nach dem Erlöser Bedeutung zu legen, ferner in den Propheten die wiederholte Hinweisung auf Ihn, den Erwarteten sowie in den Evangelien sein wirkliches irdisches Erscheinen und seinen Tod am Kreuze, als unserer menschlichen Sünden Sühnung, im Auge zu halten hat. Sie sehen also, daß für solche Zwecke und Richtungen und auf solcher Wage gewogen sowenig der edle Tobias als die Weisheit Salomonis und die Sprüche Sirachs einiges bedeutende Gewicht haben können.

„Übrigens, echt oder unecht sind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. Was ist echt als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwicklung dient! Und was ist unecht als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute! Sollte die Echtheit einer biblischen Schrift durch die Frage entschieden werden, ob uns durchaus Wahres überliefert worden, so könnte man sogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Markus und Lukas nicht aus unmittelbarer Ansicht und Erfahrung, sondern erst spät nach mündlicher Überlieferung geschrieben, und das letzte, von dem Jünger Johannes, erst im höchsten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende

Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbeute in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenthoden des Apostels Petri oder Pauli zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euern Absurditäten vom Leibe!

„Den Geist dämpfet nicht!“ sagt der Apostel.

„Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornierte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe reichdotierte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der unteren Massen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, so lange als irgend möglich. Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reichdotierten Bischofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armut und Dürftigkeit Christi sieht, der mit seinen Jüngern in Demut zu Fuße ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Karosse einherbraust!

„Wir wissen gar nicht,“ fuhr Goethe fort, „was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurück-

zukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!

„Je tüchtiger aber wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen, wie sie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist.

„Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören, und mit ihm Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bißchen so oder so im äußeren Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen.

„Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen.“

Das Gespräch wendete sich auf große Menschen, die vor Christus gelebt, unter Chinesen, Indiern, Persern und Griechen, und daß die Kraft Gottes in ihnen ebenso wirksam gewesen als in einigen großen Juden des Alten Testaments. Auch kamen wir auf die Frage, wie es mit

Gottes Wirkungen stehe in großen Naturen der jetzigen Welt, in der wir leben.

„Wenn man die Leute reden hört,“ sagte Goethe, „so sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigene Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurechtkomme. In religiösen und moralischen Dingen gibt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Produkt rein menschlicher Kräfte.

„Versuche es aber doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Raffael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse. Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edlen keineswegs die einzigen sind, und daß in allen Gebieten der Kunst eine Unzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht als jene Genannten. Allein, waren sie so groß als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in eben dem Verhältnis und waren ebenso gottbegabt als jene.

„Und überall, was ist es und was soll es? — Gott hat sich nach den bekannten imaginierten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen.

So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen.“

Goethe schwieg. Ich aber bewahrte seine großen und guten Worte in meinem Herzen.

Einige Tage später.

Wir sprachen über die tragische Schicksalsidee der Griechen.

„Dergleichen“, sagte Goethe, „ist unserer jetzigen Denkungsweise nicht mehr gemäß, es ist veraltet und überhaupt mit unseren religiösen Vorstellungen in Widerspruch. Verarbeitet ein moderner Poet solche frühere Ideen zu einem Theaterstück, so sieht es immer aus wie eine Art von Affektation. Es ist ein Anzug, der längst aus der Mode gekommen ist, und der uns, gleich der römischen Toga, nicht mehr zu Gesichte steht.“

„Wir Neueren sagen jetzt besser mit Napoleon: die Politik ist das Schicksal. Hüten wir uns aber mit unseren Literatoren zu sagen, die Politik sei die Poesie, oder sie sei für den Poeten ein passender Gegenstand. Der englische Dichter Thomson schrieb ein sehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein sehr schlechtes über die Freiheit, und zwar nicht aus Mangel an Poesie im Poeten, sondern aus Mangel an Poesie im Gegenstande.“

„Sowie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben, und sowie er dieses tut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Überblick lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Vorniertheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen.“

„Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte

und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er herabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft.

„Und was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er denn da Besseres tun? und wie soll er denn da patriotischer wirken? An einen Dichter so ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre ebenso, als wenn man von einem Regimentschef verlangen wollte: er müsse, um ein rechter Patriot zu sein, sich in politische Neuerungen verflechten und darüber seinen nächsten Beruf vernachlässigen. Das Vaterland eines Regimentschefs aber ist sein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot sein, wenn er sich um politische Dinge gar nicht bemüht, als soweit sie ihn angehen, und wenn er dagegen seinen ganzen Sinn und seine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillone richtet und sie so gut einzuergern und in so guter Zucht und Ordnung zu erhalten sucht, daß sie, wenn das Vaterland einst in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann stehen.

„Ich hasse alle Puscherei wie die Sünde, besonders aber die Puscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht.

„Sie wissen, ich kümmere mich im ganzen wenig um

das, was über mich geschrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, so sauer ich es mir auch mein Leben lang habe werden lassen, all mein Wirken in den Augen gewisser Leute für nichts geachtet wird, eben weil ich verschmäht habe, mich in politische Parteiungen zu mengen. Um diesen Leuten recht zu sein, hätte ich müssen Mitglied eines Jakobinerklubs werden und Mord und Blutvergießen predigen! — Doch kein Wort mehr über diesen schlechten Gegenstand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe.“

Gleicherweise tabelte Goethe die von anderen so sehr gepriesene politische Richtung in Umland. „Geben Sie acht,“ sagte er, „der Politiker wird den Poeten aufzehren. Mitglied der Stände sein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, ist keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit seinem Gesange wird es aus sein, und das ist gewissermaßen zu bedauern. Schwaben besitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig und beredt sind, um Mitglied der Stände zu sein, aber es hat nur einen Dichter der Art wie Umland.“

Der letzte Fremde, den Goethe gastfreundlich bei sich bewirtete, war der älteste Sohn der Frau von Arnim; das letzte, was er geschrieben, waren einige Verse in das Stammbuch des gedachten jungen Freundes.

Am andern Morgen nach Goethes Tode ergriff mich eine tiefe Sehnsucht, seine irdische Hülle noch einmal zu sehen. Sein treuer Diener Friedrich schloß mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem

Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben-edlen Gesichtes. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich, sie ihm abzuschneiden. Der Körper lag nackt in ein weißes Bettuch gehüllt, große Eiszstücke hatte man in einiger Nähe umhergestellt, um ihn frisch zu erhalten so lange als möglich. Friedrich schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form, und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Tränen freien Lauf zu lassen.

**Goethes Gespräche mit Friedrich Schlegel
in Eckermanns Bearbeitung**

1822

Sonnabend, den 21. September 1822.

Diesen Abend bei Goethe mit Hofrat Meyer. Die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um Mineralogie, Chemie und Physik. Die Phänomene der Polarisation des Lichts schienen ihn besonders zu interessieren. Er zeigte mir verschiedene Vorrichtungen, größtenteils nach seinen eigenen Angaben konstruiert, und äußerte den Wunsch, mit mir einige Experimente zu machen.

Goethe ward im Laufe des Gesprächs immer freier und mittheilender. Ich blieb länger als eine Stunde, und er sagte mir beim Abschiede viel Gutes.

Seine Gestalt ist noch schön zu nennen, seine Stirn und Augen sind besonders majestätisch. Er ist groß und wohl gebaut und von so rüstigem Ansehen, daß man nicht wohl begreift, wie er sich schon seit Jahren hat für zu alt erklären können, um noch in Gesellschaft und an Hof zu gehen.

Dienstag, den 24. September 1822.

Den Abend bei Goethe zugebracht mit Meyer, Goethes Sohn, Frau von Goethe und seinem Arzt, Hofrat Rehbein. Goethe war heute besonders lebhaft. Er zeigte mir prächtige Lithographien aus Stuttgart, etwas so Vollkommenes in dieser Art, wie ich noch nicht gesehen. Darauf sprachen wir über wissenschaftliche Dinge, besonders über die Fortschritte der Chemie. Das Jod und das Chlor beschäftigten Goethe vorzugsweise; er sprach über diese Substanzen mit einem Erstaunen, als ob ihn die neuen Entdeckungen der Chemie ganz unvermutet überrascht hätten. Er ließ sich etwas Jod hereinbringen und verflüchtigte es vor unsern Augen an der Flamme einer Wachskerze, wo-

bei er nicht verfehlte, uns den violetten Dunst bewundern zu lassen, als freudige Bestätigung eines Gesetzes seiner Theorie der Farben.

Dienstag, den 1. Oktober 1822.

Bei Goethe zu einer Abendgesellschaft. Ich fand unter den Anwesenden auch Herrn Kanzler von Müller, Präsidenten Peucer, Dr. Stephan Schüze und Regierungsrat Schmidt, welcher letztere einige Sonaten von Beethoven mit einer seltenen Vollkommenheit vortrug. Hohen Genuß gewährte mir auch die Unterhaltung Goethes und seiner Schwiegertochter, die, jugendlich heiter, mit einem liebenswürdigen Naturell unendlich viel Geist verbindet.

Donnerstag, den 10. Oktober 1822.

In einer Abendgesellschaft bei Goethe mit dem berühmten Blumenbach aus Göttingen. Blumenbach ist alt, aber von lebhaftem und heiterem Ausdruck; er hat sich die ganze Beweglichkeit der Jugend zu bewahren gewußt. Sein Benehmen ist der Art, daß man nicht denkt, daß man einen Gelehrten vor sich habe. Seine Herzlichkeit ist frei und froh; er macht keine Umstände, und man ist bald mit ihm auf einem sehr bequemen Fuß. Seine Bekanntschaft war mir so interessant wie angenehm.

Dienstag, den 5. November 1822.

Abendgesellschaft bei Goethe. Unter den Anwesenden befand sich auch der Maler Kolbe. Man zeigte uns von ihm ein trefflich ausgeführtes Gemälde, eine Kopie der Venus von Tizian der Dresdener Galerie.

Auch Herrn von Eschwege und den berühmten Hummel fand ich diesen Abend bei Goethe. Hummel improvisierte

fast eine Stunde lang auf dem Piano, mit einer Kraft und einem Talent, wovon es unmöglich ist, sich einen Begriff zu machen, wenn man ihn nicht gehört hat. Ich fand seine Unterhaltung einfach und natürlich und ihn selbst für einen Virtuosen von so großer Verühmtheit, auffallend bescheiden.

Dienstag, den 3. Dezember 1822.

Bei Goethe in einer Abendgesellschaft. Die Herren Riemer, Coudray, Meyer, Goethes Sohn und Frau von Goethe waren unter den Anwesenden.

Die Studenten in Jena sind im Aufstand begriffen; man hat eine Kompagnie Artillerie hingeschickt, um sie zu beruhigen. Riemer las eine Sammlung von Liedern, die man ihnen verboten und die dadurch Anlaß oder Vorwand der Revolte gegeben. Alle diese Lieder erhielten beim Vorlesen entschiedenen Beifall, besonders wegen des Talentes, das darin sichtbar; Goethe selbst fand sie gut und versprach sie mir zur ruhigen Durchsicht.

Nachdem wir darauf eine Zeitlang Kupferstiche und kostbare Bücher betrachtet hatten, machte Goethe uns die Freude, das Gedicht ‚Charon‘ zu lesen. Die klare, deutliche und energische Art mußte ich bewundern, womit Goethe das Gedicht vortrug. Nie habe ich eine so schöne Deklamation gehört. Welches Feuer! Welche Blicke! Und welche Stimme, abwechselnd donnernd und wieder sanft und milde! Vielleicht entwickelte er an einigen Stellen zu viele Kraft für den kleinen Raum, in dem wir uns befanden; aber doch war in seinem Vortrage nichts, was man hätte hinwegwünschen mögen.

Goethe sprach darauf über Literatur und seine Werke, sowie über Frau von Staël und Verwandtes. Er be-

schäftigt sich gegenwärtig mit der Übersetzung und Zusammenstellung der Fragmente vom ‚Phaëton‘ des Euripides. Er hat diese Arbeit bereits vor einem Jahre angefangen und in diesen Tagen wieder vorgenommen.

Donnerstag, den 5. Dezember 1822.

Diesen Abend bei Goethe hörte ich die Probe des ersten Akts einer im Entstehen begriffenen Oper: ‚Der Graf von Gleichen‘, von Eberwein. Seit Goethe die Direktion des Theaters niedergelegt, sei dies das erste Mal, sagte man mir, daß er ein so großes Personal der Oper bei sich sehe. Herr Eberwein dirigierte den Gesang. Bei den Chören assistierten auch einige Damen aus der Bekanntschaft Goethes, während die Solopartien durch Mitglieder der Oper gesungen wurden. Einige Stücke erschienen mir sehr merkwürdig, besonders ein Kanon zu vier Stimmen.

Dienstag, den 17. Dezember 1822.

Abends bei Goethe. Er war sehr heiter und behandelte das Thema, daß die Torheiten der Väter für ihre Kinder verloren seien, mit vielem Geist. Die Nachforschungen, die man jetzt zur Entdeckung von Salzquellen anstellt, interessierten ihn sichtbar. Er schalt auf die Dummheit gewisser Unternehmer, welche die äußeren Spuren und die Lage und Folge der Schichten, unter denen Steinsalz liegt und durch die der Bohrer gehen muß, ganz außer acht lassen, und die, ohne den rechten Fleck zu wissen und zu finden, immer ein einziges Bohrloch an einer und derselben Stelle aufs Geratewohl hartnäckig verfolgen.

1823

Sonntag, den 9. Februar 1823.

Abends bei Goethe, den ich allein fand in Gesprächen mit Meyer. Ich durchblätterte ein Album vergangener Jahrhunderte mit einigen sehr berühmten Handschriften, wie z. B. von Luther, Erasmus, Mosheim und anderen. Der letztere hatte in lateinischer Sprache folgendes merkwürdige Wort geschrieben:

Der Ruhm eine Quelle von Mühe und Leiden; die Dunkelheit eine Quelle des Glücks.

Sonntag, den 23. Februar 1823.

Goethe ist seit einigen Tagen gefährlich krank geworden; gestern lag er ohne Hoffnung. Doch hat sich heute eine Krisis eingestellt, wodurch er gerettet zu werden scheint. Noch diesen Morgen äußerte er, daß er sich für verloren halte; später, mittags, schöpfte er Hoffnung, daß er es überwinden werde; und wieder abends meinte er, wenn er davon komme, so müsse man gestehen, daß er für einen Greis ein zu hohes Spiel gespielt.

Montag, den 24. Februar 1823.

Der heutige Tag war in bezug auf Goethe noch sehr beunruhigend, indem diesen Mittag die Besserung nicht erfolgte wie gestern. In einem Anfall von Schwäche sagte er zu seiner Schwiegertochter: „Ich fühle, daß der Moment gekommen, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt.“

Doch hatte der Kranke am Abend sein volles geistiges Bewußtsein und zeigte schon wieder einigen scherzhaften Übermut. „Ihr seid zu furchtsam mit Euren Mitteln,“ sagte er zu Rehbein, „Ihr schont mich zu sehr! Wenn

man einen Kranken vor sich hat, wie ich es bin, so muß man ein wenig napoleonisch mit ihm zu Werke gehen.“ Er trank darauf eine Tasse eines Dekokts von Arnika, welche gestern, im gefährlichsten Moment von Huschke angewendet, die glückliche Krisis bewirkt hatte. Goethe machte eine graziose Beschreibung dieser Pflanze und erhob ihre energischen Wirkungen in den Himmel. Man sagte ihm, daß die Ärzte nicht hätten zugeben wollen, daß der Großherzog ihn sehe. „Wäre ich der Großherzog,“ rief Goethe, „so würde ich viel gefragt und mich viel um euch bekümmert haben!“

In einem Augenblick, wo er sich besser befand und wo seine Brust freier zu sein schien, sprach er mit Leichtigkeit und klarem Geiste, worauf Rehbein einem der Nahestehenden ins Ohr flüsterte: „Eine bessere Respiration pflegt eine bessere Inspiration mit sich zu führen.“ Goethe, der es gehört, rief darauf mit großer Heiterkeit: „Das weiß ich längst; aber diese Wahrheit paßt nicht auf Euch, Ihr Schelm!“

Goethe saß aufrecht in seinem Bette, der offenen Thür seines Arbeitszimmers gegenüber, wo seine näheren Freunde versammelt waren, ohne daß er es wußte. Seine Züge erschienen mir wenig verändert; seine Stimme war rein und deutlich, doch war darin ein feierlicher Ton, wie der eines Sterbenden. „Ihr scheint zu glauben,“ sagte er zu seinen Kindern, „daß ich besser bin; aber ihr betrügt euch.“ Man suchte ihm jedoch seine Apprehensionen scherzend auszureden, welches er sich denn auch gefallen zu lassen schien. Es waren indeß immer noch mehr Personen in das Zimmer hereingetreten, welches ich keineswegs für gut finden konnte, indem die Gegenwart so vieler Menschen unnötigerweise die Luft verschlechterte und der Bedienung

des Kranken im Wege war. Ich konnte nicht unterlassen mich darüber auszusprechen, und ging hinab in das untere Zimmer, von wo aus ich meine Bulletins der kaiserlichen Hoheit zuschickte.

Dienstag, den 25. Februar 1823.

Goethe hat sich Rechenschaft ablegen lassen über das Verfahren, das man bisher mit ihm beobachtet; auch hat er die Listen der Personen gelesen, die sich bisher nach seinem Befinden erkundigt und deren Zahl täglich sehr groß war. Er empfing darauf den Großherzog und schien später von dem Besuch nicht angegriffen. In seinem Arbeitszimmer fand ich heute weniger Personen, woraus ich zu meiner Freude schloß, daß meine gestrige Bemerkung etwas gefruchtet hatte.

Nun aber, da die Krankheit gehoben ist, scheint man die Folgen zu fürchten. Seine linke Hand ist geschwollen, und es zeigen sich drohende Vorboten der Wassersucht. Erst in einigen Tagen wird man wissen, was man von dem endlichen Ausgang der Krankheit zu halten hat. Goethe hat heute das erste Mal nach einem seiner Freunde verlangt, nämlich nach seinem ältesten Freunde Meyer. Er wollte ihm eine seltene Medaille zeigen, die er aus Böhmen erhalten hat und worüber er entzückt ist.

Ich kam um zwölf Uhr, und da Goethe hörte, daß ich dort war, ließ er mich in seine Nähe rufen. Er reichte mir die Hand, indem er mir sagte: „Sie sehen in mir einen vom Tode Erstandenen.“ Er beauftragte mich sodann, Ihrer Kaiserlichen Hoheit für die Teilnahme zu danken, die sie ihm während seiner Krankheit bewiesen. „Meine Genesung wird sehr langsam sein,“ fügte er darauf hinzu, „aber den Herren Ärzten bleibt doch nichts-

destoweniger die Ehre, ein kleines Wunder an mir getan zu haben.“

Nach ein paar Minuten zog ich mich zurück. Seine Farbe ist gut, allein er ist sehr abgemagert und atmet noch mit einiger Beschwerde. Es kam mir vor, als würde ihm das Sprechen schwieriger als gestern. Die Geschwulst des linken Armes ist sehr sichtbar; er hält die Augen geschlossen und öffnet sie nur, wenn er spricht.

Sonntag, den 2. März 1828.

Diesen Abend bei Goethe, den ich in mehreren Tagen nicht gesehen. Er saß in seinem Lehnstuhl und hatte seine Schwiegertochter und Riemer bei sich. Er war auffallend besser. Seine Stimme hatte wieder ihren natürlichen Klang, sein Atemholen war frei, seine Hand nicht mehr geschwollen, sein Aussehen wieder wie in gesundem Zustand, und seine Unterhaltung leicht. Er stand auf und ging ohne Umstände in sein Schlafzimmer und wieder zurück. Man trank den Tee bei ihm, und da es heute wieder das erstemal war, so machte ich Frau von Goethe scherzhaft Vorwürfe, daß sie vergessen habe, einen Blumenstrauß auf das Teebrett zu stellen. Frau von Goethe nahm sogleich ein farbiges Band von ihrem Hut und band es an die Teemaschine. Dieser Scherz schien Goethe viel Vergnügen zu machen.

Wir betrachteten darauf eine Sammlung nachgemachter Edelsteine, die der Großherzog hatte von Paris kommen lassen.

Sonnabend, den 22. März 1828.

Man hat heute im Theater Goethes ‚Tasso‘ zur Feier seiner Genesung gegeben, mit einem Prolog von Riemer,

den Frau von Heigendorf gesprochen. Seine Büste ward unter lautem Beifall der gerührten Zuschauer mit einem Lorbeerfranze geschmückt. Nach beendigter Vorstellung ging Frau von Heigendorf zu Goethe. Sie war noch im Kostüm der Leonore und überreichte ihm den Kranz des Tasso, den Goethe nahm, um damit die Büste der Großfürstin Alexandra zu schmücken.

Dienstag, den 1. April 1828.

Ich brachte Goethe von seiten Ihrer kaiserlichen Hoheit eine Nummer des französischen Modejournals, worin von einer Übersetzung seiner Werke die Rede war. Wir sprachen bei dieser Gelegenheit über ‚Rameaus Neffen‘, wovon das Original lange verloren gewesen. Verschiedene Deutsche glauben, daß jenes Original nie existiert habe und daß alles Goethes eigene Erfindung sei. Goethe aber versichert, daß es ihm durchaus unmöglich gewesen sein würde, Diderots geistreiche Darstellung und Schreibart nachzuahmen, und daß der deutsche ‚Rameau‘ nichts weiter sei, als eine sehr treue Übersetzung.

Donnerstag, den 3. April 1828.

Einen Teil des Abends bei Goethe zugebracht in Gesellschaft des Herrn Oberbaudirektors Coudray. Wir sprachen über das Theater und die Verbesserungen, die dabei seit einiger Zeit eingetreten sind. „Ich bemerke es, ohne hinzugehen,“ sagte Goethe lachend. „Noch vor zwei Monaten kamen meine Kinder des Abends immer mißvergnügt nach Hause; sie waren nie mit dem Pläster zufrieden, das man ihnen hatte bereiten wollen. Aber jetzt hat sich das Blatt gewendet; sie kommen mit freudeglänzenden Gesichtern, weil sie doch einmal sich recht

hätten satt weinen können. Gestern haben sie diese ‚Wonne der Tränen‘ einem Drama von Kogebue zu verdanken gehabt.“

Sonntag, den 18. April 1828.

Abends mit Goethe allein. Wir sprachen über Literatur, Lord Byron, dessen ‚Sardanapal‘ und ‚Werner‘. Sodann kamen wir auf den ‚Faust‘, über den Goethe oft und gerne redet. Er möchte, daß man ihn ins Französische übersezte, und zwar im Charakter der Zeit des Marot. Er betrachtet ihn als die Quelle, aus der Byron die Stimmung zu seinem ‚Manfred‘ geschöpft. Goethe findet, daß Byron in seinen beiden letzten Tragödien unterschiedene Fortschritte gemacht, indem er darin weniger düster und misanthropisch erscheint. Wir sprachen sodann über den Text der ‚Zauberflöte‘, wovon Goethe die Fortsetzung gemacht, aber noch keinen Komponisten gefunden hat, um den Gegenstand gehörig zu behandeln. Er gibt zu, daß der bekannte erste Teil voller Unwahrscheinlichkeiten und Späße sei, die nicht jeder zurechtzulegen und zu würdigen wisse; aber man müsse doch auf alle Fälle dem Autor zugestehen, daß er im hohen Grade die Kunst verstanden habe, durch Kontraste zu wirken und große theatralische Effekte herbeizuführen.

Dienstag, den 15. April 1828.

Abends bei Goethe mit Gräfin Karoline Egloffstein. Goethe scherzte über die deutschen Almanache und andere periodische Erscheinungen, alle von einer lächerlichen Sentimentalität durchdrungen, die an der Ordnung des Tages zu sein scheine. Die Gräfin bemerkte, daß die deutschen Romanschreiber den Anfang gemacht, den Geschmack ihrer

zahlreichen Leser zu verderben, und daß nun wiederum die Leser die Romanschreiber verübten, die, um für ihre Manuskripte einen Verleger zu finden, sich jetzt ihrerseits dem herrschenden schlechten Geschmack des Publikums bequemen mußten.

Sonnabend, den 26. April 1823.

Ich fand Coudray und Meyer bei Goethe. Man sprach über verschiedene Dinge. „Die großherzogliche Bibliothek“, sagte Goethe unter anderem, „besitzt einen Globus, der unter der Regierung Karls V. von einem Spanier verfertigt worden. Es finden sich auf ihm einige merkwürdige Inschriften, wie z. B. die folgende: ‚Die Chinesen sind ein Volk, das sehr viele Ähnlichkeit mit den Deutschen hat.‘ In älteren Zeiten“, fuhr Goethe fort, „waren auf den Landkarten die afrikanischen Wüsten mit Abbildungen wilder Tiere bezeichnet. Heutzutage aber tut man dergleichen nicht; vielmehr ziehen die Geographen vor, uns carte blanche zu lassen.“

Dienstag, den 6. Mai 1823.

Abends bei Goethe. Er suchte mir einen Begriff seiner Farbenlehre zu geben. Das Licht, sagte er, sei keineswegs eine Zusammensetzung verschiedener Farben; auch könne das Licht allein keine Farben hervorbringen, vielmehr gehöre immer dazu eine gewisse Modifikation und Mischung von Licht und Schatten.

Dienstag, den 13. Mai 1823.

Ich fand Goethe beschäftigt, seine kleinen Gedichtchen und Blättchen an Personen zusammenzusuchen. „In früheren Zeiten“, sagte er, „wo ich leichtsinniger mit meinen

Sachen umging und Abschriften zu nehmen unterließ, sind Hunderte solcher Gedichte verloren gegangen.“

Montag, den 2. Juni 1828.

Der Kanzler, Riemer und Meyer waren bei Goethe. Man sprach über die Gedichte von Véranger, und Goethe kommentierte und paraphrasierte einige derselben mit großer Originalität und guter Laune.

Sodann war von Physik und Meteorologie die Rede. Goethe ist im Begriff, die Theorie einer Witterungslehre auszuarbeiten, wobei er das Steigen und Fallen des Barometers gänzlich den Wirkungen des Erdballs und dessen Anziehung und Entlassung der Atmosphäre zuschreiben wird.

„Die Herren Gelehrten und namentlich die Herren Mathematiker“, fuhr Goethe fort, „werden nicht verfehlen, meine Ideen durchaus lächerlich zu finden; oder auch sie werden noch besser tun, sie werden sie vornehmerweise völlig ignorieren. Wissen Sie aber warum? Weil sie sagen, ich sei kein Mann vom Fache.“

„Der Kastengeist der Gelehrten“, erwiderte ich, „wäre wohl zu verzeihen. Wenn sich in ihre Theorien einige Irrtümer eingeschlichen haben und darin fortgeschleppt werden, so muß man die Ursache darin suchen, daß sie dergleichen zu einer Zeit als Dogmen überliefert bekommen haben, wo sie selber noch auf den Schulbänken saßen.“

„Das ist's eben!“ rief Goethe. „Eure Gelehrten machen es wie unsere weimarischen Buchbinder. Das Meisterstück, das man von ihnen verlangt, um in die Gilde aufgenommen zu werden, ist keineswegs ein hübscher Einband nach dem neuesten Geschmack. Nein, weit entfernt;

es muß noch immer eine dicke Bibel in Folio geliefert werden, ganz wie sie vor zwei bis drei Jahrhunderten Mode war, mit plumpen Deckeln und in starkem Leder. Die Aufgabe ist eine Absurdität. Aber es würde dem armen Handwerker schlecht gehen, wenn er behaupten wollte, seine Examinatoren wären dumme Leute."

Freitag, den 24. Oktober 1823.

Abends bei Goethe. Madame Szymanowska, deren Bekanntschaft er diesen Sommer in Marienbad gemacht, phantasierte auf dem Flügel. Goethe, im Anhören verloren, schien mitunter sehr ergriffen und bewegt.

Dienstag, den 11. November 1823.

Kleine Abendgesellschaft bei Goethe, der seit längerer Zeit wieder leidend ist. Seine Füße hatte er in eine wollene Decke gewickelt, die ihn seit dem Feldzuge in der Champagne überallhin begleitet. Bei Gelegenheit dieser Decke erzählte er uns eine Anekdote aus dem Jahre 1806, wo die Franzosen Jena okkupiert hatten und der Kaplan eines französischen Regiments Behänge zum Schmuck seines Altars requirierte. „Man hatte ihm ein Stück glänzend karmoisinfarbiges Zeug geliefert," sagte Goethe, „daß ihm aber noch nicht gut genug war. Er beschwerte sich darüber bei mir. Schicken Sie mir jenes Zeug, antwortete ich ihm, ich will sehen, ob ich Ihnen etwas Besseres verschaffen kann. Indessen hatten wir auf unserm Theater ein neues Stück zu geben, und ich benutzte den prächtigen roten Stoff, um damit meine Schauspieler herauszuputzen. Was aber meinen Kaplan betraf, so erhielt er weiter nichts; er ward vergessen, und er hat sehen müssen, wie er sich selber half."

Sonntag, den 16. November 1823.

Goethe ist immer noch nicht besser. Die Frau Großfürstin schickte ihm diesen Abend durch mich einige sehr schöne Medaillen, deren Betrachtung ihm vielleicht einige Zerstreuung und Aufheiterung gewähren möchte. Goethe war über diese zarte Aufmerksamkeit seiner hohen Fürstin sichtbar erfreut. Er klagte mir darauf, daß er denselben Schmerz an der Seite des Herzens fühle, wie er seiner schweren Krankheit vom vorigen Winter vorangegangen. „Ich kann nicht arbeiten,“ sagte er, „ich kann nicht lesen, und selbst das Denken gelingt mir nur in glücklichen Augenblicken der Erleichterung.“

Montag, den 17. November 1823.

Humboldt ist hier. Ich war heute einen Augenblick bei Goethe, wo es mir schien, als ob die Gegenwart und die Unterhaltung Humboldts einen günstigen Einfluß auf ihn gehabt habe. Sein Übel scheint nicht bloß physischer Art zu sein. Es scheint vielmehr, daß die leidenschaftliche Neigung, die er diesen Sommer in Marienbad zu einer jungen Dame gefaßt und die er jetzt zu bekämpfen sucht, als Hauptursache seiner jetzigen Krankheit zu betrachten ist.

Freitag, den 28. November 1823.

Der erste Teil von Meyers „Kunstgeschichte“, der soeben erschienen, scheint Goethe sehr angenehm zu beschäftigen. Er sprach darüber heute in Ausdrücken des höchsten Lobes.

Freitag, den 5. Dezember 1823.

Ich brachte Goethen einige Mineralien, besonders ein Stück tonigen Ocker, den Dechamps zu Gormayan gefunden, und wovon Herr Massot viel Ruhmens macht.

Wie sehr aber war Goethe erstaunt, als er in dieser Farbe ganz dieselbige erkannte, die Angelika Rauffmann zu den Fleischpartien ihrer Gemälde zu benutzen pflegte! „Sie schätzte das Wenige, das sie davon besaß,“ sagte er, „nach dem Gewicht des Goldes. Der Ort indes, wo es herkam und wo es zu finden, war ihr unbekannt.“ Goethe meinte gegen seine Tochter, ich behandle ihn wie einen Sultan, dem man täglich neue Geschenke bringe. „Er behandelt Sie vielmehr wie ein Kind!“ erwiderte Frau von Goethe; worüber er sich denn nicht enthalten konnte, zu lächeln.

Sonntag, den 7. Dezember 1823.

Ich fragte Goethen, wie er sich heute befinde. „Nicht ganz so schlecht als Napoleon auf seiner Insel,“ war die seufzende Antwort. Der sich sehr in die Länge ziehende krankhafte Zustand scheint denn doch nach und nach sehr auf ihn zu wirken.

Sonntag, den 21. Dezember 1823.

Goethes gute Laune war heute wieder glänzend. Wir haben den kürzesten Tag erreicht, und die Hoffnung, jetzt mit jeder Woche die Tage wieder bedeutend zunehmen zu sehen, scheint auf seine Stimmung den günstigsten Einfluß auszuüben. „Heute feiern wir die Wiedergeburt der Sonne!“ rief er mir froh entgegen, als ich diesen Vormittag bei ihm eintrat. Ich höre, daß er jedes Jahr die Wochen vor dem kürzesten Tage in deprimierter Stimmung zu verbringen und zu verseufzen pflegt.

Frau von Goethe trat herein, um ihren Schwiegervater zu benachrichtigen, daß sie nach Berlin zu reisen im Begriff sei, um dort mit ihrer nächsten zurückkommen- den Mutter zusammenzutreffen.

Als Frau von Goethe gegangen war, scherzte Goethe mit mir über die lebendige Einbildungskraft, welche die Jugend charakterisiere. „Ich bin zu alt,“ sagte er, „um ihr zu widersprechen und ihr begreiflich zu machen, daß die Freude, ihre Mutter dort oder hier zuerst wiederzusehen, ganz dieselbige sein würde. Diese Winterreise ist viel Mühe um nichts; aber ein solches Nichts ist der Jugend oft unendlich viel. Und im ganzen genommen, was tuts! Man muß oft etwas Tolles unternehmen, um nur wieder eine Zeitlang leben zu können. In meiner Jugend habe ich es nicht besser gemacht, und doch bin ich noch ziemlich mit heiler Haut davongekommen.“

Dienstag, den 30. Dezember 1823.

Abends mit Goethe allein, in allerlei Gesprächen. Er sagte mir, daß er die Absicht habe, seine Reise in die Schweiz vom Jahre 1797 in seine Werke aufzunehmen. Sodann war die Rede vom ‚Werther‘, den er nicht wieder gelesen habe als einmal, ungefähr zehn Jahre nach seinem Erscheinen. Auch mit seinen anderen Schriften habe er es so gemacht. Wir sprachen darauf von Übersetzungen, wobei er mir sagte, daß es ihm sehr schwer werde, englische Gedichte in deutschen Versen wiederzugeben. „Wenn man die schlagenden einsilbigen Worte der Engländer“, sagte er, „mit vielsilbigen oder zusammengesetzten deutschen ausdrücken will, so ist gleich alle Kraft und Wirkung verloren.“ Von seinem ‚Rameau‘, sagte er, daß er die Übersetzung in vier Wochen gemacht und alles diktiert habe.

Wir sprachen sodann über Naturwissenschaften, insbesondere über die Kleingeisterei, womit diese und jene Gelehrten sich um die Priorität streiten. „Ich habe durch nichts die Menschen besser kennen gelernt,“ sagte Goethe,

„als durch meine wissenschaftlichen Bestrebungen. Ich habe es mich viel kosten lassen, und es ist mit manchen Leiden verknüpft gewesen; aber ich freue mich dennoch, die Erfahrung gemacht zu haben.“

„In den Wissenschaften“, bemerkte ich, „scheint auf eine besondere Weise der Egoismus der Menschen angeregt zu werden; und wenn dieser einmal in Bewegung gesetzt ist, so pflegen sehr bald alle Schwächen des Charakters zum Vorschein zu kommen.“

„Die Fragen der Wissenschaft“, versetzte Goethe, „sind sehr häufig Fragen der Existenz. Eine einzige Entdeckung kann einen Mann berühmt machen und sein bürgerliches Glück begründen. Deshalb herrscht auch in den Wissenschaften diese große Strenge und dieses Festhalten und diese Eifersucht auf das *Aperçu* eines andern. Im Reich der Ästhetik dagegen ist alles weit lässlicher; die Gedanken sind mehr oder weniger ein angeborenes Eigentum aller Menschen, wobei alles auf die Behandlung und Ausführung ankommt und billigerweise wenig Neid stattfindet. Ein einziger Gedanke kann das Fundament zu hundert Epigrammen hergeben, und es fragt sich bloß, welcher Poet denn nun diesen Gedanken auf die wirksamste und schönste Weise zu versinnlichen gewußt hat.

„Bei der Wissenschaft aber ist die Behandlung null, und alle Wirkung liegt im *Aperçu*. Es ist dabei wenig Allgemeines und Subjektives, sondern die einzelnen Manifestationen der Naturgesetze liegen alle sphingartig, starr, fest und stumm außer uns da. Jedes wahrgenommene neue Phänomen ist eine Entdeckung, jede Entdeckung ein Eigentum. Taste aber nur einer das Eigentum an, und der Mensch mit seinen Leidenschaften wird sogleich da sein.

„Es wird aber“, fuhr Goethe fort, „in den Wissenschaften auch zugleich dasjenige als Eigentum angesehen, was man auf Akademien überliefert erhalten und gelernt hat. Kommt nun einer, der etwas Neues bringt, das mit unserm Kredo, das wir seit Jahren nachbeten und wiederum anderen überliefern, in Widerspruch steht und es wohl gar zu stürzen droht, so regt man alle Leidenschaften gegen ihn auf und sucht ihn auf alle Weise zu unterdrücken. Man sträubt sich dagegen, wie man nur kann; man tut, als höre man nicht, als verstehe man nicht; man spricht darüber mit Geringschätzung, als wäre es gar nicht der Mühe wert, es nur anzusehen und zu untersuchen: und so kann eine neue Wahrheit lange warten, bis sie sich Bahn macht. Ein Franzose sagte zu einem meiner Freunde in bezug auf meine Farbenlehre: Wir haben fünfzig Jahre lang gearbeitet, um das Reich Newtons zu gründen und zu befestigen; es werden andere fünfzig Jahre nötig sein, um es zu stürzen.“

„Die mathematische Gilde hat meinen Namen in der Wissenschaft so verdächtig zu machen gesucht, daß man sich scheut, ihn nur zu nennen. Es kam mir vor einiger Zeit eine Broschüre in die Hand, worin Gegenstände der Farbenlehre behandelt waren, und zwar schien der Verfasser ganz durchdrungen von meiner Lehre zu sein und hatte alles auf dieselben Fundamente gebaut und zurückgeführt. Ich las die Schrift mit großer Freude; allein zu meiner nicht geringen Überraschung mußte ich sehen, daß der Verfasser mich nicht einmal genannt hatte. Später ward mir das Rätsel gelöst. Ein gemeinschaftlicher Freund besuchte mich und gestand mir, der talentreiche junge Verfasser habe durch jene Schrift seinen Ruf zu gründen gesucht und habe mit Recht gefürchtet, sich bei der ge-

lehrten Welt zu schaden, wenn er es gewagt hätte, seine vorgetragenen Ansichten durch meinen Namen zu stützen. Die kleine Schrift machte Glück, und der geistreiche junge Verfasser hat sich mir später persönlich vorgestellt und sich entschuldigt.“

„Der Fall erscheint mir um so merkwürdiger,“ versetzte ich, „da man in allen anderen Dingen auf Ihre Autorität stolz zu sein Ursache hat und jedermann sich glücklich schätzt, in Ihrer Zustimmung vor der Welt einen mächtigen Schutz zu finden. Bei Ihrer Farbenlehre scheint mir das Schlimme zu sein, daß Sie es dabei nicht bloß mit dem berühmten, von allen anerkannten Newton, sondern auch mit seinen in der ganzen Welt verbreiteten Schülern zu tun haben, die ihrem Meister anhängen und deren Zahl Region ist. Gesezt auch, daß Sie am Ende recht behalten, so werden Sie gewiß noch eine geraume Zeit mit Ihrer neuen Lehre allein stehen.“

„Ich bin es gewohnt und bin darauf gefaßt“, erwiderte Goethe. „Aber sagen Sie selbst,“ fuhr er fort, „konnte ich nicht stolz sein, wenn ich mir seit zwanzig Jahren gestehen mußte, daß der große Newton und alle Mathematiker und erhabenen Rechner mit ihm in bezug auf die Farbenlehre sich in einem entschiedenen Irrtum befänden, und daß ich unter Millionen der einzige sei, der in diesem großen Naturgegenstande allein das Rechte wisse? Mit diesem Gefühl der Superiorität war es mir denn möglich, die stupide Anmaßlichkeit meiner Gegner zu ertragen. Man suchte mich und meine Lehre auf alle Weise anzufeinden und meine Ideen lächerlich zu machen, aber ich hatte nichtsdestoweniger über mein vollendetes Werk eine große Freude. Alle Angriffe meiner Gegner dienten mir nur, um die Menschen in ihrer Schwäche zu sehen.“

Während Goethe so mit einer Kraft und einem Reichtum des Ausdruckes sprach, wie ich in ganzer Wahrheit wiederzugeben nicht imstande bin, glänzten seine Augen von einem außerordentlichen Feuer. Man sah darin den Ausdruck des Triumphes, während ein ironisches Lächeln um seine Lippen spielte. Die Züge seines schönen Gesichtes waren imposanter als je.

1828

Freitag, den 16. Mai 1828.

Mit Goethe spazieren gefahren. Er amüsierte sich an der Erinnerung seiner Streitigkeiten mit Rogebue und Konsorten und rezitierte einige sehr lustige Epigramme gegen den ersteren, die übrigens mehr spaßhaft als verlegend waren. Ich fragte ihn, warum er sie nicht in seine Werke aufgenommen. „Ich habe eine ganze Sammlung solcher Gedichtchen,“ erwiderte Goethe, „die ich geheimhalte und nur gelegentlich den vertrautesten meiner Freunde zeige. Es war dies die einzige unschuldige Waffe, die mir gegen die Angriffe meiner Feinde zu Gebote stand. Ich machte mir dadurch im stillen Luft und befreite und reinigte mich dadurch von dem fatalen Gefühl des Mißwollens, das ich sonst gegen die öffentlichen und oft boshaften Händeleien meiner Gegner hätte empfinden und nähren müssen. Durch jene Gedichtchen habe ich mir also persönlich einen wesentlichen Dienst geleistet. Aber ich will nicht das Publikum mit meinen Privathändeln beschäftigen oder noch lebende Personen dadurch verletzen. In späterer Zeit jedoch wird sich davon dies oder jenes ganz ohne Bedenken mittheilen lassen.“

Freitag, den 6. Juni 1828.

Der König von Bayern sandte vor einiger Zeit seinen Hofmaler Stieler nach Weimar, um das Porträt Goethes zu machen. Als eine Art Empfehlungsbrief und als Zeugnis seiner Geschicklichkeit brachte Stieler das vollendete lebensgroße Bildnis eines sehr schönen jungen Frauenzimmers mit, nämlich das der Münchener Schauspielerin Fräulein von Hagn. Goethe gewährte darauf Herrn Stieler alle gewünschten Sitzungen, und sein Bild ward nun vor einigen Tagen fertig.

Diesen Mittag war ich bei ihm zu Tisch, und zwar alleine. Beim Dessert stand er auf und führte mich in das den Speisesaal angrenzende Kabinett und zeigte mir die jüngst vollendete Arbeit Stieler's. Darauf, sehr geheimnisvoll, führte er mich weiter in das sogenannte Majolikazimmer, wo sich das Bild der schönen Schauspielerin befand. „Nicht wahr,“ sagte er, nachdem wir es eine Weile betrachtet, „das ist der Mühe wert! Stieler war gar nicht dumm! Er brauchte diesen schönen Bissen bei mir als Lockspeise, und indem er mich durch solche Künste zum Sitzen brachte, schmeichelte er meiner Hoffnung, daß auch jetzt unter seinem Pinsel ein Engel entstehen würde, indem er den Kopf eines Alten malte.“

Freitag, den 26. September 1828.

Goethe zeigte mir heute seine reiche Fossiliensammlung, die sich in dem freistehenden Pavillon an seinem Hausgarten befindet. Die Sammlung ist durch ihn selber angelegt, durch seinen Sohn stark vermehrt, und besonders merkwürdig durch eine zahlreiche Folge versteinelter Knochen, die alle in der Umgebung von Weimar gefunden worden.

Montag, den 6. Oktober 1828.

Bei Goethe zu Tisch mit Herrn von Martius, der seit einigen Tagen hier ist und sich mit Goethe über botanische Gegenstände bespricht. Besonders ist es die Spiraltendenz der Pflanzen, worin Herr von Martius wichtige Entdeckungen gemacht, die er Goethen mittheilt, dem sich dadurch ein neues Feld eröffnet. Goethe schien die Idee seines Freundes mit einer Art jugendlicher Leidenschaftlichkeit aufzunehmen. „Für die Physiologie der Pflanzen“, sagte er, „ist damit sehr viel gewonnen. Das neue Aperçu der Spiraltendenz ist meiner Metamorphosenlehre durchaus gemäß, es ist auf demselbigen Wege gefunden, aber es ist damit ein ungeheurerer Schritt vorwärts getan.“

Freitag, den 17. Oktober 1828.

Goethe liest seit einiger Zeit sehr eifrig den ‚Globe‘ und macht dieses Blatt sehr oft zum Gegenstand seines Gesprächs. Die Bemühungen Cousins und seiner Schule erscheinen ihm besonders wichtig.

„Diese Männer“, sagte er, „sind ganz auf dem Wege, eine Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland zu bewirken, indem sie eine Sprache bilden, die durchaus geeignet ist, den Ideenverkehr zwischen beiden Nationen zu erleichtern.“

Auch hat der ‚Globe‘ für Goethe dadurch noch ein besonderes Interesse, daß die neuesten Produkte der schönen Literatur Frankreichs darin besprochen und die Freiheiten der romantischen Schule, oder vielmehr die Befreiung von den Fesseln nichtsagender Regeln, darin oft sehr lebhaft verteidigt werden.

„Was will der ganze Plunder gewisser Regeln einer steifen veralteten Zeit!“ sagte er heute, „und was will

all der Lärm über klassisch und romantisch! Es kommt darauf an, daß ein Werk durch und durch gut und tüchtig sei, und es wird auch wohl klassisch sein."

Mittwoch, den 3. Dezember 1828.

Heute hatte ich mit Goethen einen anmutigen Spas ganz besonderer Art. Madame Duval zu Cartigny im Kanton Genf nämlich, die sehr geschickt in Zubereitung von Konfitüren ist, hatte mir als Produkte ihrer Kunst einige Zedraten für die Frau Großfürstin und Goethe geschickt, völlig überzeugt, daß ihre Konfitüren alle anderen so weit übertreffen, als die Gedichte Goethes diejenigen der meisten seiner deutschen Mitbewerber.

Die älteste Tochter jener Dame hatte nun schon längst eine Handschrift Goethes gewünscht, worauf es mir einfiel, daß es klug sein würde, durch die süße Lockspeise der Zedraten Goethen zu einem Gedicht für meine junge Freundin anzukörnen.

Mit der Miene eines mit einem wichtigen Geschäft beauftragten Diplomaten ging ich daher zu ihm und unterhandelte mit ihm als Macht gegen Macht, indem ich für die offerierten Zedraten ein Originalgedicht seiner Hand zur Bedingung machte. Goethe lachte über diesen Scherz, den er sehr wohl aufnahm, und sich sogleich die Zedraten erbat, die er ganz vortrefflich fand. Wenige Stunden darauf war ich sehr überrascht, folgende Verse als ein Weihnachtsgeschenk für meine junge Freundin ankommen zu sehen:

Glücklich Land, allwo Zedraten
Zur Vollkommenheit geraten
Und zu reizendem Genießen
Kluge Frauen sie durchsüßen! u. s. w.

Als ich ihn wiedersah, scherzte er über den Vorteil, den er jetzt aus seinem poetischen Metier zu ziehen imstande sei, während-er in seiner Jugend zu seinem ‚Götter‘ keinen Verleger habe finden können. „Ihren Handelsvertrag“, sagte er, „nehme ich an; wenn meine Bedruten verschmaust sein werden, vergessen Sie ja nicht andere zu kommandieren, ich werde pünktlich mit meinen poetischen Wechselfn zahlen.“

Montag, den 18. Januar 1830.

Goethe sprach über Lavater und sagte mir viel Gutes von seinem Charakter. Auch Züge von ihrer früheren intimen Freundschaft erzählte mir Goethe, und wie sie zu jener Zeit oft brüderlich zusammen in einem und demselbigen Bette geschlafen. „Es ist zu bedauern,“ fügte er hinzu, „daß ein schwacher Mystizismus dem Aufflug seines Genies so bald Grenzen setzte.“

Freitag, den 22. Januar 1830.

Wir sprachen über die ‚Geschichte Napoleons‘ von Walter Scott.

„Es ist wahr,“ sagte Goethe, „man kann dem Verfasser dabei große Ungenauigkeiten und eine ebenso große Parteilichkeit vorwerfen; allein gerade diese beiden Mängel geben seinem Werke in meinen Augen einen ganz besonderen Wert. Der Erfolg des Buches war in England über alle Begriffe groß, und man sieht also, daß Walter Scott eben in seinem Haß gegen Napoleon und die Franzosen der wahre Dolmetscher und Repräsentant der englischen Volksmeinung und des englischen Nationalgefühls gewesen ist. Sein Buch wird keineswegs ein Dokument für die Geschichte Frankreichs, allein es wird

eins für die Geschichte Englands sein. Auf jeden Fall aber ist es eine Stimme, die bei diesem wichtigen historischen Prozeß nicht fehlen durfte.

„Überhaupt ist es mir angenehm, über Napoleon die entgegengesetztesten Meinungen zu hören. Ich lese jetzt das Werk von Vignon, welches mir einen ganz besonderen Wert zu haben scheint.

Montag, den 25. Januar 1830.

Ich brachte Goethen die Verzeichnisse, die ich über die hinterlassenen Schriften Dumonts als Vorbereitung einer Herausgabe derselben gemacht hatte. Goethe las sie mit vieler Sorgfalt und schien erstaunt über die Masse von Kenntnissen, Interessen und Ideen, die er bei dem Autor so verschiedener und reichhaltiger Manuskripte voraussetzen Ursache habe.

„Dumont“, sagte er, „muß ein Geist von großem Umfange gewesen sein. Unter den Gegenständen, die er behandelt hat, ist nicht ein einziger, der nicht an sich interessant und bedeutend wäre; und die Wahl der Gegenstände zeigt immer, was einer für ein Mann und wos Geistes Kind er ist. Nun kann man zwar nicht verlangen, daß der menschliche Geist eine solche Universalität besitze, um alle Gegenstände mit einem gleichen Talent und Glück zu behandeln; aber wenn es auch dem Autor mit allen nicht auf gleiche Weise gelungen sein sollte, so gibt schon der bloße Vorsatz und Wille, sie zu behandeln, mir von ihm eine sehr hohe Meinung. Ich finde besonders merkwürdig und schätzbar, daß bei ihm überall eine praktische, nützliche und wohlwollende Tendenz vorkommt.“

Ich hatte ihm zugleich die ersten Kapitel der „Reise

nach Paris' mitgebracht, die ich ihm vorlesen wollte, die er aber vorzog, allein zu betrachten.

Er scherzte darauf über die Schwierigkeit des Lesens und den Dünkel vieler Leute, die ohne alle Vorstudien und vorbereitende Kenntnisse sogleich jedes philosophische und wissenschaftliche Werk lesen möchten, als wenn es eben nichts weiter als ein Roman wäre.

„Die guten Leute“, fuhr er fort, „wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe gekostet, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen, daß ich am Ziele wäre.“

Sonntag, den 31. Januar 1830.

Besuch bei Goethe in Begleitung des Prinzen. Er empfing uns in seinem Arbeitszimmer.

Wir sprachen über die verschiedenen Ausgaben seiner Werke, wobei es mir auffallend war, von ihm zu hören, daß er den größten Teil dieser Editionen selber nicht besitze. Auch die erste Ausgabe seines ‚Römischen Karneval‘, mit Kupfern nach eigenen Originalzeichnungen, besitze er nicht. Er habe, sagte er, in einer Auktion sechs Taler dafür geboten, ohne sie zu erhalten.

Er zeigte uns darauf das erste Manuskript seines ‚Göz von Berlichingen‘, ganz in der ursprünglichen Gestalt, wie er es vor länger als fünfzig Jahren auf Anregung seiner Schwester in wenigen Wochen geschrieben. Die schlanken Züge der Handschrift trugen schon ganz den freien klaren Charakter, wie ihn seine deutsche Schrift später immer behalten und auch noch jetzt hat. Das Manuskript war sehr reinlich, man las ganze Seiten ohne die geringste Korrektur, so daß man es eher für eine Kopie, als für einen ersten raschen Entwurf hätte halten sollen.

Seine frühesten Werke hat Goethe, wie er uns sagte, alle mit eigener Hand geschrieben, auch seinen ‚Werther‘; doch ist das Manuskript verloren gegangen. In späterer Zeit dagegen hat er fast alles diktirt, und nur Gedichte und flüchtig notierte Pläne finden sich von seiner eigenen Hand. Sehr oft hat er nicht daran gedacht, von einem neuen Produkt eine Abschrift nehmen zu lassen; vielmehr hat er häufig die kostbarste Dichtung dem Zufall preisgegeben, indem er öfter als einmal das einzige Exemplar, das er besaß, nach Stuttgart in die Druckerei schickte.

Nachdem wir das Manuskript des ‚Verlichingen‘ genugsam betrachtet, zeigte Goethe uns das Original seiner ‚Italienischen Reise‘. In diesen täglich niedergeschriebenen Beobachtungen und Bemerkungen finden sich in bezug auf die Handschrift dieselbigen guten Eigenschaften wie bei seinem ‚Götz‘. Alles ist entschieden, fest und sicher, nichts ist korrigiert, und man sieht, daß dem Schreibenden das Detail seiner augenblicklichen Notizen immer frisch und klar vor der Seele stand. Nichts ist veränderlich und wandelbar, ausgenommen das Papier, das in jeder Stadt, wo der Reisende sich aufhielt, in Format und Farbe stets ein anderes wurde.

Gegen das Ende dieses Manuskripts fand sich eine geistreich hingeworfene Federzeichnung von Goethe, nämlich die Abbildung eines italienischen Advokaten, wie er in seiner großen Amtskleidung vor Gericht eine Rede hält. Es war die merkwürdigste Figur, die man sich denken konnte, und sein Anzug so auffallend, daß man hätte glauben sollen, er habe ihn gewählt, um auf eine Maßterade zu gehen. Und doch war alles nur eine treue Darstellung nach dem wirklichen Leben. Den Zeigefinger auf die Spitze des Daumens und die übrigen Finger

ausgestreckt haltend, stand der dicke Redner behaglich da, und diese wenige Bewegung paßte recht gut zu der großen Perücke, womit er sich behängt hatte.

Mittwoch, den 3. Februar 1830.

Wir sprachen über den ‚Globe‘ und ‚Temps‘, und dies führte auf die französische Literatur und Literatoren.

„Guizot“, sagte Goethe unter andern, „ist ein Mann nach meinem Sinne, er ist solide. Er besitzt tiefe Kenntnisse, verbunden mit einem aufgeklärten Liberalismus, der, über den Parteien stehend, seinen eigenen Weg geht. Ich bin begierig, zu sehen, welche Rolle er in den Kammern spielen wird, wozu man ihn jetzt gewählt hat.“

„Leute, die ihn nur oberflächlich zu kennen scheinen,“ erwiderte ich, „haben mir ihn als etwas pedantisch geschildert.“

„Es bleibt zu wissen übrig,“ entgegnete Goethe, „welche Sorte von Pedanterie man ihm vorwirft. Alle bedeutenden Menschen, die in ihrer Lebensweise eine gewisse Regelmäßigkeit und feste Grundsätze besitzen, die viel nachgedacht haben und mit den Angelegenheiten des Lebens kein Spiel treiben, können sehr leicht in den Augen oberflächlicher Beobachter als Pedanten erscheinen. Guizot ist ein weitsehender, ruhiger, festhaltender Mann, der der französischen Beweglichkeit gegenüber gar nicht genug zu schätzen und gerade ein solcher ist, wie sie ihn brauchen.“

„Billemain“, fuhr Goethe fort, „ist vielleicht glänzender als Redner. Er besitzt die Kunst einer gewandten Entwicklung aus dem Grunde, er ist nie verlegen um schlagende Ausdrücke, wodurch er die Aufmerksamkeit fesselt und seine Hörer zu lautem Beifall fortreißt; aber er ist weit oberflächlicher als Guizot und weit weniger praktisch.“

„Was Cousin betrifft, so kann er zwar uns Deutschen wenig geben, indem die Philosophie, die er seinen Landsleuten als etwas Neues bringt, uns seit vielen Jahren bekannt ist. Allein er ist für die Franzosen von großer Bedeutung; er wird ihnen eine ganz neue Richtung geben.

„Cuvier, der große Naturkenner, ist bewundernswürdig durch seine Darstellung und seinen Stil; niemand exponiert ein Faktum besser als er. Allein er besitzt fast gar keine Philosophie; er wird sehr unterrichtete Schüler erziehen, aber wenig tiefe.“

Alles dieses zu hören war mir um so interessanter, als es mit den Ansichten Dumonts über die gedachten Männer sehr nahe zusammentraf. Ich versprach Goethen, ihm die betreffenden Stellen aus dessen Manuskripten abzuschreiben, damit er sie mit seiner eigenen Meinung gelegentlich vergleichen möge.

Die Erwähnung Dumonts brachte das Gespräch auf dessen Verhältnis zu Bentham, worüber sich Goethe also äußerte:

„Es ist für mich ein interessantes Problem,“ sagte er, „wenn ich sehe, daß ein so vernünftiger, so gemäßigter und so praktischer Mann wie Dumont der Schüler und treue Verehrer dieses Narren Bentham sein konnte.“

„Bentham“, erwiderte ich, „ist gewissermaßen als eine doppelte Person zu betrachten. Ich unterscheide Bentham das Genie, das die Prinzipien ersann, die Dumont der Vergessenheit entzog, indem er sie ausarbeitete, und Bentham den leidenschaftlichen Mann, der aus übertriebenem Nützlichkeitsseifer die Grenzen seiner eigenen Lehre überschritt und dadurch sowohl in der Politik als in der Religion zum Radikalen ward.“

„Das aber“, erwiderte Goethe, „ist eben ein neues Problem für mich, daß ein Greis die Laufbahn eines langen Lebens damit beschließen kann, in seinen letzten Tagen noch ein Radikaler zu werden.“

Ich suchte diesen Widerspruch zu lösen, indem ich bemerkte, daß Bentham, in der Überzeugung von der Vortrefflichkeit seiner Lehre und seiner Gesetzgebung, und bei der Unmöglichkeit, sie ohne eine völlige Veränderung des herrschenden Systems in England einzuführen, sich um so mehr von seinem leidenschaftlichen Eifer habe fortreißen lassen, als er mit der äußeren Welt wenig in Berührung komme und die Gefahr eines gewaltsamen Umsturzes nicht zu beurteilen vermöge.

„Dumont dagegen“, fuhr ich fort, „der weniger Leidenschaft und mehr Klarheit besitzt, hat die Überspannung Benthams nie gebilligt und ist weit entfernt gewesen, selber in einen ähnlichen Fehler zu fallen. Er hat überdies den Vorteil gehabt, die Prinzipien Benthams in einem Lande in Anwendung zu bringen, das infolge politischer Ereignisse zu jener Zeit gewissermaßen als ein neues zu betrachten war, nämlich in Genf, wo denn auch alles vollkommen gelang und der glückliche Erfolg den Wert des Prinzips an den Tag legte.“

„Dumont“, erwiderte Goethe, „ist eben ein gemäßigter Liberaler, wie es alle vernünftigen Leute sind und sein sollen, und wie ich selber es bin und in welchem Sinne zu wirken ich während eines langen Lebens mich bemüht habe.“

„Der wahre Liberale“, fuhr er fort, „sucht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, so viel Gutes zu bewirken, als er nur immer kann; aber er hütet sich, die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und

Schwert vertilgen zu wollen. Er ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft ebenso viel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihn das Bessere zu erreichen Zeit und Umstände begünstigen.“

Mittwoch, den 10. Februar 1830.

Heute nach Tisch war ich einen Augenblick bei Goethe. Er freute sich des herannahenden Frühlings und der wieder länger werdenden Tage. Dann sprachen wir über die Farbenlehre. Er schien an der Möglichkeit zu zweifeln, seiner einfachen Theorie Bahn zu machen. „Die Irrtümer meiner Gegner“, sagte er, „sind seit einem Jahrhundert zu allgemein verbreitet, als daß ich auf meinem einsamen Wege hoffen könnte, noch diesen oder jenen Gefährten zu finden. Ich werde allein bleiben! Ich komme mir oft vor wie ein Mann in einem Schiffbruch, der ein Brett ergreift, das nur einen einzigen zu tragen imstande ist. Dieser eine rettet sich, während alle übrigen jämmerlich ersaufen.“

Sonntag, den 14. Februar 1830.

Der heutige Tag war für Weimar ein Tag der Trauer; die Großherzogin Luise starb diesen Mittag halb zwei Uhr. Die regierende Frau Großherzogin befahl mir, bei Fräulein von Waldner und Goethe in ihrem Namen einen Kondolenzbesuch zu machen.

Ich ging zuerst zu Fräulein von Waldner. Ich fand sie in Tränen und tiefer Betrübniß und sich ganz dem Gefühl ihres erlittenen Verlustes überlassend. „Ich war“,

sagte sie, „seit länger als fünfzig Jahren im Dienst der verewigten Fürstin. Sie hatte mich selbst zu ihrer Ehren-
dame erwählt und diese freie Wahl ihrerseits war mein
Stolz und mein Glück. Ich habe mein Vaterland ver-
lassen, um ihrem Dienste zu leben. Hätte sie mich doch
auch jetzt mit sich genommen, damit ich nicht nach einer
Wiedervereinigung mit ihr so lange zu seufzen brauchte!“

Ich ging darauf zu Goethe. Aber wie ganz anders
waren die Zustände bei ihm! Er fühlte den ihn betref-
fenden Verlust gewiß nicht weniger tief, allein er schien
seiner Empfindungen auf alle Weise Herr bleiben zu
wollen. Ich fand ihn noch mit einem guten Freunde bei
Tische sitzen und eine Flasche Wein trinken. Er sprach
lebhaft und schien überall in sehr heiterer Stimmung.
„Wohlan,“ sagte er, als er mich sah, „kommen Sie her,
nehmen Sie Platz! Der Schlag, der uns lange gedroht,
hat endlich getroffen, und wir haben wenigstens nicht
mehr mit der grausamen Ungewißheit zu kämpfen. Wir
müssen nun sehen, wie wir uns mit dem Leben wieder
zurechtsetzen.“

„Dort sind ihre Tröster,“ sagte ich, indem ich auf seine
Papiere zeigte. „Die Arbeit ist ein treffliches Mittel, uns
in Leiden wieder emporzurichten.“

„Solange es Tag ist,“ erwiderte Goethe, „wollen wir
den Kopf schon oben halten, und solange wir noch her-
vorbringen können, werden wir nicht nachlassen.“

Er sprach darauf über Personen, die ein hohes Alter
erreicht, und erwähnte auch die berühmte Ninon. „Noch
in ihrem neunzigsten Jahre“, sagte er, „war sie jung;
aber sie verstand es auch, sich im Gleichgewicht zu er-
halten, und machte sich aus den irdischen Dingen nicht
mehr als billig. Selbst der Tod konnte ihr keinen über-

mäßigen Respekt einflößen. Als sie in ihrem achtzehnten Jahre von einer schweren Krankheit genas und die Umstehenden ihr die Gefahr schilderten, in der sie geschwebt, sagte sie ganz ruhig: „Was wäre es denn weiter gewesen! Hätte ich doch lauter Sterbliche zurückgelassen!“ Sie lebte darauf noch über siebenzig Jahre, liebenswürdig und geliebt und alle Freuden des Lebens genießend, aber bei diesem ihr eigenthümlichen Gleichmut sich stets über jeder verzehrenden Leidenschaftlichkeit erhaben haltend. Ninon verstand es; es gibt wenige, die ihr es nachtun.“

Er reichte mir sodann einen Brief des Königs von Bayern, den er heute erhalten hatte und der zu seiner heiteren Stimmung wahrscheinlich nicht wenig beigetragen. „Lesen Sie“, sagte er, „und gestehen Sie, daß das Wohlwollen, das der König mir fortwährend bewahrt, und das lebhafteste Interesse, das er an den Fortschritten der Literatur und höheren menschlichen Entwicklung nimmt, durchaus geeignet ist, mir Freude zu machen. Und daß ich diesen Brief gerade heute erhielt, dafür danke ich dem Himmel als für eine besondere Gunst.“

Wir sprachen darauf über das Theater und dramatische Poesie. „Gozzi“, sagte Goethe, „wollte behaupten, daß es nur sechsunddreißig tragische Situationen gebe. Schiller gab sich alle Mühe noch mehrere zu finden, allein er fand nicht einmal so viele als Gozzi.“

Dies führte auf einen Artikel des ‚Globe‘, und zwar auf eine kritische Beleuchtung des ‚Gustav Wasa‘ von Arnault. Die Art und Weise, wie der Rezensent sich dabei benommen, machte Goethen viel Vergnügen und fand seinen vollkommenen Beifall. Der Beurteilende hatte sich nämlich damit begnügt, alle Reminiscenzen des Autors namhaft zu machen, ohne ihn selber und seine poetischen

Grundsätze weiter anzugreifen. „Der ‚Temps‘“, fügte Goethe hinzu, „hat sich in seiner Kritik nicht so weise benommen. Er maßt sich an, dem Dichter den Weg vorschreiben zu wollen, den er hätte gehen müssen. Dies ist ein großer Fehler, denn damit erreicht man nicht, ihn zu bessern. Es gibt überhaupt nichts Dümmeres, als einem Dichter zu sagen: Dies hättest du müssen so machen, und dieses so! Ich spreche als alter Kenner. Man wird aus einem Dichter nie etwas anderes machen, als was die Natur in ihn gelegt hat. Wollt ihr ihn zwingen ein anderer zu sein, so werdet ihr ihn vernichten.“

„Meine Freunde, die Herren vom ‚Globe‘, wie gesagt, machen es sehr klug: sie drucken eine lange Liste aller Gemeinplätze, die der Herr Arnault aus allen Ecken und Enden her geliehen hat; und indem sie dieses tun, deuten sie sehr geschickt die Klippe an, vor welcher der Autor sich künftig zu hüten hat. Es ist fast unmöglich, heutzutage noch eine Situation zu finden, die durchaus neu wäre. Bloß die Anschauungsweise und die Kunst, sie zu behandeln und darzustellen, kann neu sein, und hierbei muß man um so mehr vor jeder Nachahmung sich in acht nehmen.“

Goethe erzählte uns darauf die Art und Weise, wie Gozzi sein Theater del Arte zu Venedig eingerichtet hatte, und wie seine improvisierende Truppe beliebt gewesen. „Ich habe“, sagte er, „zu Venedig noch zwei Aktrizen jener Truppe gesehen, besonders die Brighella, und habe noch mehreren solcher improvisierten Stücke mit beige-wohnt. Die Wirkung, die diese Leute hervorbrachten, war außerordentlich.“

Goethe sprach sodann über den neapolitaner Pulcinell. „Ein Hauptpaß dieser niedrig-komischen Personnage“,

sagte er, „bestand darin, daß er zuweilen auf der Bühne seine Rolle als Schauspieler auf einmal ganz zu vergessen schien. Er tat, als wäre er wieder nach Hause gekommen, sprach vertraulich mit seiner Familie, erzählte von dem Stücke, in welchem er gespielt, und von einem anderen, worin er noch spielen solle; auch genierte er sich nicht, kleinen Naturbedürfnissen ungehinderte Freiheit zu lassen. Aber, lieber Mann“, rief ihm sodann seine Frau zu, „du scheinst dich ja ganz zu vergessen; bedenke doch die werthe Versammlung, vor welcher du dich befindest!“ — „E vero! E vero!“ erwiderte darauf Pulcinell, sich wieder besinnend, und lehrte unter großem Applaus der Zuschauer in sein voriges Spiel zurück. Das Theater des Pulcinell ist übrigens von solchem Ruf, daß niemand in guter Gesellschaft sich rühmt, darin gewesen zu sein. Frauen, wie man denken kann, gehen überall nicht hin, es wird nur von Männern besucht.

„Der Pulcinell ist in der Regel eine Art lebendige Zeitung. Alles, was den Tag über sich in Neapel Auffallendes zugetragen hat, kann man abends von ihm hören. Diese Lokalinteressen, verbunden mit dem niedern Volksdialekt, machen es jedoch dem Fremden fast unmöglich, ihn zu verstehen.“

Goethe lenkte das Gespräch auf andere Erinnerungen seiner früheren Zeit. Er sprach über sein geringes Vertrauen zum Papiergelde, und welche Erfahrungen er in dieser Art gemacht. Als Bestätigung erzählte er uns eine Anekdote von Grimm, und zwar aus der Zeit der Französischen Revolution, wo dieser, es in Paris nicht mehr für sicher haltend, wieder nach Deutschland zurückgekehrt war und in Gotha lebte.

„Wir waren“, sagte Goethe, „eines Tages bei Grimm

zu Tisch. Ich weiß nicht mehr, wie das Gespräch es herbeiführte, genug, Grimm rief mit einem Male: „Ich wette, daß kein Monarch in Europa ein Paar so kostbare Handmanschetten besitzt als ich, und daß keiner dafür einen so hohen Preis bezahlt hat, als ich es habe.“ Es läßt sich denken, daß wir ein lautes unglaubliches Erstaunen ausdrückten, besonders die Damen, und daß wir alle sehr neugierig waren, ein Paar so wunderbare Handmanschetten zu sehen. Grimm stand also auf und holte aus seinem Schränkchen ein Paar Spitzenmanschetten von so großer Pracht, daß wir alle in laute Verwunderung ausbrachen. Wir versuchten es, sie zu schätzen, konnten sie jedoch nicht höher halten als etwa zu hundert bis zweihundert Louisdor. Grimm lachte und rief: „Ihr seid sehr weit vom Ziele! Ich habe sie mit zweimalhundertundfünzigtausend Franken bezahlt und war noch glücklich, meine Assignaten so gut angebracht zu haben. Am nächsten Tage galten sie keinen Groschen mehr.“

Montag, den 15. Februar 1830.

Ich war diesen Vormittag einen Augenblick bei Goethe, um mich im Namen der Frau Großherzogin nach seinem Befinden zu erkundigen. Ich fand ihn betrübt und gedankenvoll und von der gestrigen etwas gewaltsamen Aufregtheit keine Spur. Er schien die Lücke, die der Tod in ein fünfzigjähriges freundschaftliches Verhältnis gerissen, heute tief zu empfinden. „Ich muß mit Gewalt arbeiten,“ sagte er, „um mich oben zu halten und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn, unerachtet aller Erfahrung, bei einem uns teuren Gegenstande nicht für möglich hält und er immer als etwas Unglaubliches und

Unerwartetes eintritt. Er ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird. Und dieser Übergang aus einer uns bekannten Existenz in eine andere, von der wir auch gar nichts wissen, ist etwas so Gewaltfames, daß es für die Zurückbleibenden nicht ohne die tiefste Ersütterung abgeht."

Freitag, den 5. März 1830.

Eine nahe Verwandte der Jugendgeliebten Goethes, Fräulein von Türckheim, war einige Zeit in Weimar. Ich drückte heute gegen Goethe mein Bedauern über ihre Abreise aus. „Sie ist so jung“, sagte ich, „und zeigt eine so erhabene Gesinnung und einen so reifen Geist, wie man ihn bei solchem Alter selten findet. Ihr Erscheinen hat überhaupt in Weimar großen Eindruck gemacht. Wäre sie länger geblieben, sie hätte für manchen gefährlich werden können.“

„Wie sehr tut es mir leid,“ erwiderte Goethe, „daß ich sie nicht öfter gesehen, und daß ich anfänglich immer verschoben habe, sie einzuladen, um mich ungestört mit ihr zu unterhalten und die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzusuchen.“

„Der vierte Band von ‚Wahrheit und Dichtung‘,“ fuhr er fort, „wo Sie die jugendliche Glücks- und Leidensgeschichte meiner Liebe zu Lili erzählt finden werden, ist seit einiger Zeit vollendet. Ich hätte ihn längst früher geschrieben und herausgegeben, wenn mich nicht gewisse zarte Rücksichten gehindert hätten, und zwar nicht Rücksichten gegen mich selber, sondern gegen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre stolz gewesen, es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt; und ich glaube, sie wäre nicht errötet, zu gestehen, daß meine Neigung

erwidert wurde. Aber hatte ich das Recht, es öffentlich zu sagen ohne ihre Zustimmung? Ich hatte immer die Absicht, sie darum zu bitten; doch zögerte ich damit hin, bis es denn endlich nicht mehr nötig war.

„Indem Sie“, fuhr Goethe fort, „mit solchem Anteil über das liebenswürdige junge Mädchen reden, das uns jetzt verläßt, erwecken Sie in mir alle meine alten Erinnerungen. Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist mir, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich.“

„Ich bin“, fuhr Goethe fort, „meinem eigentlichen Glück nie so nahe gewesen, als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns auseinanderhielten, waren im Grunde nicht unübersteiglich — und doch ging sie mir verloren!“

„Meine Neigung zu ihr hatte etwas so Delikates und etwas so Eigentümliches, daß es jetzt in Darstellung jener schmerzlich-glücklichen Epoche auf meinen Stil Einfluß gehabt hat. Wenn Sie künftig den vierten Band von ‚Wahrheit und Dichtung‘ lesen, so werden Sie finden, daß jene Liebe etwas ganz anderes ist, als eine Liebe in Romanen.“

„Dasselbige“, erwiderte ich, „könnte man auch von Ihrer Liebe zu Gretchen und Friederike sagen. Die Darstellung von beiden ist gleichfalls so neu und originell, wie die Romanschreiber dergleichen nicht erfinden und ausdenken. Es scheint dieses von der großen Wahrhaftig-

keit des Erzählers herzurühren, der das Erlebte nicht zu bemänteln gesucht, um es zu größerem Vorteil erscheinen zu lassen und der jede empfindsame Phrase vermieden, wo schon die einfache Darlegung der Ereignisse genügte.

„Auch ist die Liebe selbst“, fügte ich hinzu, „sich niemals gleich; sie ist stets original und modifiziert sich stets nach dem Charakter und der Persönlichkeit derjenigen, die wir lieben.“

„Sie haben vollkommen recht,“ erwiderte Goethe; „denn nicht bloß wir sind die Liebe, sondern es ist es auch das uns anreizende liebe Objekt. Und dann, was nicht zu vergessen, kommt als ein mächtiges Drittes noch das Dämonische hinzu, das jede Leidenschaft zu begleiten pflegt und das in der Liebe sein eigentliches Element findet. In meinem Verhältnis zu Lili war es besonders wirksam; es gab meinem ganzen Leben eine andere Richtung, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hiersein davon eine unmittelbare Folge war.“

Sonnabend, den 6. März 1830.

Goethe liest seit einiger Zeit die ‚Memoiren‘ von Saint-Simon.

„Mit dem Tode von Ludwig dem Vierzehnten“, sagte er mir vor einigen Tagen, „habe ich jetzt Halt gemacht. Bis dahin hat mich das Dugend Bände im hohen Grade interessiert, und zwar durch den Kontrast der Willensrichtungen des Herrn und der aristokratischen Tugend des Dieners. Aber von dem Augenblick an, wo jener Monarch abgeht, und eine andere Personnage auftritt, die zu schlecht ist, als daß Saint-Simon sich zu seinem Vorteil neben ihr ausnehmen könnte, machte die Lektüre

mir keine Freude mehr; der Widerwille trat ein, und ich verließ das Buch da, wo mich der ‚Tyrann‘ verließ.“

Auch den ‚Globe‘ und den ‚Temps‘, den Goethe seit mehreren Monaten mit dem größten Eifer las, hat er seit etwa vierzehn Tagen zu lesen aufgehört. Sowie die Nummern bei ihm unter Kreuzband ankommen, legt er sie uneröffnet beiseite. Indes bittet er seine Freunde, ihm zu erzählen, was in der Welt vorgeht. Er ist seit einiger Zeit sehr produktiv und ganz vertieft im zweiten Teile seines ‚Faust‘. Besonders ist es die ‚Klassische Walpurgisnacht‘, die ihn seit einigen Wochen ganz hin- nimmt und die dadurch auch rasch und bedeutend heran- wächst. In solchen durchaus produktiven Epochen liebt Goethe die Lektüre überhaupt nicht, es wäre denn, daß sie als etwas Leichtes und Heiteres ihm als ein wohl- tätiges Ausruhen diene, oder auch, daß sie mit dem Gegenstande, den er eben unter Händen hat, in Har- monie stände und dazu behilflich wäre. Er meidet sie dagegen ganz entschieden, wenn sie so bedeutend und auf- regend wirkte, daß sie seine ruhige Produktion stören und sein tätiges Interesse zersplittern und ablenken könnte. Das letztere scheint jetzt mit dem ‚Globe‘ und ‚Temps‘ der Fall zu sein. „Ich sehe,“ sagte er, „es bereiten sich in Paris bedeutende Dinge vor; wir sind am Vorabend einer großen Explosion. Da ich aber darauf keinen Ein- fluß habe, so will ich es ruhig abwarten, ohne mich von dem spannenden Gang des Dramas unnützerweise täg- lich aufregen zu lassen. Ich lese jetzt so wenig den ‚Globe‘ als den ‚Temps‘, und meine ‚Walpurgisnacht‘ rückt da- bei gar nicht schlecht vorwärts.“

Er sprach darauf über den Zustand der neuesten fran- zösischen Literatur, die ihn sehr interessiert. „Was die

Franzosen“, sagte er, „bei ihrer jetzigen literarischen Richtung für etwas Neues halten, ist im Grunde weiter nichts als der Widerschein desjenigen, was die deutsche Literatur seit fünfzig Jahren gewollt und geworden. Der Keim der historischen Stücke, die bei ihnen jetzt etwas Neues sind, findet sich schon seit einem halben Jahrhundert in meinem Gdß. Übrigens“, fügte er hinzu, „haben die deutschen Schriftsteller niemals daran gedacht und nie in der Absicht geschrieben, auf die Franzosen einen Einfluß ausüben zu wollen. Ich selbst habe immer nur mein Deutschland vor Augen gehabt, und es ist erst seit gestern oder ehegestern, daß es mir einfällt, meine Blicke westwärts zu wenden, um auch zu sehen, wie unsere Nachbarn jenseits des Rheines von mir denken. Aber auch jetzt haben sie auf meine Produktionen keinen Einfluß. Selbst Wien, der die französischen Formen und Darstellungsweisen nachgeahmt, ist im Grunde immer deutsch geblieben und würde sich in einer Übertragung schlecht ausnehmen.“

Mittwoch, den 17. März 1830.

Abends ein paar Stündchen bei Goethe. Ich brachte ihm im Auftrag der Frau Großfürstin „Gemma von Art“ zurück und äußerte gegen ihn über dieses Stück alles Gute, was ich darüber in Gedanken hatte. „Ich freue mich immer,“ erwiderte er, „wenn etwas hervorgebracht worden, das in der Erfindung neu ist und überall den Stempel des Talents trägt.“ Darauf, indem er den Band zwischen beide Hände nahm und ihn ein wenig von der Seite ansah, fügte er hinzu: „Aber es will mir nie recht gefallen, wenn ich sehe, daß dramatische Schriftsteller Stücke machen, die durchaus zu lang sind, um so ge-

geben werden zu können, wie sie geschrieben. Diese Unvollkommenheit nimmt mir die Hälfte des Vergnügens, das ich sonst darüber empfinden würde. Sehen Sie nur, was ‚Gemma von Art‘ für ein dicker Band ist.“

„Schiller“, erwiderte ich, „hat es nicht viel besser gemacht, und doch ist er ein sehr großer dramatischer Schriftsteller.“

„Auch er hat freilich darin gefehlt,“ erwiderte Goethe. „Besonders seine ersten Stücke, die er in der ganzen Fülle der Jugend schrieb, wollen gar kein Ende nehmen. Er hatte zuviel auf dem Herzen und zu viel zu sagen, als daß er es hätte beherrschen können. Später, als er sich dieses Fehlers bewußt war, gab er sich unendliche Mühe und suchte ihn durch Studium und Arbeit zu überwinden, aber es hat ihm damit nie recht gelingen wollen. Seinen Gegenstand gehörig beherrschen und sich vom Leibe zu halten, und sich nur auf das durchaus Notwendige zu konzentrieren, erfordert freilich die Kräfte eines poetischen Riesen, und ist schwerer, als man denkt.“

Hofrat Riemer ließ sich melden und trat herein. Ich schickte mich an, zu gehen, weil ich wußte, daß es der Abend war, wo Goethe mit Riemer zu arbeiten pflegt. Allein Goethe bat mich, zu bleiben, welches ich denn sehr gern tat und wodurch ich Zeuge einer Unterhaltung wurde voll Übermut, Ironie und mephistophelischer Laune von seiten Goethes.

„Da ist der Sömmerring gestorben,“ fing Goethe an, „kaum elende fünfundsiebzig Jahre alt. Was doch die Menschen für Lumpen sind, daß sie nicht die Courage haben, länger auszuhalten als das! Da lobe ich mir meinen Freund Bentham, diesen höchst radikalen Narren;

er hält sich gut, und doch ist er noch einige Wochen älter als ich."

"Man könnte hinzufügen," erwiderte ich, "daß er Ihnen noch in einem andern Punkte gleicht, denn er arbeitet noch immer mit der ganzen Tätigkeit der Jugend."

"Das mag sein," erwiderte Goethe; "aber wir befinden uns an den beiden entgegengesetzten Enden der Kette: er will niederreißen, und ich möchte erhalten und aufbauen. In seinem Alter so radikal zu sein, ist der Gipfel aller Tollheit."

"Ich denke," entgegnete ich, "man muß zwei Arten von Radikalismus unterscheiden. Der eine, um künftig aufzubauen, will vorher reine Bahn machen und alles niederreißen, während der andere sich begnügt, auf die schwachen Partien und Fehler einer Staatsverwaltung hinzudeuten, in Hoffnung, das Gute zu erreichen ohne die Anwendung gewaltsamer Mittel. In England geboren, würden Sie dieser letzten Art sicher nicht entgangen sein."

"Wofür halten Sie mich?" erwiderte Goethe, der nun ganz die Miene und den Ton seines Mephisto annahm. "Ich hätte sollen Mißbräuchen nachspüren, und noch obendrein sie aufdecken und sie namhaft machen, ich, der ich in England von Mißbräuchen würde gelebt haben? In England geboren, wäre ich ein reicher Herzog gewesen, oder vielmehr ein Bischof mit jährlichen 30 000 Pfund Sterling Einkünfte."

"Recht hübsch," erwiderte ich; "aber wenn Sie zufällig nicht das große Los, sondern eine Riete gezogen hätten? Es gibt so unendlich viele Rieten."

"Nicht jeder, mein Allerbesten," erwiderte Goethe, "ist für das große Los gemacht. Glauben Sie denn, daß ich

die Gottise begangen haben würde, auf eine Riete zu fallen? Ich hätte vor allen Dingen die Partie der 39 Artikel ergriffen, ich hätte sie nach allen Seiten und Richtungen hin verfochten, besonders den Artikel 9, der für mich ein Gegenstand einer ganz besonderen Aufmerksamkeit und zärtlichen Hingebung gewesen sein würde. Ich hätte in Reimen und Prosa so lange und so viel geheuchelt und gelogen, daß meine 30 000 Pfund jährlich mir nicht hätten entgehen sollen. Und dann, einmal zu dieser Höhe gelangt, würde ich nichts unterlassen haben, mich oben zu erhalten. Besonders würde ich alles getan haben, die Nacht der Unwissenheit womöglich noch finsterner zu machen. O wie hätte ich die gute, einfältige Masse kajoieren wollen, und wie hätte ich die liebe Schuljugend wollen zurichten lassen, damit ja niemand hätte wahrnehmen, ja nicht einmal den Mut hätte haben sollen, zu bemerken, daß mein glänzender Zustand auf der Basis der schändlichsten Mißbräuche fundiert sei!"

"Bei Ihnen", versetzte ich, „hätte man doch wenigstens den Trost gehabt, zu denken, daß Sie durch ein vorzügliches Talent zu solcher Höhe gelangt; in England aber sind oft gerade die Dummsten und Unfähigsten im Genuß der höchsten irdischen Güter, die sie keineswegs dem eigenen Verdienst, sondern der Protektion, dem Zufall und vor allem der Geburt zu verdanken haben."

"Im Grunde", erwiderte Goethe, „ist es gleichviel, ob einem die glänzenden Güter der Erde durch eigene Eroberung oder durch Erbschaft zugefallen. Die ersten Besitzergreifer waren doch auf jeden Fall Leute von Genie, welche die Unwissenheit und Schwäche der anderen sich zunutze machten. Die Welt ist so voller Schwachköpfe und Narren, daß man nicht nötig hat, sie im Tollhause

zu suchen. Hierbei fällt mir ein, daß der verstorbene Großherzog, der meinen Widerwillen gegen Tollhäuser kannte, mich durch List und Überraschung einst in ein solches einführen wollte. Ich roch aber den Braten noch zeitig genug und sagte ihm, daß ich keineswegs ein Bedürfnis verspüre, auch noch diejenigen Narren zu sehen, die man einsperre, vielmehr schon an denen vollkommen genug habe, die frei umhergehen. „Ich bin sehr bereit“, sagte ich, „Euer Hoheit, wenn es sein muß, in die Hölle zu folgen, aber nur nicht in die Tollhäuser.“

„O welch ein Spaß würde es für mich sein, die 39 Artikel auf meine Weise zu traktieren und die einfältige Masse in Erstaunen zu setzen!“

„Auch ohne Bischof zu sein,“ sagte ich, „konnten Sie sich dieses Vergnügen machen.“

„Nein,“ erwiderte Goethe, „ich werde mich ruhig verhalten; man muß sehr gut bezahlt sein, um so zu lügen. Ohne Aussicht auf die Bischofsmütze und meine 30000 Pfund jährlich könnte ich mich nicht dazu verstehen. Übrigens habe ich schon ein Probbchen in diesem Genre abgelegt. Ich habe als sechzehnjähriger Knabe ein dithyrambisches Gedicht über die Höllenfahrt Christi geschrieben, das sogar gedruckt, aber nicht bekannt geworden, und das erst in diesen Tagen mir wieder in die Hände kommt. Das Gedicht ist voll orthodoxer Vorniertheit und wird mir als herrlicher Paß in den Himmel dienen. Nicht wahr, Niemer, Sie kennen es?“

„Nein, Excellenz,“ erwiderte Niemer, „ich kenne es nicht. Aber ich erinnere mich, daß Sie im ersten Jahre nach meiner Ankunft schwer krank waren und in Ihrem Phantasieren mit einem Male die schönsten Verse über denselbigen Gegenstand rezitierten. Es waren dies ohne

Zweifel Erinnerungen aus jenem Gedicht Ihrer frühen Jugend."

"Die Sache ist sehr wahrscheinlich," sagte Goethe. „Es ist mir ein Fall bekannt, wo ein alter Mann geringen Standes, der in den letzten Zügen lag, ganz unerwartet die schönsten griechischen Sentenzen rezitierte. Man war vollkommen überzeugt, daß dieser Mann kein Wort griechisch verstehe, und schrie daher Wunder über Wunder, ja die Klugen fingen schon an, aus dieser Leichtgläubigkeit der Toren Vorteil zu ziehen, als man unglücklicherweise entdeckte, daß jener Alte in seiner frühen Jugend war genötigt worden, allerlei griechische Sprüche auswendig zu lernen, und zwar in Gegenwart eines Knaben von hoher Familie, den man durch sein Beispiel anzuspornen trachtete. Er hatte jenes wirklich klassische Griechisch ganz maschinenmäßig gelernt, ohne es zu verstehen, und hatte seit fünfzig Jahren nicht wieder daran gedacht, bis endlich in seiner letzten Krankheit jener Wortkram mit einem Male wieder anfing, sich zu regen und lebendig zu werden.“

Goethe kam darauf mit derselbigen Malice und Ironie nochmals auf die enorme Besoldung der englischen hohen Geistlichkeit zurück und erzählte sodann sein Abenteuer mit dem Lord Bristol, Bischof von Derby.

„Lord Bristol“, sagte Goethe, „kam durch Jena, wünschte meine Bekanntschaft zu machen und veranlaßte mich, ihn eines Abends zu besuchen. Er gefiel sich darin, gelegentlich grob zu sein; wenn man ihm aber ebenso grob entgegentrat, so war er ganz traktabel. Er wollte mir im Laufe unseres Gesprächs eine Predigt über den ‚Werther‘ halten und es mir ins Gewissen schieben, daß ich dadurch die Menschen zum Selbstmord verleitet habe. ‚Der

„Werther“, sagte er, „ist ein ganz unmoralisches, verdam-
mungswürdiges Buch!“ — Halt! rief ich. Wenn Ihr so
über den armen „Werther“ redet, welchen Ton wollt Ihr
denn gegen die Großen dieser Erde anstimmen, die durch
einen einzigen Federzug hunderttausend Menschen ins Feld
schicken, wovon achtzigtausend sich töten und sich gegen-
seitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen. Ihr
danket Gott nach solchen Greueln und singet ein Te Deum
darauf! Und ferner, wenn Ihr durch Eure Predigten
über die Schrecken der Höllestrafen die schwachen Seelen
Eurer Gemeinden ängstigt, so daß sie darüber den Ver-
stand verlieren und ihr armseliges Dasein zuletzt in einem
Zollhause endigen! Oder wenn Ihr durch manche Eurer
orthodoxen, vor der Vernunft unhaltbaren Lehrsätze in
die Gemüther Eurer christlichen Zuhörer die verderbliche
Saat des Zweifels sät, so daß diese halb starken, halb
schwachen Seelen in einem Labyrinth sich verlieren, aus
dem für sie kein Ausweg ist, als der Tod! Was sagt
Ihr da zu Euch selber, und welche Strafrede haltet Ihr
Euch da? — Und nun wollt Ihr einen Schriftsteller zur
Rechenschaft ziehen und ein Werk verdammen, das, durch
einige beschränkte Geister falsch aufgefaßt, die Welt
höchstens von einem Duzend Dummköpfen und Tauge-
nichsten befreit hat, die gar nichts Besseres tun konnten,
als den schwachen Rest ihres bißchen Lichtes vollends aus-
zublasen! Ich dachte, ich hätte der Menschheit einen
wirklichen Dienst geleistet und ihren Dank verdient, und
nun kommt Ihr und wollt mir diese gute, kleine Waffen-
tat zum Verbrechen machen, während ihr anderen, ihr
Priester und Fürsten, euch so Großes und Starkes erlaubt!
„Dieser Ausfall tat auf meinen Bischof eine herrliche
Wirkung. Er ward so sanft wie ein Lamm und benahm

sich von nun an gegen mich in unserer weiteren Unterhaltung mit der größten Höflichkeit und dem feinsten Takt. Ich verlebte darauf mit ihm einen sehr guten Abend. Denn Lord Bristol, so grob er sein konnte, war ein Mann von Geist und Welt, und durchaus fähig, in die verschiedenartigsten Gegenstände einzugehen. Bei meinem Abschied gab er mir das Geleit und ließ darauf durch seinen Abbé die Honneurs fortsetzen. Als ich mit diesem auf die Straße gelangt war, rief er mir zu: „O, Herr von Goethe, wie vortrefflich haben Sie gesprochen, und wie haben Sie dem Lord gefallen und das Geheimnis verstanden, den Weg zu seinem Herzen zu finden! Mit etwas weniger Derbheit und Entschiedenheit würden Sie von Ihrem Besuch sicher nicht so zufrieden nach Hause gehen, wie Sie es jetzt tun.“

„Sie haben wegen Ihres ‚Werther‘ allerlei zu ertragen gehabt,“ bemerkte ich. „Ihr Abenteuer mit Lord Bristol erinnert mich an Ihre Unterrednung mit Napoleon über diesen Gegenstand. War nicht auch Talleyrand dabei?“

„Er war zugegen,“ erwiderte Goethe. „Ich hatte mich jedoch über Napoleon nicht zu beklagen. Er war äußerst liebenswürdig gegen mich und traktierte den Gegenstand, wie es sich von einem so grandiosen Geiste erwarten ließ.“

Vom ‚Werther‘ lenkte sich das Gespräch auf Romane und Schauspiele im allgemeinen und ihre moralische oder unmoralische Wirkung auf das Publikum. „Es müßte schlimm zugehen,“ sagte Goethe, „wenn ein Buch unmoralischer wirken sollte, als das Leben selber, das täglich der skandalösen Szenen im Überfluß, wo nicht vor unseren Augen, doch vor unseren Ohren entwickelt. Selbst bei Kindern braucht man wegen der Wirkungen eines

Buches oder Theaterstückes keineswegs so ängstlich zu sein. Das tägliche Leben ist, wie gesagt, lehrreicher als das wirksamste Buch.“

„Aber doch“, bemerkte ich, „sucht man sich bei Kindern in acht zu nehmen, daß man in ihrer Gegenwart nicht Dinge spricht, welche zu hören wir für sie nicht gut halten.“

„Das ist recht löblich,“ erwiderte Goethe, „und ich tue es selbst nicht anders; allein ich halte diese Vorsicht durchaus für unnütz. Die Kinder haben, wie die Hunde, einen so scharfen und feinen Geruch, daß sie alles entdecken und auswittern, und das Schlimme vor allem anderen. Sie wissen auch immer ganz genau, wie dieser oder jener Hausfreund zu ihren Eltern steht, und da sie nun in der Regel noch keine Verstellung üben, so können sie uns als die trefflichsten Barometer dienen, um an ihnen den Grad unserer Gunst oder Ungunst bei den Ihrigen wahrzunehmen.“

„Man hatte einst in der Gesellschaft schlecht von mir gesprochen, und zwar erschien die Sache für mich von solcher Bedeutung, daß mir sehr viel daran liegen mußte, zu erfahren, woher der Schlag kam. Im allgemeinen war man hier überaus wohlwollend gegen mich gesinnt; ich dachte hin und her und konnte gar nicht herausbringen, von wem jenes gehässige Gerede könne ausgegangen sein. Mit einem Male bekomme ich Licht. Es begegneten mir nämlich eines Tages in der Straße einige kleine Knaben meiner Bekanntschaft, die mich nicht grüßten, wie sie sonst zu tun pflegten. Dies war mir genug, und ich entdeckte auf dieser Fährte sehr bald, daß es ihre lieben Eltern waren, die ihre Zungen auf meine Kosten auf eine so arge Weise in Bewegung gesetzt hatten.“

Montag, den 29. März 1830.

Abends einige Augenblicke bei Goethe. Er schien sehr ruhig und heiter und in der mildesten Stimmung. Ich fand ihn umgeben von seinem Enkel Wolf und Gräfin Karoline Egloffstein, seiner intimen Freundin. Wolf machte seinem lieben Großvater viel zu schaffen. Er kletterte auf ihm herum und saß bald auf der einen Schulter und bald auf der andern. Goethe erduldet alles mit der größten Zärtlichkeit, so unbequem das Gewicht des zehnjährigen Knaben seinem Alter auch sein mochte. „Aber, lieber Wolf,“ sagte die Gräfin, „plage doch deinen guten Großvater nicht so entsetzlich! er muß ja von deiner Last ganz ermüdet werden.“ — „Das hat gar nichts zu sagen,“ erwiderte Wolf; „wir gehen bald zu Bette, und da wird der Großvater Zeit haben, sich von dieser Fatige ganz vollkommen wieder auszuruhen.“ — „Sie sehen,“ nahm Goethe das Wort, „daß die Liebe immer ein wenig impertinenter Natur ist.“

Das Gespräch wendete sich auf Campe und dessen Kinderschriften. „Ich bin mit Campe“, sagte Goethe, „nur zweimal in meinem Leben zusammengetroffen. Nach einem Zwischenraum von vierzig Jahren sah ich ihn zuletzt in Karlsbad. Ich fand ihn damals sehr alt, dürr, steif und abgemessen. Er hatte sein ganzes Leben lang nur für Kinder geschrieben; ich dagegen gar nichts für Kinder, ja nicht einmal für große Kinder von zwanzig Jahren. Auch konnte er mich nicht ausstehen. Ich war ihm ein Dorn im Auge, ein Stein des Anstoßes, und er tat alles, um mich zu vermeiden. Doch führte das Geschick mich eines Tages ganz unerwartet an seine Seite, so daß er nicht umhin konnte, einige Worte an mich zu wenden. ‚Ich habe‘, sagte er, ‚vor den Fähigkeiten Ihres

Geistes allen Respekt; Sie haben in verschiedenen Fächern eine erstaunliche Höhe erreicht. Aber, sehen Sie, das sind alles Dinge, die mich nichts angehen und auf die ich gar nicht den Wert legen kann, den andere Leute darauf legen.' Diese etwas ungalante Freimütigkeit verdroß mich keineswegs, und ich sagte ihm dagegen allerlei Verbindliches. Auch halte ich in der That ein großes Stück auf Campe. Er hat den Kindern unglaubliche Dienste geleistet; er ist ihr Entzücken und sozusagen ihr Evangelium. Bloß wegen zwei oder drei ganz schrecklicher Geschichten, die er nicht bloß die Ungeschicklichkeit gehabt hat zu schreiben, sondern auch in seine Sammlung für Kinder mit aufzunehmen, möchte ich ihn ein wenig gezüchtigt sehen. Warum soll man die heitere, frische, unschuldige Phantasie der Kinder so ganz unnötigerweise mit den Eindrücken solcher Greuel belasten!"

Montag, den 19. April 1830.

Goethe erzählte mir von dem Besuche zweier Russen, die heute bei ihm gewesen. „Es waren im ganzen recht hübsche Leute,“ sagte er; „aber der eine zeigte sich mir nicht eben liebenswürdig, indem er während der ganzen Visite kein einziges Wort hervorbrachte. Er kam mit einer stummen Verbeugung herein, öffnete während seiner Anwesenheit nicht die Lippen, und nahm nach einem halben Stündchen mit einer stummen Verbeugung wieder Abschied. Er schien bloß gekommen zu sein, mich anzusehen und zu beobachten. Er ließ, während ich ihnen gegenüber saß, seine Blicke nicht von mir. Das ennuyierte mich; weshalb ich denn anfing, das tollste Zeug hin und her zu schwagen, so wie es mir gerade in den Kopf fuhr. Ich glaube, ich hatte die Vereinigten Staaten von Nord-

amerika mir zum Thema genommen, daß ich auf die leichtsinnigste Weise behandelte und davon sagte, was ich wußte und was ich nicht wußte, immer gerade in den Tag hinein. Das schien aber meinen beiden Fremden eben recht zu sein, denn sie verließen mich dem Anscheine nach durchaus nicht unzufrieden."

Donnerstag, den 22. April 1830.

Bei Goethe zu Tisch. Frau von Goethe war gegenwärtig und die Unterhaltung angenehm belebt, doch ist mir davon wenig oder nichts geblieben.

Während der Tafel ließ ein durchreisender Fremder sich melden, mit dem Bemerken, daß er keine Zeit habe, sich aufzuhalten und morgen früh wieder abreisen müsse. Goethe ließ ihm sagen, daß er sehr bedauere, heute niemanden sehen zu können; vielleicht aber morgen mittag. „Ich denke," fügte er lächelnd hinzu, „das wird genug sein." Zu gleicher Zeit aber versprach er seiner Tochter, daß er den Besuch des von ihr empfohlenen jungen Hennig nach Tisch erwarten wolle, und zwar in Rücksicht seiner braunen Augen, die denen seiner Mutter gleichen sollten.

Mittwoch, den 12. Mai 1830.

Vor Goethes Fenster stand ein kleiner bronzener Moses, eine Nachbildung des berühmten Originals von Michel Angelo. Die Arme erschienen mir im Verhältniß zum übrigen Körper zu lang und zu stark, welche meine Meinung ich gegen Goethe offen aussprach.

„Aber die beiden schweren Tafeln mit den Zehn Geboten!" rief er lebhaft; „glaubt Ihr denn, daß es eine Kleinigkeit war, die zu tragen? Und glaubt Ihr denn

ferner, daß Moses, der eine Armee Juden zu kommandieren und zu bändigen hatte, sich mit ganz ordinären Armen hätte begnügen können?"

Goethe lachte, indem er dieses sagte, so daß ich nicht erfuhr, ob ich wirklich unrecht hatte, oder ob er sich mit der Verteidigung seines Künstlers nur einen Spaß machte.

Montag, den 2. August 1830.

Die Nachrichten von der begonnenen Julirevolution gelangten heute nach Weimar und setzten alles in Aufregung. Ich ging im Laufe des Nachmittags zu Goethe. „Nun,“ rief er mir entgegen, „was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen; alles steht in Flammen, und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen Türen!“

„Eine furchtbare Geschichte!“ erwiderte ich. „Aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und bei einem solchen Ministerium anderes erwarten, als daß man mit der Vertreibung der bisherigen königlichen Familie endigen würde.“

„Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbestester“, erwiderte Goethe. „Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire!“

Diese Äußerung Goethes war mir so unerwartet, daß ich nicht wußte, was ich sagen sollte, und daß ich während einiger Minuten einen völligen Stillstand in meinen Gedanken verspürte.

„Die Sache ist von der höchsten Bedeutung,“ fuhr Goethe fort, „und Sie können sich keinen Begriff machen,



was ich bei der Nachricht von der Sitzung des 19. Juli empfinde. Wir haben jetzt an Geoffroy de Saint-Hilaire einen mächtigen Alliierten auf die Dauer. Ich sehe aber zugleich daraus, wie groß die Teilnahme der französischen wissenschaftlichen Welt an dieser Angelegenheit sein muß, indem trotz der furchtbaren politischen Aufregung die Sitzung des 19. Juli dennoch bei einem gefüllten Hause stattfand. Das Beste aber ist, daß die von Geoffroy in Frankreich eingeführte synthetische Behandlungsweise der Natur jetzt nicht mehr rückgängig zu machen ist. Die Angelegenheit ist durch die freien Diskussionen in der Akademie, und zwar in Gegenwart eines großen Publikums, jetzt öffentlich geworden, sie läßt sich nicht mehr an geheime Ausschüsse verweisen und bei geschlossenen Türen abtun und unterdrücken. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und über die Materie Herr sein. Man wird Blicke in große Schöpfungsmaximen tun, in die geheimnisvolle Werkstatt Gottes! Was ist auch im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytischem Wege bloß mit einzelnen materiellen Teilen uns zu schaffen machen, und wir nicht das Atmen des Geistes empfinden, der jedem Teile die Richtung vorschreibt und jede Ausschweifung durch ein inwohnendes Gesetz bündigt oder sanktioniert!

„Ich habe mich seit fünfzig Jahren in dieser großen Angelegenheit abgemüht; anfänglich einsam, dann unterstützt, und zuletzt zu meiner großen Freude überragt durch verwandte Geister. Als ich mein erstes Aperçu vom Zwischentknochen an Peter Camper schickte, ward ich zu meiner innigsten Betrübniß völlig ignoriert. Mit Blumenbach ging es mir nicht besser, obgleich er nach persönlichem

Verkehr auf meine Seite trat. Dann aber gewann ich Gleichgesinnte an Schmörring, Oken, D'Alton, Carus und anderen gleich trefflichen Männern. Jetzt ist nun auch Geoffroy de Saint-Hilaire entschieden auf unserer Seite und mit ihm alle seine bedeutenden Schüler und Anhänger Frankreichs. Dieses Ereignis ist für mich von ganz unglaublichem Wert, und ich juble mit Recht über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich auch die meinige ist."

Sonnabend, den 21. August 1830.

Ich empfahl Goethen einen hoffnungsvollen jungen Menschen. Er versprach, etwas für ihn zu tun, doch schien er wenig Vertrauen zu haben.

"Wer wie ich", sagte er, "ein ganzes Leben lang kostbare Zeit und Geld mit der Protektion junger Talente verloren hat, und zwar Talente, die anfänglich die höchsten Hoffnungen erweckten, aus denen aber am Ende gar nichts geworden ist, dem muß wohl der Enthusiasmus und die Lust, in solcher Richtung zu wirken, nach und nach vergehen. Es ist nun an euch jüngeren Leuten, den Mäcen zu spielen und meine Rolle zu übernehmen."

Ich verglich bei dieser Äußerung Goethes die täuschenden Versprechungen der Jugend mit Bäumen, die doppelte Blüten, aber keine Früchte tragen.

Mittwoch, den 18. Oktober 1830.

Goethe zeigte mir Tabellen, wohinein er in lateinischer und deutscher Sprache viele Namen von Pflanzen geschrieben hatte, um sie auswendig zu lernen. Er sagte mir, daß er ein Zimmer gehabt, das ganz mit solchen

Tabellen austapeziert gewesen, und worin er, an den Wänden umhergehend, studiert und gelernt habe. „Es tut mir leid,“ fügte er hinzu, „daß es später überweist worden. Auch hatte ich ein anderes, das mit chronologischen Notizen meiner Arbeiten während einer langen Reihe von Jahren beschrieben war, und worauf ich das Neueste immer nachtrug. Auch dieses ist leider übertüncht worden, welches ich nicht wenig bedauere, indem es mir gerade jetzt herrliche Dienste tun könnte.“

Mittwoch, den 20. Oktober 1830.

Ein Stündchen bei Goethe, um mit ihm im Auftrage der Frau Großherzogin wegen eines silbernen Wappenschildes Rücksprache zu nehmen, das der Prinz der hiesigen Armbrustschützengesellschaft verehren soll, deren Mitglied er geworden.

Unsere Unterhaltung wendete sich bald auf andere Dinge, und Goethe bat mich, ihm meine Meinung über die Saint-Simonisten zu sagen.

„Die Hauptrichtung ihrer Lehre“, erwiderte ich, „scheint dahin zu gehen, daß jeder für das Glück des Ganzen arbeiten solle, als unerläßliche Bedingung seines eigenen Glückes.“

„Ich dachte,“ erwiderte Goethe, „jeder müsse bei sich selber anfangen und zunächst sein eigenes Glück machen, woraus denn zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entstehen wird. Übrigens erscheint jene Lehre mir durchaus unpraktisch und unausführbar. Sie widerspricht aller Natur, aller Erfahrung und allem Gang der Dinge seit Jahrtausenden. Wenn jeder nur als einzelner seine Pflicht tut und jeder nur in dem Kreise seines nächsten Berufes brav und tüchtig ist, so wird es um das Wohl des Ganzen

gut stehen. Ich habe in meinem Beruf als Schriftsteller nie gefragt: was will die große Masse, und wie nütze ich dem Ganzen? sondern ich habe immer nur dahin getrachtet, mich selbst einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern, und dann immer nur auszusprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte. Dieses hat freilich, wie ich nicht leugnen will, in einem großen Kreise gewirkt und genügt; aber dies war nicht Zweck, sondern ganz notwendige Folge, wie sie bei allen Wirkungen natürlicher Kräfte stattfindet. Hätte ich als Schriftsteller die Wünsche des großen Haufens mir zum Ziel machen und diese zu befriedigen trachten wollen, so hätte ich ihnen Histrörien erzählen und sie zum besten haben müssen, wie der selige Rokebue gethan."

"Dagegen ist nichts zu sagen", erwiderte ich. "Es gibt aber nicht bloß ein Glück, was ich als einzelnes Individuum, sondern auch ein solches, was ich als Staatsbürger und Mitglied einer großen Gesamtheit genieße. Wenn man nun die Erreichung des möglichsten Glückes für ein ganzes Volk nicht zum Prinzip macht, von welcher Basis soll da die Gesetzgebung ausgehen!"

"Wenn Sie da hinaus wollen," erwiderte Goethe, "so habe ich freilich gar nichts einzuwenden. In solchem Falle könnten aber nur sehr wenige Auserwählte von Ihrem Prinzip Gebrauch machen. Es wäre nur ein Rezept für Fürsten und Gesetzgeber; wiewohl es mir auch da scheinen will, als ob die Gesetze mehr trachten müßten, die Masse der Übel zu vermindern, als sich anmaßen zu wollen, die Masse des Glückes herbeizuführen."

"Beides", entgegnete ich, "würde wohl ziemlich auf eins hinauskommen. Schlechte Wege erscheinen mir z. B.

als ein großes Übel. Wenn aber der Fürst in seinem Staate, bis auf die letzte Dorfgemeinde, gute Wege einführt, so ist nicht bloß ein großes Übel gehoben, sondern zugleich für sein Volk ein großes Glück erreicht. Ferner ist eine langsame Justiz ein großes Unglück. Wenn aber der Fürst durch Anordnung eines öffentlichen mündlichen Verfahrens seinem Volke eine rasche Justiz gewährt, so ist abermals nicht bloß ein großes Übel beseitigt, sondern abermals ein großes Glück da."

"Aus diesem Tone", fiel Goethe ein, „wollte ich Euch noch ganz andere Lieder pfeifen. Aber wir wollen noch einige Übel unangedeutet lassen, damit der Menschheit etwas bleibe, woran sie ihre Kräfte ferner entwickle. Meine Hauptlehre aber ist vorläufig diese: Der Vater Sorge für sein Haus, der Handwerker für seine Kunden, der Geistliche für gegenseitige Liebe, und die Polizei störe die Freude nicht!"

Dienstag, den 4. Januar 1831.

Ich durchblätterte mit Goethe einige Hefte Zeichnungen meines Freundes Töpffer in Genf, dessen Talent als Schriftsteller wie als bildender Künstler gleich groß ist, der es aber bis jetzt vorzuziehen scheint, die lebendigen Anschauungen seines Geistes durch sichtbare Gestalten statt durch flüchtige Worte auszudrücken. Das Heft, welches in leichten Federzeichnungen die ‚Abenteuer des Doktor Festus‘ enthielt, machte vollkommen den Eindruck eines komischen Romans und gefiel Goethen ganz besonders. „Es ist wirklich zu toll!“ rief er von Zeit zu Zeit, indem er ein Blatt nach dem andern umwendete; „es funkelt alles von Talent und Geist! Einige Blätter sind ganz unübertrefflich! Wenn er künftig einen weniger

frivolen Gegenstand wählte und sich noch ein bißchen mehr zusammennähme, so würde er Dinge machen, die über alle Begriffe wären."

"Man hat ihn mit Rabelais vergleichen und ihm vorwerfen wollen," bemerkte ich, "daß er jenen nachgeahmt und von ihm Ideen entlehnt habe."

"Die Leute wissen nicht, was sie wollen," erwiderte Goethe; "ich finde durchaus nichts von dergleichen. Töpffer scheint mir im Gegenteil ganz auf eigenen Füßen zu stehen und so durchaus originell zu sein, wie mir nur je ein Talent vorgekommen."

Montag, den 17. Januar 1831.

Ich fand Coudray bei Goethe in Betrachtung architektonischer Zeichnungen. Ich hatte ein Fünffrankenstück von 1830 mit dem Bildnis Karls X. bei mir, das ich vorzeigte. Goethe scherzte über den zugespitzten Kopf. „Das Organ der Religiosität erscheint bei ihm sehr entwickelt“, bemerkte er. „Ohne Zweifel hat er aus übergroßer Frömmigkeit nicht für nötig gehalten, seine Schuld zu bezahlen; dagegen sind wir sehr tief in die seinige geraten, indem wir es seinem Geniestreich verdanken, daß man jetzt in Europa so bald nicht wieder zur Ruhe kommen wird.“

Wir sprachen darauf über ‚Rouge et Noir‘, welches Goethe für das beste Werk von Stendhal hält. „Doch kann ich nicht leugnen“, fügte er hinzu, „daß einige seiner Frauencharaktere ein wenig zu romantisch sind. Indessen zeugen sie alle von großer Beobachtung und psychologischem Tiefblick, so daß man denn dem Autor einige Unwahrscheinlichkeiten des Details gern verzeihen mag.“

Sonntag, den 23. Januar 1831.

Mit dem Prinzen bei Goethe. Seine Enkel amüßierten sich mit Taschenspielerkunststücken, worin besonders Walther geübt ist. „Ich habe nichts dawider,“ sagte Goethe, „daß die Knaben ihre müßigen Stunden mit solchen Torheiten ausfüllen. Es ist, besonders in Gegenwart eines kleinen Publikums, ein herrliches Mittel zur Übung in freier Rede und Erlangung einiger körperlichen und geistigen Gewandtheit, woran wir Deutschen ohnehin keinen Überfluß haben. Der Nachteil allenfalls entstehender kleiner Eitelkeit wird durch solchen Gewinn vollkommen aufgewogen.“

„Auch sorgen schon die Zuschauer für die Dämpfung solcher Regungen,“ bemerkte ich, „indem sie dem kleinen Künstler gewöhnlich sehr scharf auf die Finger sehen und schadenfroh genug sind, seine Fehlgriffe zu verhöhnen und seine kleinen Geheimnisse zu seinem Verdruß öffentlich aufzudecken.“

„Es geht ihnen wie den Schauspielern,“ versetzte Goethe, „die heute gerufen und morgen gepfiffen werden, wodurch denn alles im schönsten Gleise bleibt.“

Donnerstag, den 10. März 1831.

Diesen Mittag ein halbes Stündchen bei Goethe. Ich hatte ihm die Nachricht zu bringen, daß die Frau Großherzogin beschlossen habe, der Direktion des hiesigen Theaters ein Geschenk von tausend Talern zustellen zu lassen, um zur Ausbildung hoffnungsvoller junger Talente verwandt zu werden. Diese Nachricht machte Goethen, dem das fernere Gedeihen des Theaters am Herzen liegt, sichtbare Freude.

Sodann hatte ich einen Auftrag anderer Art mit ihm

zu bereden. Es ist nämlich die Absicht der Frau Großherzogin, den jetzigen besten deutschen Schriftsteller, insofern er ohne Amt und Vermögen wäre und bloß von den Früchten seines Talentes leben müßte, nach Weimar berufen zu lassen und ihm hier eine sorgenfreie Lage zu bereiten, dergestalt, daß er die gehörige Ruhe fände, jedes seiner Werke zu möglichster Vollendung heranreifen zu lassen, und nicht in den traurigen Fall käme, aus Not flüchtig und übereilt zu arbeiten, zum Nachteil seines eigenen Talents und der Literatur.

„Die Intention der Frau Großherzogin“, erwiderte Goethe, „ist wahrhaft fürstlich, und ich beuge mich vor ihrer edlen Gesinnung; allein es wird sehr schwer halten, irgend eine passende Wahl zu treffen. Die vorzüglichsten unserer jetzigen Talente sind bereits durch Anstellung im Staatsdienst, Pensionen oder eigenes Vermögen in einer sorgenfreien Lage. Auch paßt nicht jeder hierher, und nicht jedem wäre wirklich damit geholfen. Ich werde indes die edle Absicht im Auge behalten und sehen, was die nächsten Jahre uns etwa Gutes bringen.“

Donnerstag, den 31. März 1831.

Goethe war in der letzten Zeit abermals sehr unwohl, so daß er nur seine vertrautesten Freunde bei sich sehen konnte. Vor einigen Wochen mußte ihm ein Aderlaß verordnet werden; dann zeigten sich Beschwerden und Schmerzen im rechten Beine, bis denn zuletzt sein inneres Übel durch eine Wunde am Fuße sich Luft machte, worauf sehr schnelle Besserung erfolgte. Auch diese Wunde ist nun seit einigen Tagen wieder heil, und er ist wieder heiter und grazios wie vorher.

Heute hatte die Frau Großherzogin ihm einen Besuch

gemacht und kam sehr zufrieden von ihm zurück. Sie hatte nach seinem Befinden gefragt, worauf er denn sehr galant geantwortet, daß er bis heute seine Genesung noch nicht gespürt, daß aber ihre Gegenwart ihm das Glück der wiedererlangten Gesundheit aufs neue empfinden lasse.

Donnerstag, den 14. April 1831.

Soirée beim Prinzen. Einer der älteren anwesenden Herren, der sich noch mancher Dinge aus den ersten Jahren von Goethes Hiersein erinnerte, erzählte uns folgendes sehr Charakteristische.

„Ich war dabei,“ sagte er, „als Goethe im Jahre 1784 seine bekannte Rede bei der feierlichen Eröffnung des Ilmenauer Bergwerkes hielt, wozu er alle Beamten und Interessenten aus der Stadt und Umgegend eingeladen hatte. Er schien seine Rede gut im Kopfe zu haben, denn er sprach eine Zeitlang ohne allen Anstoß und vollkommen geläufig. Mit einemmal aber schien er wie von seinem guten Geist gänzlich verlassen, der Faden seiner Gedanken war wie abgeschnitten, und er schien den Überblick des ferner zu Sagenden gänzlich verloren zu haben. Dies hätte jeden andern in große Verlegenheit gesetzt, ihn aber keineswegs. Er blickte vielmehr wenigstens zehn Minuten lang fest und ruhig in dem Kreise seiner zahlreichen Zuhörer umher, die durch die Macht seiner Persönlichkeit wie gebannt waren, so daß während der sehr langen, ja fast lächerlichen Pause jeder vollkommen ruhig blieb. Endlich schien er wieder Herr seines Gegenstandes geworden zu sein, er fuhr in seiner Rede fort und führte sie sehr geschickt und ohne Anstoß bis zu Ende, und zwar so frei und heiter, als ob gar nichts passiert wäre.“

Montag, den 27. Juni 1831.

Wir sprachen über Victor Hugo. „Er ist ein schönes Talent,“ sagte Goethe, „aber ganz in der unselig-romantischen Richtung seiner Zeit befangen, wodurch er denn neben dem Schönen auch das Allerunerträglichste und Häßlichste darzustellen verführt wird. Ich habe in diesen Tagen seine ‚Notre-Dame de Paris‘ gelesen und nicht geringe Geduld gebraucht, um die Qualen auszustehen, die diese Lektüre mir gemacht hat. Es ist das abscheulichste Buch, das je geschrieben worden! Auch wird man für die Folterqualen, die man auszustehen hat, nicht einmal durch die Freude entschädigt, die man etwa an der dargestellten Wahrheit menschlicher Natur und menschlicher Charaktere empfinden könnte. Sein Buch ist im Gegenteil ohne alle Natur und ohne alle Wahrheit! Seine vorgeführten sogenannten handelnden Personen sind keine Menschen mit lebendigem Fleisch und Blut, sondern elende hölzerne Puppen, mit denen er umspringt, wie er Verlieben hat, und die er allerlei Verzerrungen und Fragen machen läßt, so wie er es für seine beabsichtigten Effekte eben braucht. Was ist das aber für eine Zeit, die ein solches Buch nicht allein möglich macht und hervorruft, sondern es sogar ganz erträglich und ergöglich findet!“

Donnerstag, den 14. Juli 1831.

Ich begleitete mit dem Prinzen Ge. Majestät den König von Württemberg zu Goethe. Der König schien bei unserer Zurückkunft sehr befriedigt und trug mir auf, Goethen für das Vergnügen zu danken, das dieser Besuch ihm gemacht habe.

Freitag, den 15. Juli 1831.

Einen Augenblick bei Goethe, dem ich meine gestrige Kommission des Königs ausrichtete. Ich fand ihn beschäftigt mit Studien in bezug auf die Spiraltendenz der Pflanze, von welcher neuen Entdeckung er der Meinung ist, daß sie sehr weit führen und auf die Wissenschaft großen Einfluß ausüben werde. „Es geht doch nichts über die Freude,“ fügte er hinzu, „die uns das Studium der Natur gewährt. Ihre Geheimnisse sind von einer unergründlichen Tiefe, aber es ist uns Menschen erlaubt und gegeben, immer weitere Blicke hineinzutun. Und gerade daß sie am Ende doch unergründlich bleibt, hat für uns einen ewigen Reiz, immer wieder zu ihr heranzugehen und immer wieder neue Einblicke und neue Entdeckungen zu versuchen.“

Mittwoch, den 20. Juli 1831.

Nach Tisch ein halbes Stündchen bei Goethe, den ich sehr heiterer, milder Stimmung fand. Wir sprachen über allerlei Dinge, zuletzt auch über Karlsbad, und er scherzte über die mancherlei Herzensabenteuer, die er daselbst erlebt. „Eine kleine Liebschaft“, sagte er, „ist das einzige, was uns einen Badeaufenthalt erträglich machen kann; sonst stirbt man vor Langeweile. Auch war ich fast jedesmal so glücklich, dort irgend eine kleine Wahlverwandtschaft zu finden, die mir während der wenigen Wochen einige Unterhaltung gab. Besonders erinnere ich mich eines Falles, der mir noch jetzt Vergnügen macht.

„Ich besuchte nämlich eines Tages Frau von Redl. Nachdem wir uns eine Weile nicht sonderlich unterhalten und ich wieder Abschied genommen hatte, begegnete mir im Hinausgehen eine Dame mit zwei sehr hübschen-jungen

Mädchen. „Wer war der Herr, der soeben von Ihnen ging?“ fragte die Dame. „Es war Goethe“, antwortete Frau von Red. „O wie leid tut es mir,“ erwiderte die Dame, „daß er nicht geblieben ist, und daß ich nicht das Glück gehabt habe, seine Bekanntschaft zu machen!“ — „O, daran haben Sie durchaus nichts verloren, meine Liebe,“ sagte die Red. „Er ist sehr langweilig unter Damen, es sei denn, daß sie hübsch genug wären, ihm einiges Interesse einzufößen. Frauen unseres Alters dürfen nicht daran denken, ihn berebt und liebenswürdig zu machen.“

„Als die beiden Mädchen mit ihrer Mutter nach Hause gingen, gedachten sie der Worte der Frau von Red. „Wir sind jung, wir sind hübsch,“ sagten sie, „laßt doch sehen, ob es uns nicht gelingt, jenen berühmten Wilden einzufangen und zu zähmen!“ Am anderen Morgen auf der Promenade am Sprudel machten sie mir im Vorübergehen wiederholt die graziösesten, lieblichsten Verbeugungen, worauf ich denn nicht unterlassen konnte, mich gelegentlich ihnen zu nähern und sie anzureden. Sie waren scharmant! Ich sprach sie wieder und wieder, sie führten mich zu ihrer Mutter, und so war ich denn gefangen. Von nun an sahen wir uns täglich, ja wir verlebten ganze Tage miteinander. Um unser Verhältnis noch inniger zu machen, ereignete es sich, daß der Verlobte der einen ankam, worauf ich mich denn um so ungeteilter an die andere schloß. Auch gegen die Mutter war ich, wie man sich denken kann, sehr liebenswürdig. Genug, wir waren alle miteinander überaus zufrieden, und ich verlebte mit dieser Familie so glückliche Tage, daß sie mir noch jetzt eine höchst angenehme Erinnerung sind. Die beiden Mädchen erzählten mir sehr bald die

Unterredung zwischen ihrer Mutter und Frau von Red, und welche Verschwörung sie zu meiner Eroberung angezettelt und zu glücklicher Ausführung gebracht."

Hierbei fällt mir eine Anekdote anderer Art ein, die Goethe mir früher erzählte und die hier einen Platz finden mag.

"Ich ging", sagte er mir, „mit einem guten Bekannten einst in einem Schloßgarten gegen Abend spazieren, als wir unerwartet am Ende der Allee zwei andere Personen unseres Kreises bemerkten, die in ruhigen Gesprächen aneinander hingingen. Ich kann Ihnen sowenig den Herrn als die Dame nennen, aber es tut nichts zur Sache. Sie unterhielten sich also und schienen an nichts zu denken, als mit einem Male ihre Köpfe sich gegeneinander neigten und sie sich gegenseitig einen herzhaften Kuß gaben. Sie schlugen darauf ihre erste Richtung wieder ein und setzten sehr ernst ihre Unterhaltung fort, als ob nichts passiert wäre. „Haben Sie es gesehen?“ rief mein Freund voll Erstaunen; „darf ich meinen Augen trauen?“ Ich habe es gesehen, erwiderte ich ganz ruhig — aber ich glaube es nicht!"

Dienstag, den 2. August 1831.

Wir sprachen über die Metamorphose der Pflanze, und namentlich über Decandolles Lehre von der Symmetrie, die Goethe für eine bloße Illusion hält.

"Die Natur", fügte er hinzu, „ergibt sich nicht einem jeden. Sie erweist sich vielmehr gegen viele wie ein neckisches junges Mädchen, das uns durch tausend Reize anlockt, aber in dem Augenblicke, wo wir es zu fassen und zu besitzen glauben, unsern Armen entschlüpft."

Mittwoch, den 19. Oktober 1831.

Heute war zu Venedig die Versammlung der Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, auch erste Ausstellung von Früchten und Gegenständen der Industrie, welche reicher war, als man erwartet hatte. Darauf großes Diner der zahlreich anwesenden Mitglieder. Goethe trat herein, zu freudiger Überraschung aller Anwesenden. Er verweilte einige Zeit und betrachtete sodann die ausgestellten Gegenstände mit sichtbarem Interesse. Sein Erscheinen machte den glücklichsten Eindruck, besonders auch auf solche, die ihn früher noch nicht gesehen.

Donnerstag, den 5. Januar 1832.

Von meinem Freunde Töpffer in Genf waren einige neue Hefte Federzeichnungen und Aquarellbilder eingegangen, größtenteils landschaftliche Ansichten aus der Schweiz und Italien, die er auf seinen Fußreisen nach und nach zusammengebracht. Goethe war von der Schönheit dieser Zeichnungen, besonders der Aquarellbilder, so sehr frappiert, daß er sagte, es sei ihm, als sähe er Werke des berühmten Lory. Ich bemerkte, daß dies noch keineswegs das Beste von Töpffer sei und daß er ganz andere Dinge zu senden habe. „Ich weiß nicht, was Ihr wollt!“ erwiderte Goethe. „Was sollte es denn noch besser sein! Und was hätte es zu sagen, wenn es auch wirklich noch etwas besser wäre! Sobald ein Künstler zu einer gewissen Höhe von Vortrefflichkeit gelangt ist, wird es ziemlich gleichgültig, ob eins seiner Werke etwas vollkommener geraten ist, als ein anderes. Der Kenner sieht in jedem doch immer die Hand des Meisters und den ganzen Umfang seines Talentes und seiner Mittel.“

Freitag, den 17. Februar 1832.

Ich hatte Goethen ein in England gestochenes Portrait von Dumont zugesandt, das ihn sehr zu interessieren schien.

„Ich habe das Bild des bedeutenden Mannes oft und wiederholt betrachtet,“ sagte er, als ich ihn heute gegen Abend besuchte. „Anfangs hatte es etwas Zurückstoßendes für mich, welches ich jedoch der Behandlung des Künstlers zuschreiben möchte, der die Züge etwas zu hart und tief eingegraben. Aber je länger ich den im hohen Grade merkwürdigen Kopf ansah, desto mehr verschwanden alle Härten und es trat aus dem dunkeln Grunde ein schöner Ausdruck von Ruhe, Güte und geistreich-feiner Milde hervor, wie sie den klugen, wohlwollenden und für das allgemeine Beste tätigen Mann charakterisieren und der Seele des Beschauers so wohl tun.“

Wir sprachen darauf weiter über Dumont, besonders aber über die Memoiren, die er in bezug auf Mirabeau geschrieben, und worin er die mannigfaltigen Hilfsquellen aufdeckt, die Mirabeau zu benutzen verstanden, auch die vielen Leute von Talent namhaft macht, die er zu seinen Zwecken in Bewegung gesetzt und mit deren Kräften er gearbeitet. „Ich kenne kein lehrreicheres Buch,“ sagte Goethe, „als diese Memoiren, wodurch wir in die geheimsten Winkel jener Zeit tiefe Blicke tun, und wodurch uns das Wunder Mirabeau natürlich wird, ohne daß dieser Held dadurch irgend etwas von seiner Größe verliert. Nun kommen aber die neuesten Rezensenten der französischen Journale, die über diesen Punkt ein wenig anders denken. Die guten Leute glauben, der Verfasser jener Memoiren wolle ihnen ihren Mirabeau verderben, indem er das Geheimnis seiner übermenschlichen Tätig-

zeit enthüllt und auch anderen Leuten einigen Anteil an dem großen Verdienst vindiziert, das bisher der Name Mirabeau allein verschlang.

„Die Franzosen erblicken in Mirabeau ihren Herkules, und sie haben vollkommen recht. Allein sie vergessen, daß auch der Kolosß aus einzelnen Teilen besteht, und daß auch der Herkules des Altertums ein kollektives Wesen ist, ein großer Träger seiner eigenen Taten und der Taten anderer.

„Im Grunde aber sind wir alle kollektive Wesen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen. Denn wie wenig es haben und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser Eigentum nennen! Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eigenen Innern verdanken wollte. Das begreifen aber viele sehr gute Menschen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln. Ich habe Künstler gekannt, die sich rühmten, keinem Meister gefolgt zu sein, vielmehr alles ihrem eigenen Genie zu danken zu haben. Die Narren! Als ob das überall anginge! Und als ob sich die Welt ihnen nicht bei jedem Schritt aufdränge und aus ihnen trotz ihrer eigenen Dummheit etwas machte! Ja, ich behaupte, wenn ein solcher Künstler nur an den Wänden dieses Zimmers vorüberginge und auf die Handzeichnungen einiger großen Meister, womit ich sie behängt habe, nur flüchtige Blicke würfe, er müßte, wenn er überall einiges Genie hätte, als ein Anderer und Höherer von hier gehen.

„Und was ist denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung ist, die Mittel der

äußeren Welt an uns heranzuziehen und unseren höheren Zwecken dienstbar zu machen? Ich darf wohl von mir selber reden und bescheiden sagen, wie ich fühle. Es ist wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei getan und zustande gebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich sein wollen, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen, und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklichkeit wiederzugeben. Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornierte, Kindheit und Jugend wie das reife Alter: alle sagten mir, wie es ihnen zu Sinne sei, was sie dachten, wie sie lebten und wirkten und welche Erfahrungen sie sich gesammelt, und ich hatte weiter nichts zu tun, als zuzugreifen und das zu ernten, was andere für mich gesät hatten.

„Es ist im Grunde auch alles Torheit, ob einer etwas aus sich habe, oder ob er es von andern habe; ob einer durch sich wirke, oder ob er durch andere wirke: die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig. Mirabeau hatte daher vollkommen recht, wenn er sich der äußeren Welt und ihrer Kräfte bediente, wie er konnte. Er besaß die Gabe, das Talent zu unterscheiden, und das Talent fühlte sich von dem Dämon seiner gewaltigen Natur angezogen, so daß es sich ihm und seiner Leitung willig hingab. So war er von einer Masse ausgezeichnete Kräfte umgeben, die er

mit seinem Feuer durchdrang und zu seinen höheren Zwecken in Tätigkeit setzte. Und eben daß er es verstand, mit anderen und durch andere zu wirken, das war sein Genie, das war seine Originalität, das war seine Größe."

Zweiter Anhang: Fragmente aus den Gesprächen Goethes mit Eckermann über den zweiten Teil des Faust

Was aus dem beabsichtigten vierten Teil der Gespräche Eckermanns mit Goethe, der wesentlich Unterhaltungen und Verhandlungen über den zweiten Teil des „Faust“ enthalten sollte, in seinem Nachlaß gefunden worden ist, sei hier noch als Anhang mitgeteilt:¹⁾

Einleitendes.

„Der zweite Teil von Goethes Faust ist meistens zu einer Zeit geschrieben, in der ich selber in Weimar anwesend war und im täglichen Verkehr mit Goethe mich sehr wohl als Augenzeuge betrachten darf. Die Periode des Niederschreibens dieser Dichtung fällt hauptsächlich in das Jahr 1823, in welchem ich nach Weimar kam, und setzt sich fort bis in den März 1832, wo der Faust abgeschlossen dalag und Goethe ihn als vollendet ansehen konnte. Es war das letzte Werk, was Goethe geschrieben und das den Stempel der hohen Weisheit seines Alters trägt. Die Anfänge gehen noch bis zu Schillers Zeiten zurück und Goethe rühmte noch spät, daß ihm das Glück zuteil geworden, eine große Stelle der Helena Schillern noch vorlesen zu können.

Sowie nun Goethe das Glück anerkannte, seine Dichtung Schillern vorlesen zu können, so wird es in noch erhöhtem Grade bei Schillern und jedem anderen der Fall gewesen sein, denn Goethe war der Mann dazu, sich als Vorleser bewundern zu lassen, besonders in Dingen

¹⁾ Abgedruckt zuerst: Goethes Faust am Hofe des Kaisers. In drei Akten für die Bühne eingerichtet von J. P. Eckermann. Aus Eckermanns Nachlaß, herausgegeben von Fr. Zewes. Berlin 1901.

wie der Faust, welches als ein Stück seiner eigenen Seele zu betrachten ist. Schon der Ton seiner Stimme war im hohen Grade merkwürdig; bald wie ein Gelispel, bald wie das Rollen eines Donners, durch alle denkbaren Naturlaute gehend, und dann wieder ging sie plötzlich zu ganz anderen Dingen über, wie zum Beispiel bei dem Schnarchen der Greise, welches er genau nachzuahmen versuchte, wobei gewöhnlich lauter garstige Töne zum Vorschein kamen, die gequetscht und mit sichtbarer Anstrengung aus der Kehle sich vernehmen ließen; und da war es wiederum, wo er sich groß zeigte, wenn er in dem Ton der Griechischen Tragödie mächtig erschütternde Dinge hervorbrachte. Am liebsten hörte man ihn jedoch, wenn seine Stimme, durch keine Leidenschaftlichkeit gehoben, im ruhigen Gang der Rede dahinrollte, wie zum Beispiel in der Helena, wo das Geschrei der Kraniche zur Sprache kam, deren Getöse von hoher Luft herab den zuhörenden Wanderer hinaufzublicken anlockt.

So wie der Klang der Stimme eines Menschen zu seinen vorzüglichen Eigentümlichkeiten zu zählen ist, so ist seine Handschrift nicht weniger merkwürdig und zu beachten. Den ersten Teil des Faust schrieb Goethe, wie er mir vor Jahren erzählte, auf Postpapier; und zwar hütete er sich, darin die geringste Korrektur zu machen, so daß das Manuskript als ein Muster von Reinheit anzusehen war. Diese saubere Handschrift Goethes hat sich sein Lebenslang erhalten. Ohne Pedanterie, ohne steif zu erscheinen, wie bei einem, der nach Akkuratessie strebt, und dann diesem Ziel ein solches Gepräge aufdrückt, daß man es jedem Worte ansieht: es ist darauf abgesehen, eine große Nettigkeit und Sauberkeit zu zeigen, und so wie man zu sagen pflegt, stets im Sonntagsanzug einher

zu gehen, weit entfernt von diesem, bewegte sich seine Handschrift durchaus frei und ungezwungen."

Weiter hat sich noch ein Stück einer Unterhaltung Goethes über den „Faust“ erhalten, die bei Übergabe der ersten Szenen des zweiten Theiles an Eckermann stattgefunden haben soll:

„Hier also der Anfang! Da Sie mich kennen, so werden Sie nicht überrascht sein, ganz in meiner bisherigen milden Art! Es ist, als wäre alles in den Mantel der Versöhnung eingehüllt. Wenn man bedenkt, welche Greuel beim Schluß des ersten Theils auf Gretchen einströmten und rückwirkend Fausts ganze Seele erschüttern mußten, so konnt ich mir nicht anders helfen, als den Helden, wie ich's getan, völlig zu paralisieren und als vernichtet zu betrachten, und aus solchem scheinbaren Tode ein neues Leben anzuzünden. Ich mußte hiebei eine Zuflucht zu wohlthätigen mächtigen Geistern nehmen, wie sie uns in der Gestalt und im Wesen von Elfen überliefert sind. Es ist alles Mitleid und das tiefste Erbarmen. Da wird kein Gericht gehalten und da ist keine Frage, ob er es verdient oder nicht verdient habe, wie es etwa von Menschen-Richtern geschehen könnte. Bei den Elfen kommen solche Dinge nicht in Erwägung. Ihnen ist es gleich, ob er ein Heiliger oder ein Böser in Sünde Versunkener ist, ob er heilig ob er böse jammert sie der Unglücksman' und so fahren sie in versöhnender Weise beschwichtigend fort und haben nichts Höheres im Sinne, als ihn durch einen kräftigen tiefen Schlummer die Greuel der erlebten Vergangenheit vergessen zu machen: „Erst badet ihn im Thau aus Lethes Fluth.“

Anmerkungen zum zweiten Band.

Seite

- 6, 3. 19. wollte den hohen Titel eines Genies ablehnen: in der bekannten Stelle am Ende der Hamburger Dramaturgie, wo er alles, was er dichterisch geschaffen, der Kritik zuschreibt, nicht dem Genie, „der lebendigen Quelle, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet.“
- 11, 3. 12. in drei Tagen: 26., 28. und 29. Oktober 1776, am 21. November ward das Stück schon auf der Liebhaberbühne bei Hof aufgeführt.
- 11, 3. 12. wie Sie wissen: aus „Dichtung und Wahrheit“, wo Goethe über die Entstehung des „Clavigo“ in einer Woche, Mai 1774, berichtet.
- 14, 3. 5 v. u. Wie man getrunken: aus dem Buch Saki Nameh des West-östlichen Divans. Vgl. Jubiläums-Ausgabe Bd. 5, S. 96.
- 16, 3. 5. in gleichem Alter: 37 Jahre alt. Byron starb wenige Monate nach Vollendung des 36. Jahres.
- 21, 3. 10 v. u. der zehnte Mensch ein Zwerg: die Stelle in der „Sentimental Journay“ heißt genau: Every third man a pigmy.
- 24, 3. 6 v. u. Nach Mittage saßen wir: aus dem Gedicht „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“, das wahrscheinlich Sommer 1771 in Cefenheim entstanden ist.
- 26, 3. 9 v. u. Wie Kirschen und Beeren: mit der kleinen Änderung „mußt du“ in die Gedichte eingegangen unter „Sprichwörtlich.“ Vgl. Jubiläums-Ausgabe Bd. 4, S. 25.
- 27, 3. 12. Auf der Reise von Berlin: zu Gradiß bei Torgau am 14. Juni 1828.
- 28, 3. 13 v. u. von seiten der Franzosen: de Candolle's „Organographie végétale“, die Goethe für die von Soret zu besorgende Übersetzung seiner „Metamorphose der Pflanzen“ studierte. Über den Dornburger Aufenthalt vgl. jetzt: Goethe in Dornburg von H. Krüger-Westend. Jena 1908.
- 32, 3. 5 v. u. Ein liebenswürdiges Frauenzimmer: eine Cousine von Schillers Gattin, die Rudolphstädter Hofdame Christiane von Wurmb, die mit dem vorher genannten Prof. Abeken verheiratet war.

- 42, 3. 13. und Töchtern: Dorothea, die durch ihren Anteil an der Shakespeare-Übersetzung bekannt ist, und Agnes.
- 43, 3. 13 v. u. das schöne Lied: Jägers Abendlied.
- 49, 3. 7 v. u. vor noch nicht langen Jahren: 1816 hatte „The Edinburgh Review“ einen Angriff auf „Dichtung und Wahrheit“ gebracht.
- 53, 3. 6 v. u. von Wolffs Verdiensten: Wolff, der schon lange von Weimar fort war, war dort im August 1828 auf der Durchreise gestorben.
- 56, 3. 1 v. u. eine kleine Schrift: Kanzler v. Müllers zuerst in der Jena'schen Allgemeinen Literatur-Zeitung abgedruckter Aufsatz „Zum ruhmwürdigen Andenken S. K. H. Carl Augusts, Großherzogs von Sachsen-Weimar,“ über den Goethe am 7. August schon an Müller geschrieben hatte.
- 64, 3. 15 v. u. Das Ilmenauer Gedicht: vgl. jetzt Jubiläums-Ausgabe Bd. 1, S. 276 ff. Goethe selbst deutet hier, wenn Eckermanns Bericht zutrifft, die Strophe: „Wie nennt ihr?“ auf Knebel, die nächste: „Wer ist der andre?“ auf Seckendorff, was neuerdings von manchen Kommentatoren des Gedichts bestritten worden ist.
- 66, 3. 2. Reise durch die Schweiz: von Goethe selbst beschrieben in den „Briefen aus der Schweiz von 1779.“
- 67, 3. 2. der junge Prinz: Carl Alexander, der Goethen mit seinem Erzieher Soret oft besuchte.
- 67, 3. 9. die Großherzogin: Maria Paulowna, die Goethe seit dem November 1804 kannte und deren nahe Stellung zu dem Dichter erst seit Veröffentlichung seiner Briefe bekannt ist.
- 68, 3. 15. Ein geistreicher Franzose: L. Geiger nennt den Politiker und Reisenden François Pierre Charles Dupin (1784—1873), ohne die in Betracht kommende Stelle näher bestimmen zu können.
- 70, 3. 9 v. u. verschiedene Distichen: es handelt sich um solche, die bei Goethe in dem Kenientreis „Vier Jahreszeiten“ stehen und bei Schiller unter den „Wotivtafeln.“
- 74, 3. 2. von den Kindern und dem Alten: Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen, von Goethe selbst nur einfach „Ballade“ betitelt. Entstanden Ende Oktober 1813 und

- Ende 1816. Aus dem Stoff wollte er eine Oper „Der Edwensstuhl“ machen, die ihn im Sommer 1814 beschäftigte und von der Entwürfe und Bruchstücke in der Weimarer Ausgabe Bd. 12 abgedruckt sind. Eine Erklärung der Ballade hat Goethe 1821 in „Kunst und Altertum“ gegeben; sie ist auch in der Jubiläums-Ausgabe Bd. 2, S. 336 abgedruckt.
- 74, Z. 17. „Glücklichen Gatten“: aus den „Geselligen Liedern“, im Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden und zuerst gedruckt 1804.
- 75, Z. 2. manchen heiteren Abend: ward zuerst am 2. Mai 1793 aufgeführt und bis 1805 fünfzehnmal in Weimar wiederholt.
- 76, Z. 5 v. u. die Kaiserin von Oesterreich: Maria Ludovica, zweite Gemahlin des Kaisers Franz, der Goethe 1808 in Karlsbad und Tepliz näher getreten ist; mit überschwenglicher Begeisterung hat er sich über sie in einem Brief an Graf Reinhard am 13. August 1812 geäußert. Vgl. auch das auf die schöne und geistvolle Fürstin bezügliche Gedicht „Geheimstes“ im West-östlichen Divan, Buch Uscht Nameh.
- 77, Z. 1. Prinzess von Preußen: Luise Ulrike, Schwester Friedrichs des Großen, die 1744 den Kronprinzen von Schweden heiratete.
- 80, Z. 9. im Schubarth: dessen eben in Berlin erschienener Schrift „Über Philosophie überhaupt und Hegels Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere. Ein Beitrag zur Beurteilung des letztern.“
- 81, Z. 7 v. u. Good man and good wife: Gutmann und Gutweib, aus dem Altschottischen, in den Gedichten unter der Rubrik „Aus fremden Sprachen.“
- 82, Z. 5 v. u. Das letztere rührt noch aus Schillers Zeit: Bogberger glaubt, Eckermann habe sich hier verschrieben, es müsse „das erstere“ heißen und verweist auf Schillers „Entwurf eines Lustspiels im Geschmack von Goethes Bürgergeneral.“
- 85, Z. 3 v. u. weibliche Industrieschule: eine Stiftung zur Erziehung verlassener weiblicher Jugend.
- 85, Z. 2 v. u. Waiseninstitut: von J. D. Falk 1813 begründet, von Großherzog Carl Friedrich nach Falks Tod (1826) neu eingerichtet.
- 86, Z. 7. abermals die Bilder des Herrn von Reutern: vorher hat Eckermann noch nichts von ihnen erwähnt; schon

- September 1827 hat G. von Neutern eigene Zeichnungen an Goethe gesandt, inzwischen waren diesem durch Major von Radowis neue Aquarelle Neuterns zugegangen.
- 86, Z. 10. Kein Wesen kann zu nichts zerfallen: Anfang des Gedichtes „Vermächtnis.“ Was Eckermann hier von einem Widerspruch zu den Z. 12 angeführten Schlussversen des vom 6. Oktober 1821 datierten Gedichtes „Eins und Alles“ erzählt, kann nur ein grobes Mißverständnis Goethischer Worte sein. Denn die beiden Stellen widersprechen sich nur dem Wortsinne nach, wenn sie aus dem Zusammenhang herausgerissen werden. Goethe kann nur das isolierte Zitieren der Schlussstelle des zweiten Gedichtes durch seine Berliner Freunde „dumm“ genannt haben.
- 87, Z. 13. einen Brief von ihm: vom 31. Januar 1829; im Ausdruck weicht er von den hier mitgeteilten Stellen ab.
- 89, Z. 14. Herr von Buch: hier liegt, wie zuerst Dünker hervorgehoben hat, ein Irrtum Goethes oder Eckermanns vor; einmal hat Leopold von Buch 1829 keine Arbeit über die zerstreuten Granitblöcke herausgegeben, sodann hatte er die hier angegedeutete Hypothese längst aufgegeben.
- 91, Z. 7 v. u. Eine Kiste vom Niederrhein: nach den Tagebüchern von Frau Mertens, einer Freundin Adele Schopenhauers.
- 92, Z. 4. Goethes Verhältnis zu Lavater jetzt leicht zu übersehen im 16. Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft „Goethe und Lavater.“
- 92, Z. 12. auf dem Blockberg: Walpurgisnachtstraum, Faust I, 4323.
- 92, Z. 12 v. u. die Vorlesungen: gemeint sind Guizots „Cours d'histoire moderne“; Villemains „Cours de littérature française“; Cousins „Cours de l'histoire de la philosophie moderne.“
- 92, Z. 1 v. u. die Nachrichten des Engländer: Henry Thomas Colebrooke „On the philosophy of the Hindus“ in den „Transactions of the Royal Asiatic society.“ (Dünker).
- 103, Z. 3 v. u. Mit *** wegen . . . und mit ***: Dünker möchte hier Arthur Schopenhauer und den Physiologen Johannes Müller substituieren. Doch bleibt diese Ergänzung zweifelhaft.

- 105, Z. 2 v. u. eine erstarrte Musik: die Notiz ist in die *Maximen über Kunst und Kunstgeschichte* eingegangen. Vgl. *Schriften der Goethe-Gesellschaft* Bd. 21: „*Goethes Maximen und Reflexionen*“ S. 234. Dort heißt es aber: „Ein edler Philosoph sprach von der Baukunst als einer erstarrten Musik.“ Der Philosoph ist sehr wahrscheinlich Schelling, der den Vergleich in seinen Jena 1802—1803 gehaltenen „*Vorlesungen über Philosophie der Kunst*“ zog. Möglich ist, daß er ihn von anderen Romantikern, etwa den Schlegels, übernahm. Nach Schopenhauer rührt das Wort von Goethe selbst her.
- 107, Z. 8. Tadelte doch auch Humboldt: in seinen 1798 erschienenen „*Ästhetischen Versuchen*.“
- 109, Z. 16 v. u. Bérangers Gefangenschaft: der Dichter war wegen Verspottung des Königs von Frankreich in seinen „*Chansons inédites*“ zu neun Monaten Haft und 1000 Frs. Geldstrafe verurteilt worden.
- 113, Z. 10. an der neu zu errichtenden Gewerkschule: sie wurde Juni 1829 eröffnet. Der Schüßling Goethes hieß nach den Tagebüchern Kirchner.
- 115, Z. 10. von einem jungen Schriftsteller: Heinrich Joseph König, der in der Zeitschrift eines protestantischen Pfarrers Friedrich Aufsätze geschrieben hatte, die dann auch als Buch: „*Rosenkranz eines Katholiken*“ erschienen (1829). Goethe hatte sie nach den Tagebüchern von Coudray erhalten.
- 115, Z. 4 v. u. Coudrays neue Treppe: das hier und S. 111 im Zusammenhang mit der erneuerten Treppe in Belvedere Berichtete, ist möglicherweise von Eckermann irrig aus dem Jahre 1830 in das Jahr 1829 verlegt worden. Wenigstens läßt das ein ungedrucktes Schreiben Coudrays (vgl. Katalog der Sammlung Lempertz, Köln 1908 „*Goethe im Mittelpunkt seiner Zeit*“) an Goethe vom 12. März 1830 vermuten.
- 116, Z. 16 v. u. Die Verse in die „*Italienische Reise*“ aufgenommen, am Anfang des Berichts über den Januar 1788.
- 117, Z. 16 v. u. von einem Jugendbekannten: Bourrienne, dessen „*Mémoires sur Napoléon, le directoire, le consulat etc.*“ eben im Erscheinen waren.

Seite

- 118, Z. 15. neuesten epischen Gedicht: dem eben erschienenen böhmischen Epos „Wlasta.“
- 118, Z. 12 v. u. eines anderen Dichters: K. G. E. Weber, dessen historisches Gedicht „Die Völkerschlacht“ (1827) in der „Halle'schen Literaturzeitung“ gründlich vernichtet worden war.
- 120, Z. 4. Er mußte also ein Wappen haben: Zelter hatte Goethen um die Zeichnung zu einem Petschaft gebeten. Goethe versprach mit Meyer darüber zu reden und zeichnete dann selbst ein Wappen für Zelter.
- 127, Z. 6 v. u. Lever in Erfurt: Goethes Unterredung mit Napoleon am 2. Oktober 1808, die er selbst auf Andringen Müllers im Februar 1824 skizziert hat. Die Skizze, 15 Jahre nach dem Ereignis entworfen, ist wohl nicht ganz unanfechtbar. Vgl. auch: Goethe im Gespräch, hrsg. v. Deibel und Gundelfinger, Insel-Verlag 1907, 3. Auflage, S. 406.
- 128, Z. 9 v. u. einen Brief erhalten: der Brief ist neuerdings im Goethe-Jahrbuch abgedruckt worden. Eckermann gibt in den zitierten Stellen nur den Sinn, nicht den genauen Wortlaut des Schreibens wieder.
- 130, Z. 14 v. u. des Königs ‚Gedichte‘: 1829 erschienen die ersten beiden Bände.
- 132, Z. 9. Friedrich kam: Goethes letzter Diener, Gottlieb Friedrich Krauß, der seit einiger Zeit an Stadelmanns Stelle getreten war.
- 135, Z. 5 v. u. Dreißig Jahre aus dem Leben: Scherz Goethes oder Irrtum Eckermanns. Der Titel lautet „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers“ von Th. Hell.
- 144, Z. 15. Herr v. D.: laut Tagebüchern von Diemer.
- 145, Z. 2. ein Castiglione: Francesco Saverio, Conte di Castiglione, am 31. März als Pius VIII. gewählt.
- 149, Z. 10. führt den Titel: John Boydells „Liber veritatis. Or a collection of 100 prints after the original designs of Claude le Lorrain, in the collection of Duke of Devonshire executed by Richard Earlom.“
- 149, Z. 16. Antonio Tasso: Versehen Eckermanns für Agostino Tassi.
- 152, Z. 5. Ich erinnere mich: etwas abweichend berichtet Goethe diese Geschichte in der „Italienischen Reise“ unter dem 18. November 1787.

- 162, S. 14 v. u. eine gewisse Vorstellung: Rosebues „Eifersüchtige Frau“, die am Tag vorher gegeben worden war.
- 163, S. 6 v. u. des großen Karnevals: die Mummenschanz, Faust II, 5065 ff.
- 166, S. 12 v. u. Coopers letztem Roman: der Seeroman „Red Rover“ 1828.
- 168, S. 12 v. u. ‚Faust‘ von Gérard: Gérard de Nerval, „Nouvelle traduction complète en prose et en vers“ 1827.
- 172, S. 2. unserm berühmten Salzbohrer: dem Salinendirektor Karl Glend, der am 30. Januar 1828, dem Geburtstag der Großherzogin, die ersten Proben der in Stotternheim erbohrten Sole vorgelegt hatte, zu welchem Anlaß ihm Goethe eine Art „Maskenzug“ dichtete: „Die ersten Erzeugnisse der Stotternheimer Saline.“ Vgl. Jubiläums-Ausgabe Bd. 9, S. 371 ff.
- 173, S. 1. welches Kapitel: im siebenten Buch von „Dichtung und Wahrheit.“
- 175, S. 14 v. u. im Jahre 1801: trifft wohl kaum zu, da Goethe zuletzt im Januar 1796 in Dessau war.
- 178, S. 12. seinen ‚Simson‘: den Goethe laut den Tagebüchern am 18. August 1829 mit dem Engländer Henry Crabb Robinson gelesen hatte.
- 179, S. 12. beim Fürsten-Primas: Karl von Dalberg.
- 180, S. 10. Festgedicht Riemers: zum 2. Februar, dem Geburtstag des Großherzogs.
- 181, S. 11. von einem Buch: das von Hudson Lowe, dem Hüter Napoleons, selbst verfaßte „Memorial relatif à la captivité de Napoléon à St.-Hélène“, Paris 1830.
- 185, S. 7 v. u. zu seinem Kirchhof: dem bekannten Judentkirchhof Ruysdaels.
- 190, S. 6. die letzte Lieferung: der Ausgabe letzter Hand seiner Werke, 1827—30, die in Lieferungen zu je 5 Bänden erschien.
- 192, S. 15. Dieses Gespräch gründet sich nur zum Teil auf Eckermanns Aufzeichnungen. Ein kleiner Bruchteil davon ist, wie aus Burckhardts Ausgabe der Unterhaltungen mit Soret, S. 97, hervorgeht, Eigentum Sorets. Da der von Eckermann herrührende Text überwiegt, ist es hier eingereiht worden.

- 196, Z. 6. „Guzla“: „La Guzla, ou choix de Poésies Illyriques, recueillies dans la Dalmatie.“
- 202, Z. 8. Platen ärgert Heine: Anspielung auf Platens Heine-Angriffe im „Romantischen Odipus“ und Heines maßlose und grausame Polemik in den „Reisebildern.“
- 203, Z. 14. Dieses Gespräch ist ebenfalls unter starker Benutzung Soretscher Aufzeichnungen entstanden und könnte mit dem gleichen Recht wie hier unter die Unterhaltungen mit Soret aufgenommen werden. Eckermann hat, wie der Vergleich mit der ursprünglichen Fassung bei Burckhardt beweist, nicht nur Sorets Gerüst ausgefüllt, sondern, besonders zu Anfang und Schluß, durchaus Eigenes hinzugefügt.
- 203, Z. 1 v. u. Ankauf der Büttnerschen Bibliothek: Die Bibliothek Ch. W. Büttners war nach dessen Tode 1801 dem Herzog zugefallen. Goethe spricht davon in den Annalen unter dem Jahr 1802.
- 208, Z. 5 v. u. zum neununddreißigsten Band geben: es geschah nicht; der in der Handschrift 1830 datierte Aufsatz „Christus nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren“ wurde erst in den „Nachgelassenen Werken“ abgedruckt.
- 209, Z. 3. Zu dieser letzteren Lesart: in der 15. der Römischen Elegien wurde dann die Lesart „Priester Horaz“ wieder hergestellt.
- 212, Z. 12 v. u. „Le rire de Mirabeau“: nach Dünker ein Gedicht von Cordellier-Delaroue, das erst 1855 gedruckt wurde.
- 212, Z. 6 v. u. Zu diesem Gespräch hat Eckermann wohl auch einige Aufzeichnungen Sorets vom gleichen Tage benutzt und in sein eigenes hineingeflochten. Die Tagebücher verzeichnen übrigens für diesen Tag seinen Besuch bei Goethe nicht.
- 213, Z. 12. deine neuesten Gedichte: das Gedicht „Feindseliger Blick“, auf das hier angespielt wird, ward 1827 zuerst gedruckt. Auch Ottilie in den „Wahlverwandtschaften“ macht schon eine Bemerkung gegen Brillen.
- 230, Z. 4. Freundin Sylvestre: eine Demoiselle Sylvestre aus Genf, in Weimar Hofdame und Freundin der Prinzessin Marie Luise Auguste, späteren Kaiserin Augusta. Goethe kannte und

- schätzte sie, mit Eckermann war sie gut befreundet. Vgl. F. Zewes, J. W. Eckermanns Nachlaß, S. 75.
- 231, Z. 6. Du danke Gott: aus dem Gedicht „Talismane“ im West-östlichen Divan.
- 231, Z. 12 v. u. eine Stelle zu geben: beim Erbprinzen, dem Eckermann schon vorher in Literatur und englischer Sprache Unterricht gegeben hatte.
- 236, Z. 13. Hier ist das Wohlbehagen: Faust II, 9550 ff.
- 236, Z. 8 v. u. Und hätt' ich nicht geschüttelt: Faust II, 7552 ff.
- 243, Z. 10. ein Blättchen: in ihm empfahl Goethe Eckermann als „einen geprüften Haus- und Herzensfreund.“
- 245, Z. 13 v. u. mit Fluch oder Segen: da der Druck sehr langsam vorschritt.
- 247, Z. 9 v. u. am Schlage gestorben sei: in der Nacht vom 26./27. Oktober in Rom. Um 10. November erreichte die Nachricht Goethen.
- 250, Z. 11 v. u. beikommende schon bekannte Gedichte: wie sich aus den Tagebüchern unter dem 17. Dezember schließen läßt, die „Sammlung der aus den Opern ausgezogenen und aus-rangierten Lieder.“
- 252, Z. 16. an einen Freund: einen Kriminalrat Schmaling, mit dem Goethe nur oberflächlich von Pyrmont her bekannt war.
- 257, Z. 13. einen jungen Philologen: Friedrich Gotthold (nicht Karl) Schöne, von dem ein Werk „De personarum in Euripidis Bacchabus habitu scenico commentatio“ erschienen war; der Verfasser war auch nicht aus oder in Leipzig.
- 261, Z. 13. herrliche Buch von Röhr: Historisch-geographische Beschreibung des jüdischen Landes zur Zeit Jesu, die 1828 schon in 3. Auflage erschien.
- 263, Z. 8 v. u. unter den Kritikern und Kunstrichtern: Goethe zielt hier auf A. W. Schlegel, dessen Urteile über Euripides und Molière ihn verstimmt hatten.
- 266, Z. 1. haben es einmal gegeben: der „Groß-Cophtha“ erlebte 1791/92 vier Aufführungen.
- 269, Z. 11. Schellings Büchlein: die Schrift „Über die Göttheiten von Samothrake“ 1816.

Seite

- 270, Z. 5 v. u. eine Broschüre: „Über den ehemaligen Umfang und die Geschichte Helgolands“ von Lappenberg.
- 273, Z. 9 v. u. eines jungen Physikers: Jean Pierre Bauchers „Histoire philosophique des plantes de l'Europe ..“ 1830, das Goethe in den Nachträgen zur Übersetzung der „Metamorphose“ besprach.
- 275, Z. 5 v. u. neueste Rede: „Rede an die Studierenden der Ludwig-Maximilians-Universität in der Aula academica am Abend des 30. Dezember 1830.“
- 278, Z. 8 v. u. meiner Porträtsammlung: Goethe ließ eine große Reihe seiner Bekannten durch den Maler Joseph Schmeller porträtieren. Die Sammlung umfaßte schließlich 132 Nummern.
- 280, Z. 2. Goethes Aufsatz: „Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herculaneum und Stabia. Von Wilhelm Zahn.“ Jahrbücher der Literatur, Wien 1830, Bd. 51.
- 282, Z. 5 v. u. das Dämonische: vgl. das 20. Buch von „Dichtung und Wahrheit.“
- 288, Z. 14. „Hanswursts Hochzeit“: blieb weniger aus den von Goethe hier zu Eckermann hervorgehobenen Gründen Fragment als vielmehr, wie Köster, Jubiläums-Ausgabe, Bd. 7, S. 367 betont, weil die gesellschaftliche Satire, die der Dichter beabsichtigte, viel zu nah mit seinen innigsten und zartesten Empfindungen für Lili verbunden war.
- 288, Z. 11 v. u. den Zettel: er ist in der „Zeitschrift für deutsches Altertum“ gedruckt worden und führt die Namen von 83 Personen auf, zu denen noch 30 auf einem andern Blatte kommen.
- 291, Z. 12 v. u. in fünf Bänden: zielt nach Dünker auf die seit 1829 erscheinende „Geschichte der Deutschen“ von J. K. Pfister.
- 291, Z. 6 v. u. „Daphnis und Chloë“: Schäferroman von Longus, den Paul Louis Courier neu herausgegeben und übersetzt hat (1843). Dünker hat darauf aufmerksam gemacht, daß Goethe die hier erwähnte Stelle schon in der Übersetzung von Passow 1811 gefunden hat.
- 292, Z. 14 v. u. einen Brief: vom 17. Juli 1828. Die Übersetzung des Distichons lautet:

Freudig trete herein und froh entferne dich wieder!
Ziehst du als Wanderer vorbei, segne die Pfade dir Gott!

- 295, Z. 7 v. u. Erstes Buch: jetzt das 16. in Dichtung und Wahrheit, das nachher erwähnte frühere dritte jetzt das 18.
- 301, Z. 1. bedeutenden jungen Naturforschern: nach Dünker D. G. Kiefer, F. C. Voigt, G. F. Jäger und Ludwig Reichenbach.
- 306, Z. 10 v. u. einem jungen Professor: Dr. J. G. Stiedel, seit 1827 Privatdozent in Jena. Seine Beziehungen zu Goethe hat er selbst Goethe-Jahrbuch Bd. 7, S. 231 ff. dargelegt. Danach ist Eckermanns Datum falsch; Stiedel will einen Tag später bei Goethe gewesen sein.
- 306, Z. 1 v. u. eines jungen Freundes: Felix Mendelssohn-Bartholdys, vom 5. März 1831.
- 307, Z. 7. „Niebuhr hat recht gehabt“: in der Vorrede zum zweiten Band seiner „Römischen Geschichte.“
- 310, Z. 13 v. u. Fritsch: K. W. von Fritsch.
- 311, Z. 6 v. u. „Dieses Kapitel“: 18. Buch von „Dichtung und Wahrheit.“ Vgl. neuerdings Wittkowskis Monographie über Cornelia.
- 312, Z. 7 v. u. eine Schuld von viertausend Talern: vielmehr Gulden. Am 5. Dezember 1790 bedankte sich der Herzog bei Merck für den zurückgesandten Kautionschein.
- 312, Z. 2 v. u. Als ich ihn wiedersah: Goethe hat Mercken, der sich schon im Juni 1791 erschoss, wohl kaum wiedergesehen.
- 314, Z. 7 v. u. ‚Wahrheit‘ aus seinem Leben: das seit 1826 erscheinende autobiographische Werk „Wahrheit aus Jean Pauls Leben.“
- 315, Z. 6. seine erste Bekanntschaft mit Schiller: In der Erzählung des Folgenden hat Eckermann oder Meyer chronologische Irrtümer begangen. Don Carlos war schon 1787 erschienen; aus Schwaben kam Schiller Mai 1794 zurück. Meyers Begegnung mit dem Dichter fand jedenfalls zwischen beiden Ereignissen, wahrscheinlich 1791, statt.
- 317, Z. 9. einige Verse: eingegangen in die Gedichte. „An Gerhard v. Neutern. Inschrift.“ Vgl. Jubiläums-Ausgabe, Bd. 3, S. 175.
- 319, Z. 6. eines bekannten Schriftstellers: man hat hier auf Wolfgang Menzel hingewiesen, dessen Goethehaß in seiner 1828 erschienenen Geschichte der deutschen Literatur zum Ausdruck kam. Doch kommt auch Börne in Betracht.

- 320, Z. 3. eine kleine Schrift: das bei Tewes, Eckermanns Nachlaß S. 269 ff. gedruckte „Abkommen zwischen Goethe und Eckermann“, das am 15. Mai 1831 von Goethe und Eckermann unterzeichnet wurde.
- 322, Z. 15. Zwei bedeutende Gedichte: „Auf Schillers Schädel“, datiert vom 25. September 1826, und „Vermächtnis“, aus dem Anfang Februar 1829, beide also nicht aus derselben Zeit.
- 325, Z. 1. Ihm ziemts, die Welt: aus dem Gedicht Prohmion.
- 325, Z. 13. Myrons Kuh: Vgl. den so betitelten Aufsatz Goethes, der 1818 in „Kunst und Altertum“ erschien. Jetzt Jubiläums-Ausgabe, Bd. 35, S. 145 ff.
- 326, Z. 12. König Ahab: Mephistopheles selbst zieht den Vergleich, Faust II, 11287.
- 326, Z. 13 v. u. Gerettet ist das edle Glied: Faust II, 11934 ff.
- 329, Z. 7. Materialien: Die Bezeichnungen matériaux, composition, embranchement, unité du plan gebraucht Geoffroy de Saint-Hilaire in seinen „Principes de Philosophie zoologique“, mit denen sich Goethe in einem in 2 Abschnitten, 1830 und 1832, erschienenen Aufsatz eingehend befaßte. Er geht dort gerade auf die hier zitierten Worte „Materialien“ und „Komposition“ (Z. 14) ein.
- 330, Z. 9. eine Trilogie: deren erste beide Teile: „L'invocation du Berger“ und „L'Etoile filante“ in der dem „Chaos“ ähnlichen kurzlebigen Zeitschrift „La création“ gedruckt wurden, während der von Goethe besonders gelobte dritte Teil „Minuit“ im „Chaos“ selbst erschien. Briefe an Soret vom 25. und 28. November 1831 handeln ebenfalls von dieser Dichtung. Wenn Sorets Datierung verläßlich ist, hat übrigens das ganze, hier unter dem 1. Dezember mitgeteilte Gespräch erst am 7. Dezember stattgefunden, vgl. Sorets Notizen vom 8. Dezember 1831 in der Burthardtschen Ausgabe der Unterhaltungen mit Soret, S. 142 ff.
- 331, Z. 13 v. u. eine neue Ausgabe: bei Weygand in Leipzig war der Werther zuerst 1774 erschienen; im Februar 1824 erbat sich der Verleger für eine beabsichtigte Jubiläumsausgabe des Romans „Zusätze und Veränderungen oder doch eine neue Vorrede“ zu demselben. Statt dessen dichtete Goethe den ersten Teil der „Trilogie der Leidenschaft“: An Werther.

Seite

- 339, Z. 14. sagt der Apostel: 1. Thessalonicher 5, 19.
- 344, Z. 7 v. u. älteste Sohn der Frau von Arnim: Freimund von Arnim, der, wie aus den Tagebüchern hervorgeht, in diesen Tagen öfters Goethes Gast war. Die Verse, unter dem Titel „In ein Stammbuch“, sind vom 7. März 1832 datiert. Vgl. Jubiläums-Ausgabe Bd. 3, S. 181.
- 349, Z. 9 v. u. Lithographien aus Stuttgart: Blätter Strigners nach Gemälden aus der Boissière'schen Sammlung.
- 351, Z. 11 v. u. das Gedicht ‚Charon‘: das Goethe erst am Tage vorher mit Riemers Hilfe nach dem Urtext überseht hatte.
- 357, Z. 13. Verschiedene Deutsche glauben: Goethe übersehte die noch ungedruckte Arbeit Diderots nach einer Abschrift. Goethes Text wurde dann ins Französische zurücküberseht und diese Übersetzung war längere Zeit die einzige französische Ausgabe.
- 358, Z. 2. einem Drama von Rosebue: das Schauspiel „Die Veröhnung“, das am 2. April aufgeführt worden war.
- 358, Z. 15. die Fortsetzung gemacht: das Fragment „Der Zauberflöte zweiter Teil“, 1795 begonnen. Der Wiener Musiker Branitzky hatte sich schon 1796 um das Textbuch bemüht, doch zerklüfteten sich die Verhandlungen.
- 359, Z. 9. einen Globus: die Angaben stimmen, wie Burthardt in seiner Ausgabe der Unterhaltungen mit Coret S. 19 gezeigt hat, nicht ganz.
- 360, Z. 9. Theorie einer Witterungslehre: „Versuch einer Witterungslehre“, Anfang 1825 erst niedergeschrieben.
- 364, Z. 15 v. u. nicht wieder gelesen habe: trifft nicht zu, denn Bemerkungen aus den Jahren 1777, 80, 82 zeigen, daß Goethe sich mit dem Werke beschäftigte, noch bevor er die Neuauflage 1786 vollendete.
- 368, Z. 11. Rosebue und Konsorten: Carllieb Merkel und K. A. Böttiger. Die gegen sie gerichteten „Invektiven“, vgl. Jubiläums-Ausgabe Bd. 4, S. 137 ff.: „Der neue Alcinous“, „B. und K.“, „Triumdirat“ und die folgenden Gedichte.
- 369, Z. 2. vor einiger Zeit: Goethe meldet Stiellers Ankunft schon am 29. Mai an Zelter. Fertig, wie Coret hier berichtet (Z. 10), kann das Bild noch nicht gewesen sein, da Goethe noch am Ende

Seite

- des Monats Juni Sitzungen hatte. Vgl. Goethe-Jahrbuch Bd. 1, S. 282.
- 371, Z. 4 v. u. Glücklich Land: Unter der Überschrift „An Marie Duval, Weimar, 3. Dezember 1828“ in den Gedichten, Jubiläums-Ausgabe Bd. 3, S. 167.
- 373, Z. 6. Werk von Bignon: L. V. G. Bignons „Histoire de France depuis le 18. brumaire“, seit 1827 im Erscheinen.
- 374, Z. 10 v. u. das erste Manuskript: den „Urgoß“ vom Ende des Jahres 1771. Ein treuer Abdruck dieses Manuskripts erfolgte erst in der Weimarer Ausgabe, Bd. 39. Vgl. jetzt Jubiläums-Ausgabe, Bd. 10.
- 380, Z. 12. einem guten Freunde: Eckermann.
- 382, Z. 6 v. u. die Brighella: den muß es heißen. In der „Italienischen Reise“ berichtet Goethe unter dem 10. Oktober 1786: „Den Brighella, einen hageren, wohlgebauten, besonders in Rienen- und Händenspiel trefflichen Schauspieler.“
- 383, Z. 1 v. u. eines Tages: 29. August 1801 nach den Tagebüchern. Die Geschichte erzählt Goethe etwas abweichend auch in den „Annalen“ vom Jahre 1801.
- 385, Z. 8. Eine nahe Verwandte: die Tochter von Lili von Türkheims, geb. Schönemann, ältestem Sohne Karl. Lili war am 6. Mai 1817 gestorben.
- 385, Z. 7 v. u. seit einiger Zeit vollendet: trifft nicht zu; erst im nächsten Jahre stellte Goethe den 4. Band fertig.
- 387, Z. 11 v. u. die „Memoiren“: „Mémoires complets et authentiques du duc de Saint-Simon sur le siècle de Louis XIV. et la régence“, Paris 1829/30. Vgl. über die Lektüre Goethe an Zelter, 15. Februar und 7. März 1830.
- 392, Z. 2. der 39 Artikel: der anglikanischen Kirche, 1571 vom Parlament anerkannt. Artikel 9: Of Original or Birth-sin.
- 393, Z. 11 v. u. ein dithyrambisches Gedicht: vgl. Anm. zu Bd. I, S. 268, Z. 9.
- 393, Z. 4 v. u. im ersten Jahre: wohl im zweiten, da Goethe 1805 erkrankte, wenn Riemer sich nicht irrtümlich auf die Krankheit des Jahres 1801 bezieht, über die ihm Christiane ähnliches erzählt hatte. (Riemers Mitteilungen I, 121.)

- 394, Z. 10 v. u. Abenteuer mit dem Lord Bristol: Goethe berichtete es in einem Brief an Carl August vom 12. Juni 1797. Man vgl. auch die Charakteristik des „seltsamen Reisenden“ in den „Biographischen Einzelheiten“, Jubiläums-Ausgabe Bd. 25.
- 396, Z. 13 v. u. Er war zugegen: aber nur während einer kurzen Zeit der Unterredung. Vgl. A. Fischer, Goethe und Napoleon. Frauenfeld 1901.
- 398, Z. 14. v. u. auf Campe: Goethe hatte ihn zuletzt 1810 in Karlsbad getroffen. Er war reichlich in den „Kenien“ mitgenommen worden (Jubiläums-Ausgabe Bd. 4. Kenien Nr. 79, 113, 114, 124, 125), in dem Epigramm „Campes Laotoon“ u. d.
- 399, Z. 14 v. u. Besuche zweier Russen: in den Tagebüchern nicht genannt, aber Soret machte den einen, der die stumme Rolle spielte, in seinen Unterhaltungen als einen gewissen Joueur namhaft. Vgl. Burthardts Ausgabe S. 114.
- 401, Z. 12 v. u. Diese den Streit zwischen Cuvier und Saint-Hilaire berührende Geschichte hat Eckermann nach dem einfacheren und kürzeren Berichte Sorets sehr aufgestuft und pointiert. Nur so ist der anders klingende Brief Goethes an Soret vom 11. August verständlich. Über den Streit der beiden Franzosen hat sich Goethe ausführlich in dem September 1830 in den Berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ erschienenen Aufsatz über Saint-Hilaires „Principes de Philosophie zoologique“ ausgesprochen. Vgl. jetzt Jubiläums-Ausgabe Bd. 39, S. 218 ff.
- 402, Z. 4 v. u. erstes Aperçu vom Zwischenknochen: die 1784 entstandene Abhandlung über das os intermaxillare.
- 403, Z. 12. einen hoffnungsvollen jungen Menschen: den Germanisten E. M. Ettmüller, der sich 1830 in Jena habilitiert hatte.
- 411, Z. 7. 'Notre-Dame de Paris': Am 25. hatte Goethe den 2. Teil des Romans, den er nicht zu Ende las, mit einem ähnlichen Urteil an Soret zurückgeschickt.
- 416, Z. 15 v. u. über die Memoiren: Dumonts, des Onkels Sorets, „Souvenirs sur Mirabeau et les deux premières assemblées législatives“, Paris 1832, die Goethe schon im Juni 1831 durch Soret zu lesen bekommen hatte.

Erklärendes Personen- und Sachregister

Die beigefügten Zahlen bezeichnen Band und Seite. Zahlen, die nicht auf Äußerungen Goethes, sondern auf die Eckermanns, Soret's u. a. oder auf Anmerkungen verweisen, sind durch * gekennzeichnet. †)

Abeken, B. R., wurde als Hauslehrer der Schillerschen Kinder mit Goethe bekannt II, 32. *423.

Abendzeitung, Dresdener, erschien seit 1817, redigiert von Th. Hell und Fr. Kind, der „Begleiter im Gebiete der Künste“ von Karl August Böttiger I, 167.

Abraham a Santa Clara (1644—1709) II, 323.

Absolutismus s. Willkür.

Absonderungen, pietistische; Goethe denkt namentlich an das wiederholt von ihm geschilderte Herrnhutertum I, 398 f.

Abstammung der Menschen von einem Paare II, 40—42.

Adel I, 435. Goethes Adelsdiplom wurde am 10. April 1782 vollzogen.

Äffen I, 408.

Agamemnon (in der bildenden Kunst) I, 126.

Agnes Bernauerin, vgl. Törring.

Ahab II, 326. *434.

Ahnungen I, 442 f. II, 128 f. Man vergleiche die Darstellung dieser seelischen Zusammenhänge in „Wilhelm Meisters Wanderjahre“. Ahnungen sind auch wiederholt in „Dichtung und Wahrheit“ verwandt.

Akademien I, 112.

Ästhetik II, *113. Vgl. Goethes Plan zu einer Vorlesung.

Albertini, Signora, italienische Sängerin II, *222—*225.

„Altdobrandinische Hochzeit“, antikes Freskogemälde I, 61. *464.

D'Alembert, Jean le Rond, französischer Philosoph (1717—1783) II, 306.

Alexandra, Großfürstin von Rußland, Tochter Friedrich Wilhelm III. II, *357.

Allegorie II, 165.

Allgemein menschliches Interesse der Dichtung I, 67.

Allgemeines und Besonderes I, 73.

Allianz, die heilige I, 290.

Almanache II, 358.

Altdeutsche Baukunst, von Goethe in der Jugend und dann wieder seit 1814 geschätzt. (Zwei Aufsätze „von deutscher Baukunst“ erschienen 1772 und 1823) I, 66. II, 6. Vgl. Baukunst.

Altdeutsche Studien II, 34 f.

Alter als warnendes Beispiel für die Jugend I, 55 f. II, 352.

— und Jugend, Altersstufen des Menschen II, 8—11. 146. 158. 266 f. 287 f. 363 f.

Alttertümelnnde Schule s. Malerei.

D'Alton, Eduard Joseph, Anatom, Archäolog und Kupferstecher, Professor in Bonn (1772—1840), zum Teil Vorbild zu Dorothea Schlegels „Florentin“. In

†) Für die Ausarbeitung dieses Registers sei auch an dieser Stelle Herrn Dr. Reinhard Buchwald aufrichtiger Dank ausgesprochen.

freundschaftlichen Beziehungen zu Goethe I, *212 f. 340. II, 403.
 Amazonen II, *118.
 Amerika I, 109.
 — Freiheitskampf I, 116. II, 116. 399 f.
 Amerikaner bei Goethe I, *208.
 Ampère, J. J., Sohn des berühmten Physikers (1800—1864), durch Mad. Récamier in Beziehungen zur literarischen Gruppe des „Globe“ I, 384—386. *391. *397. *473.
 Anakreonit, seit Hagedorn in Deutschland eingeführter und noch in Goethes Leipziger Lyrik wirksamer literarischer Geschmack II, 117.
 Anekdoten I, 94.
 — von einem Löwenwärter I, *407 f.
 Angels, Louis, beliebter Theaterdichter, Vosse „Sieben Mädchen in Uniform“ I, 415.
 Anglikanische Kirche und ihre 39 Artikel II, 392 f.
 Angoulême, Louis Ant. de Bourbon, Herzog von, Führer der Franzosen in Spanien 1823 I, 116.
 Anna Amalie, Herzogin v. Sachsen-Weimar, Mutter Carl Augusts. (Vgl. Goethes Nachruf für sie.) II, 85. 151.
 Anschauung als naturwissenschaftliche Methode, im Gegensatz zur „mathematischen“ oder analytischen Forschung I, 284 f.
 Anthropomorphismus in der Religion I, 95. II, 273 f.
 Antike und Moderne I, 61. 113. 439. Vgl. Bildung.

Antizipation I, 123 f., s. a. Weltkenntnis.
 Aperçu in der Dichtung I, *214.
 — in der Wissenschaft II, 365.
 — in der menschlichen Handlung überhaupt II, 6 f. 12 f.
 Apokryphen II, 336 f.
 Apostel, Darstellungen in der Kunst II, 207 f.
 Architektur. Vgl. Altdeutsche Baukunst, Baukunst.
 Argernis durch den Dichter I, 115.
 Ariost, wurde namentlich von Wieland im „Oberon“ nachgeahmt; die Strophenform von Goethe im „Tagebuch“ I, *115.
 Aristokratismus I, 104 f. 409 f. 413.
 Aristoteles I, 357.
 — als Naturforscher II, 84.
 — Definition der Tragödie in der „Poetik“ I, 415 f.
 Arnault, Lucien Emile, Sohn des berühmteren Antoine Vincent A., wie dieser Dramatiker (1787—1863). „Gustaphe Adolphe, ou la bataille de Lutzen. Tragédie en cinq actes.“ Gedruckt in Dessau 1830. II, 381 f.
 Arndt, Ernst Moriz (1769—1860) II, 200.
 Arnika II, 354.
 Arnim, Bettina von, Tochter von Goethes Freundin Maximiliane Laroche, Schwester von Clemens Brentano, Verfasserin von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ 1835. II, *344. *435.
 — Freimund von, der Sohn der vorigen II, *344. *435.
 Artaria, Kunsthändler in Mannheim II, 95.

Aischylos I, 244. 286. 331. 356.
 — Philoktetet-Fragmente s. Philoktetet.
 Ästhetik und Ästhetiker I, 252.
 404. 413f. II, *138. Vgl.
 Wesen der Poesie. Geschmacks-
 bildung u. s. w.
 Astronomie I, 339f. II, 29. Vgl.
 Goethes astronomische Studien.
 Atmosphäre I, 131 f. Meteorologie.
 Auber, D. F. C. „Die Stumme
 von Portici“ 1828, die 1830
 in Brüssel das Signal zum Aus-
 bruch der Revolution gab II,
 294f.
 Ausbildung und Lebensfähigkeit
 I, 218. Vgl. Bildung.
 Auslegung von Gedichten I, 80.
 Babo, J. M. v., Dramatiker
 (1756—1822). Sein „Otto von
 Wittelsbach“ II, 291.
 Badebekanntschaften I, 107.
 Ballanche, Pierre Simon, franzö-
 sischer Schriftsteller (1776—
 1847) II, *192.
 Ballett II, *224.
 Balzac, Honoré de, französischer
 Romandichter (1799—1850)
 wurde 1829 durch „Le dernier
 Chouan, ou la Bretagne en
 1800“ mit einem Schlage be-
 rühmt II, *192.
 Barbarei II, 307.
 Barometer I, 130f. 366—368.
 II, 240. *360.
 Baschkirenbogen I, 240f.
 Basedow, Joh. Bernh. (1723—
 1790), der Dessauer Philan-
 throp, den Goethe 1744 kennen
 lernte. Vgl. „Dichtung und
 Wahrheit“, 14. Buch II, *314.
 Bauchredner II, 163.

Baukunst I, 66. 204f. II, 6.
 113. 210. 287.
 Beaumarchais, Pierre Augustin
 Caron de, französischer Schrift-
 steller und Dramatiker (1732
 —1799), dessen „Mémoires“
 Goethe für den „Clavigo“ be-
 nutzte II, 139f. 305f.
 Beaumont, Francis, englischer
 Dramatiker (1584—1616), Ar-
 beitsgenosse Fletchers, I, *98.
 Bechtolsheim, Frau Julie Auguste
 Christine von, geb. Gräfin Keller.
 Elegie auf den Tod der Groß-
 herzogin-Mutter II, 215.
 Beck, Heinrich, berühmter Schau-
 spieler in Mannheim, der erste
 Fiesko; er bearbeitete 1798 das
 vieraktige Lustspiel „Die Schach-
 maschine“ nach dem Englischen
 I, *68—*71.
 Becker, Heinrich, Schauspieler,
 vermählt mit Christiane Neu-
 mann (Euphrosyne) I, 120.
 Beer, Michael, Bruder Meyer-
 beers, dichtete die auch in Wei-
 mar aufgeführte fünftaktige Tra-
 gödie „Der Varia“, mit Goethe
 persönlich bekannt I, *111. 169.
 *466. *467.
 Beethoven. Vortrag seiner Werke
 und Unterhaltung über seine
 Persönlichkeit in Goethes Haus.
 Goethe kannte ihn persönlich,
 doch stand er Mozarts Musik
 näher. I, *63. II, *264. *350.
 Befreiungskriege I, *21. *230.
 391f. II, 200. Die Jugend nach
 den Befreiungskriegen II, 157f.
 Behrisch, Ernst Wolfgang, Leipziger
 Studienfreund Goethes (1738
 —1809). Vgl. „Dichtung und

Wahrheit" Buch VII. In Dessau als Prinzenenergieher II, 172—176. *429.

Belvedere, Lustschloß südlich von Weimar I, *330. II, *111. 115. *415.

Bentham, Jeremy, Begründer der utilitaristischen Philosophie (1748—1832); seine Lehre wurde überarbeitet und revidiert von Etienne Dumont. 1817 suchte er in seinem „Plan of parliamentary reform“ eine Radikalreform des englischen Parlaments zu erreichen. II, 377 f. 390 f.

Beobachtung und Wissen I, 153—155. Vgl. Anschauung.

Béranger, geb. 1780, 1803 von Lucian Bonaparte entdeckt. Erste unpolitische Sammlung seiner Lieder 1815; dann politisch gegen die „Feinde des Fortschritts und der Freiheit“, die „Junker und Pfaffen“: 2. Sammlung 1821, 3. 1825, 4. 1828. I, 292 f. 317. 321. 328 f. 388 f. 391 f. II, 6. 109. *145. 197—199. 289. 319. *360. *427.

Bereitsamkeit II, 133 f.

Berger, Oberst von I, *35.

Bergschotten II, 21 f. vgl. Schotten.

Berka, Städtchen und Bad, südwestlich von Weimar I, *424—*427.

Bertlinghen, Jos. Graf v., Übersetzer von „Hermann und Dorothea“ ins Lateinische I, *468.

Berlin, literarisch zur Blüte gebracht durch die Aufklärung (Moses Mendelssohn, Nicolai) und die Romantiker (die Schle-

gel, Schleiermacher), beherbergte ein goethefeindliches Lager mit Rosebue an der Spitze und eine erlebte Goethegemeinde (der Salon von Rahel Warnhagen; der Kreis um den Faustkomponisten Fürst Radziwill; Zelter, die Liedertafel und Mittwochs-gesellschaft). Das Theater hatte bis 1814 Jffland geleitet (in wesentlichem Gegensatz zum Goetheschen Bühnenstil); darauf stand es unter dem Intendanten Brühl. August und Ottilie v. Goethe besuchten Berlin 1824 I, 45. *60. *91. 95. *140. *259. 285 f. 407. II, *27. *30. *34. *39. *54. 57. 68. 86. *178. 200. 313. *363.

Berliner Zeitungen I, *170. 285 f. II, *178.

— Redensarten, Zeichnungen dazu II, 295.

— Jahrbücher s. Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Bescheidenheit I, 102.

Besonderes in der Kunst s. Realismus.

Bethmann, das Frankfurter Bankhaus II, 144.

Beulwitz, Friedrich von, Oberst u. weimarischer Kammerherr II, *292.

Beuther, Friedrich, Dekorationsmaler II, 184.

Bibel s. England.

Bibelkritik (vgl. „Dichtung und Wahrheit“, Buch IV) I, 341. II, 260 f. 336—340.

— und Naturforschung II, 40—42.

Biblische Figuren in der Kunst. Hieraus entstand der Auffatz:

„Christus nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren.“
1830 II, 207 f. 211 f.
Bienen I, 451 f. II, 88. •
Bignon, E. E., französischer Historiker (1771–1841) II, 373. *436.
Bildende Kunst, Veranlagung dazu II, 142. Vgl. Bildung. —
Über Goethes Veranlagung „Dichtung und Wahrheit“ Buch XIII Anfang.
Bildsäulen, ihre Vergänglichkeit I, 402.
Bildung II, 35. 78.
— des Künstlers I, 215 f. 246. 248. 280–282. 294. 370. II, 35 f. 149. 307 f. 334.
— des Dichters II, 153 f.
— des Dramatikers I, 353–355. (vgl. Theatralische Dramen).
— des Sängers I, 248, 263.
— des Schauspielers I, 161. 359 f.
— des Staatsdieners II, 25 f.
— des Staatsmannes I, 217.
— Notwendigkeit der klassischen Bildung I, 363 f., für den Dichter I, *29. 109. 263. 329, für den bildenden Künstler I, 294, den Schauspieler I, 360.
Vgl. Ausbildung. Geschmacksbildung.
Bingen s. Rochusfest.
Bleifeder, englische I, *402.
Blücher, Feldmarschall (1742–1819), Goethe beriet Schadow beim Entwurf zu dessen Blüchermonument I, 164. II, 133.
Blumenbach, Johann Friedrich, Naturforscher, Professor in Göttingen, erst Goethes Gegner in der Lehre vom Zwischenkiefer, später Mitarbeiter (vgl. die Re-

zension von Geoffroy de Saint-Hilaire, Principes de Philosophie zoologique, 1830–1832) II, *350. 402 f.
Bogenschießen I, 230–242. Vgl. Weimarer Armbrustschützengesellschaft.
Böhmen II, 118. *355.
Boisseree, Sulpiz (1783–1854) seit 1810 mit Goethe in Briefwechsel, gewann dessen Interesse für die altdeutsche Kunst zurück II, *186. *335.
— Brief an Goethe II, *186.
Bonaparte, Lucian II, 8.
— Jérôme II, 264.
— Laetitia II, 264.
Bonn I, 156. *157. II, *54.
Bonstetten, Karl Viktor von, schweizerischer Schriftsteller (1745–1832) II, 249.
Borghese, Villa in Rom (vgl. die „Italienische Reise“) II, 143.
Bornhauser s. Gemma von Art.
Borromäische Inseln (die Zeichnung war von Goethes Hand) I, *110.
Botanik; Goethe war mit seiner „Metamorphose der Pflanzen“ (siehe diese) gegen die systematisierende Botanik Linnés aufgetreten; Goethes Typusidee bildet den Übergang zur modernen Deszendenzlehre I, 112. 154. 338. 375. II, *28. 88. 110. 146. 175. 334. 370.
Bourbonen in Frankreich I, 116. 392. Vgl. Frankreich.
Bourrienne, Louis Antoine Fauvelet de, Mémoires sur Napoléon, le directoire, le consulat, l'empire et la restau-

ration. 10 Bände. Paris 1828—1830 II, 117. 125—128.
 Brabant I, *230 f. 232 f.
 Brabanter Fuhrleute I, *377.
 Brandt, Heinrich Franz, Medailleur in Berlin (1789—1845) Medaille des jungen Theseus I, 113.
 Bremer Hafenbau, seit 1826 auf Anregung des Bremer Bürgermeisters Smidt auf einem dazu vom vormaligen Königreich Hannover abgetretenen Gebiet ausgeführt II, *84.
 Bril, Paul, niederländischer Maler (1554—1626); Goethe besaß von ihm mehrere Originalhandzeichnungen (Landschaften) II, 149.
 Brillen II, 212—214.
 Brion, Friederike (1752—1813) Goethes Jugendliebe II, *386.
 Bristol, Lord, Bischof von Derby, den Goethe in einem Essay schilderte II, 394—396. *437.
 Brüssel I, *231. II, 22.
 Buch, Leopold von, Geolog (1774—1853) II, 89. 116 f. *426.
 Bücher und Bibliotheken II, 244.
 Buchkunst II, 360.
 Burgau bei Jena I, 449—460.
 Bürger, Gottfried August (1747—1794) I, 390.
 — „Frau Schnips“ I, *247.
 Burns, Robert, schottischer Dichter (1759—1796) I, 390.
 Burkenverschönerung auf der Wartburg II, 123.
 Bury, Friedrich, Maler, einer der in Goethes Sammlungen am reichsten vertretenen Künstler II, *152.
 Büttner'sche Bibliothek. Büttner,

Christian Wilhelm, war Professor der Philosophie in Göttingen, wurde nach Jena gezogen, indem zugleich seine ungeheure Büchersammlung von Carl August erworben wurde II, 203 f. *430.
 Byron, geb. 1788, starb 1824 als Teilnehmer der griechischen Freiheitskämpfe bei Missolonghi; sein Tod von Goethe im „Faust“, II. Teil, Akt 3 beklagt I, 64. *94. 124. 155 f. 186—193. 168. 259 f. 274—277. 313 f. 404—406. *421. *468. II, 15 f. 77 f. *168. 189. *238 f. 258. 290. 305. 358. *423. Vgl. Parry.
 — Beppo I, 275 f.
 — Childe Harold II, *238.
 — The Deformed Transformed I, 181. 274—277.
 — Don Juan I, 115 f. 156. 404. *474.
 — Jüngstes Gericht I, 155. *467.
 — Cain I, 112. 400.
 — Marino Faliero I, 186 f. *468. II, 196 f.
 — Manfred II, 358.
 — Sardanapal, Goethe gewidmet I, 269. *470. II, *358.
 — The Two Foscari I, 241 f. 405.
 — Werner II, *358.
 — English Bards and Scotch Reviewers I, 190.
 — Konvers. mit Medwin I, *187. (Vgl. Goethes „Beitrag“).
 — Gedicht über den Tod des Generals Moore I, 193.
 — Gedichte I, 404.
 — Brief aus Genua an G. I, 269.
 — Besprechung des Faust I, 180.
 — Einfluß auf Goethe I, 86.

Cagliostro, Graf, eigentlich Joseph Balsamo, Abenteurer (1743—1795), über dessen Herkunft Goethe auf seiner italienischen Reise Nachforschungen anstellte II, 91 f.

Calderon, spanischer Dramatiker, namentlich von der romantischen Schule auf den Schild erhoben I, 122. 245. 259. 272 f. 329. 356.

— Einwirkung auf Platen I, 135.

— „Der standhafte Prinz Don Fernando von Portugal“, in Schlegels Übersetzung seit 1811 in Weimar aufgeführt II, 265.

Campe, Joachim Heinrich, Pädagog und Jugendschriftsteller (1746—1818) II, 398 f. *437.

Camper, Peter, holländischer Mediziner (1722—1789), nach Goethe „ein Mann von ganz eigenem Beobachtungs- und Verknüpfungsgeiste... Seine großen Verdienste sind allgemein anerkannt; ich erwähne nur seine Faciallinie...“ II, 402.

Candolle, de, s. Decandolle.

Canning, George, englischer Staatsmann, (1770—1827), 1814 Gesandter in Lissabon, huldigte liberalen Tendenzen und vereitelte 1827 eine absolutistische Erhebung in Portugal I, 290 f. 410. *470.

Canova, Antonio, italienischer Bildhauer (1757—1822) I, 153.

Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach II, 67. *234. *246 f. *249. 293 f. *296. *315. *404. 408. *410. *424.

Carl August, Herzog, später Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, geb. 1757, regierte 1775—1828. Auf seine Einladung kam Goethe 1775 nach Weimar und trat alsbald in die Dienste des Staates. Das innere Verhältnis zwischen ihm und dem Herzog spiegelt sich in dem Gedicht „Ismenau.“ I, *81 f. *83. *86. *141. *194. 198. 202. 209. 224 f. 226 f. 228. 315. 333. II, *27 f. 28. 56—66. *86. *111. 133 f. 175. 204—206. 261. 286. 290. *292. 312 f. 354 f. *356. 393. *423.

— Jubiläum 1825 I, 225.

Carl Friedrich, Großherzog von Sachs.-Weimar-Eisenach, Nachfolger Carl Augusts und Vater Carl Alexanders I, 300. II, *28. *30. 66 f. 111.

Carlyle, Thomas (1795—1881), eröffnete das Verständnis für die deutsche Literatur, besonders für Goethe und Schiller, in England I, 411 f. 423. *475. II, 318.

— „Leben von Schiller“ (von Goethe eingeleitet) I, 413 f. 423.

— Aufsatz über Goethe II, 49—52.

— Übersetzung deutscher Romane I, 411 f.

Carracci, italienische Maler, Stifter einer berühmten Schule II, 149 f.

Carus, Karl Gustav (1789—1869), als Mediziner, Naturforscher, Ästhetiker und Künstler Goethe befreundet. Seine „Briefe über die Landschaftsmalerei“ leitete Goethe ein; seine verschiedenen

Schriften über Goethe gehören zu dem Besten, was um die Mitte des vorigen Jahrhunderts über Goethe geschrieben worden ist. I, 340. II, 403.

Cäsar, Julius I, 163.

— Buch über den gallischen Krieg. (Aus Napoleons Feder stammt ein „Précis des guerres de César“) I, 303.

Castiglione, Familie, II, *145. *428.

Chaos, weimarisches Privatjournal, von Ottilie von Goethe redigiert, erschienen vom 12. September 1829 bis 19. Februar 1831, brachte auch Beiträge Goethes II, *183. 214—216.

Charaktere im Drama, Gewinn und Verlust bei der Darstellung I, *74f.

— persönlicher des Schriftstellers I, 136. 253 ff. II, 263 ff. Vgl. Persönlichkeit.

— eines Volkes und Klima II, 110.

— Konsequenz der Charaktere I, 124.

— Historische Treue I, 330—332.

— Idealität I, 405.

— Brauchbare Charaktere im Leben II, 23.

Chateaubriand, François René Vicomte de, (1768—1848), Haupt der französischen Romanistik und durch seine Stellung im Salon seiner Freundin Récamier der jungen Generation in Frankreich I, 291. II, *145.

Chausseebau II, 67. 112.

Chemie I, 112. II, 349.

Cherubini, Oper „Der Wasserträger“, 1805 (die erste Oper mit Dialog) II, 44.

Chén, Helmina v., Verfasserin des Textes zu Webers „Cunrante“ I, 219.

China I, 343, vgl. Roman.

Chodowiecki, Daniel Nicolaus (1726—1801), Illustrator der Werke der klassischen deutschen Literatur, stach u. a. auch das schönste Bild des jungen Goethe I, 67.

Christentum s. Religion.

Christus I, 106. 399. II, 207. *284. 337 ff.

— Erscheinen eines neuen II, 25.

— u. Petrus auf dem Meere II, 258.

Chroniken, II, 139.

Cicero I, 173.

Clauren, H. (eigentlich Karl Heun) (1771—1854) verrufen als sentimental-lasziver Romanschriftsteller, als Gelehrter in Beziehungen zu der von Goethe mitredigierten Jenaer Literaturzeitung I, 167.

Comersee I, 417.

Cooper, James Fenimore, nord-amerikanischer Romandichter. (1789—1851) II, *166. *429.

Cormayan, Ort in Frankreich II, *362.

Corneille, Pierre, französischer Tragiker I, 136. 363.

Cornelius, Peter (1783—1867), vgl. Malerei. Orpheus erbittet vom Pluto die Rückkehr der Eurydice auf die Oberwelt. Nach dem Freskogemälde in der Glyptothek in München. Stich von E. E. Schaeffer II, 186. 187 f.

Corradi-Pantanelli, italienische Sängerin II, *221 f.

Correggio, Antonio Allegri da (1494—1534), I, *281. *470.

Cotta, Verleger der Werke Goethes und Schillers, verlegt Eckermanns „Beiträge“ I, 44. *50. 322. *463.

Coudray, Clemens Wenzeslaus, Oberbaudirektor, geb. 1775, seit 1816 in Weimar I, *141. *170. 202. 209. *225 f. 277. *401 f. *469. II, *85 f. 86 f. *111—*115. 142. *235. 292. *351. *357. *427.

Courier de Méré, Paul Louis, gibt 1810 den vollständigen Text des Longus heraus, außerdem berühmt durch seine politischen Flugschriften, namentlich „Le pamphlet des pamphlets“ 1824 II, *291. *296. 305. *432.

Cousin, Viktor, franz. Philosoph (1792—1867). Von seiner Studienreise durch Deutschland (1817) datiert der Einfluß der deutschen Philosophie (Hegel und Schelling) in Frankreich. Die Identität des Denkens und Seins erklärt er für erwiesen durch das Bewußtsein II, 92. 108 f. 114. 370. 377. *426.

Crespi, Giuseppe Maria, italienischer Maler und Kupferstecher I, *402. *474.

Cumberland, Friederike von, Schwester der Königin Luise, war mit dieser Gast Frau Ujas im Goethehause zu Frankfurt gewesen I, 140.

Cumberland, Richard, englischer Dramatiker, dessen fünktaktiges Schauspiel „Der Jude“ 1798 in deutscher Übersetzung erschien. I, *193.

Cuvier, Georges, Baron von, Naturforscher (1769—1832), wandte zuerst die vergleichende Osteologie auf die Reste des vorweltlichen Lebens an und stellte zoologische Typen mit eigentümlichen Kennzeichen auf II, 328. *335. 377. 401—403. *437. Vgl. Voigt.

v. Dalberg, Karl Theodor, letzter Kurfürst von Mainz und Kurkanzler, seit 1772 Statthalter zu Erfurt und mit den Großen der deutschen Literatur in Verbindung, später Fürstprimas des Rheinbundes II, 179 f. *429.

Dämon, Dämonisches II, 4. 12. 107 f. 158. 244. 270. *282—*286. 286 f. 289—291. 301. 312. 313 f. 387. *432.

Dante I, 168 f. II, 56.

— Büste und Medaille I, 165 f. 168 f.

Daphnis und Chloe, s. Longus.

Darstellung, individuelle I, 73.

Darstellungsgabe I, 67.

Datierung der Iyrischen Dichtungen I, 74.

David, Pierre Jean-d'Angers, 1787—1866, Schüler Canovas (s. d.), stellt sich im Gegensatz zum Klassizismus zugunsten des (vor allem psychologischen) Realismus. 1828 war er in Weimar, 1831 sandte er Goethe dessen Kolossalbüste. Die Gipsmedaillons mit Porträtbüsten bekannter Personen finden sich noch in Goethes Sammlungen II, 190—192. *212.

— Goethebüste I, *5.

Davout, Louis Nicolas, Herzog

- von Auersstädt, Fürst von Eggmühl, 1813 in Hamburg I, *21.
- Dawe, Maler. Sein Goethebild I, *5.
- Decandolle, Augustin Pyrame, französischer Botaniker (1778—1841), bildete die Systematik der Pflanzen auf Grund morphologischer Untersuchung aus; Lehre von der Verwachsung der Organe; von der Symmetrie II, 414. *423.
- Dechamps, vielleicht Alexandre Decamps, der französische Orientaler (1803—1860), falls nicht Emile Deschamps gemeint ist II, *362.
- Dekorationen s. Theater.
- Delacroix, Eugène, Hauptrepräsentant der sogenannten romantischen Schule, illustrierte den „Hamlet“, malte Bilder nach Byron und Scott und schuf die Illustrationen zu Stapfers französische Übersetzung von Goethes „Faust“, von Goethe in „Kunst und Altertum“ angezeigt; die „Blätter zum Faust“ sind Abzüge vor dem Text. I, 277—279. *470.
- Delavigne, Casimir, franz. Dichter (1793—1843) anfangs Klassiker, näherte sich mit seinem „Marino Faliero“ (1829) den Romantikern und nimmt überhaupt eine Mittelstellung zwischen beiden Parteien ein I, 291.
- Le Paria (1821) Trauerspiel mit Chören I, *111. *466.
- Delille, Jacques (1738—1813), machte sich durch eine form-

- vollendete Übersetzung von Vergils „Georgica“ 1769 berühmt und nahm eine einflussreiche Stellung in der Pariser Gesellschaft ein I, 321.
- Demokraten I, 104. 413. Vgl. die Namen der anderen politischen Richtungen.
- Denken I, 114. Vgl. Kant, Forschung.
- Deschamps, Emile (1791—1871), der kühnste Vertreter der Romantik, gründete mit Victor Hugo (s. d.) 1824 das Journal „La Muse française“; seit 1829 „Etudes françaises et étrangères“ mit Übertragung von Gedichten Goethes und Schillers II, *190. *191 f.
- Etudes II, *191 f. 193.
- Brief an Goethe II, 192.
- Desobligeant (Begriffsbestimmung) II, *180.
- Dessau, dessen Fürstenhof Goethe nahe stand und wo Bechrich sich als Erzieher eines natürlichen Sohnes des Fürsten aufhielt II, 175.
- Deutsche Geschichte als Stoff der Poesie I, 269.
- Deutschland. Kultur I, 97. 109. 117. 161. 183. 266. 322. 340. 386—391. II, 38. 67—70. 154. 199 f. 262. 289. 300 f. Vgl. Frankreich. Gegenwart.
- Dialekt I, 117. 211.
- Dialektik I, 461.
- Dialog als Kunstform I, 78. 317.
- Dichterin, junge I, 175 f.
- Dichtung. Ihr Wesen I, 252.
- Stoffartige Wirkung I, *26.
- und Malerei II, 121 f.

Dichtung, große und kleine Arbeiten und Pläne I, 54—58. 78.
 — Behandlung der Gegenwart I, 55. 87. 165. Vgl. Realismus.
 — fremde Anforderungen und eigener Sinn I, 56.
 — Gegebene und erfundene Stoffe I, 58.
 — Wiederbearbeitung schon bearbeiteter Stoffe I, 58. 331 f. II, 382.
 — Bedeutung von Situation und Motiven I, 178 f.
 Vgl. Bildung und einzelne Formen. Form. Gegenstände. Historische Treue. Moral. Philosophie. Polemik. Prosa. Region u. s. w.
 Didaktisch beschreibende Form I, 78.
 Diderot, Denis (1713—1784), der große französische Aufklärer („Encyclopédie“ seit 1751), nach Goethes Urteil ein Schriftsteller von mehr destruktiver und revolutionärer als konstruktiver Tendenz, erst Deist, dann Materialist; Goethe übersetzte 1798—1799 den „Versuch über die Malerei“ und 1805 „Rameaus Neffen“ (nach dem Manuskript). Seine Urteile hauptsächlich im Briefwechsel mit Schiller. I, 292. 387. II, 305 f. 357. *435.
 Diemer, von, Schwager des jungen Reinhard, des Sohnes des Grafen Reinhard, besuchte Goethe 1829. II, *144. *428.
 Dilettantismus I, 213—222. 280—282. 320. II, 137 f. Vgl. Goethes Aufsatz „Über den Dilettantismus“.
 Dissen, Philosoph in Göttingen I, *38.

Obbereiner, Johann Wolfgang, (1780—1849), Chemiker in Jena I, *449.
 Dogmen, kirchliche I, 112.
 Domenichino, italienischer Maler (1581—1641) II, 134.
 Doolan, Robert, mit Eckermann befreundet I, *163. *203. *230.
 Dornburg, Weimarer Stadt mit drei Schloßern; das „Neue Schloßchen“ diente Goethe zum Aufenthalt II, 28 f. 206. 292.
 Drama. Theatralische, d. h. bühnenmäßige Dramen I, 271—274. 353—355. II, 83 f. 389 f. Vgl. Bildung.
 — Symbolische Dramen I, 272.
 — Schwierigkeit der Wirkung I, 187. 218 f.
 — Drei Einheiten I, 188 f.
 — Geschichte des Dramas in Deutschland I, 244; vgl. Neuere Dichtung.
 Vgl. Charaktere. Religiöse Stoffe u. s. w.
 — in Griechenland. Vgl. Griechische Tragiker.
 — Wirksamkeit auf die Seele des Volkes I, 362 f. Vgl. Charaktere. Oper. Motivierung.
 „Dreißig Jahre (richtig Drei Tage) aus dem Leben eines Spielers“, Drama von Th. Hell (Pseud. für Th. Winkler) II, 135. *428.
 Du Châtelet, Emilie, Marquise, (1706—1749); ihre Werke wurden von Voltaire, den sie lange, 1734—1748, in Cirey beherbergte, gepriesen, von der Staël angegriffen II, 77.
 Dumas, Alexandre, der Ältere (1803—1870), „Heinrich III.

- und sein Hof", Drama in 5 A.
II, 265.
- Dumont, Pierre Etienne Louis,
(1759—1829) aus Genf, Groß-
oheim Sorets; philosophischer,
juristischer, politischer Schrift-
steller; vgl. Bentham II, 373 f.
377 f. 416. *437.
- Dupin, François Pierre Charles,
geb. 1784, verfaßte mathematische
und volkswirtschaftliche Werke
II, 68. *424.
- Dupré, zwei Brüder, Guillaume
und Antoine, französischer Bild-
hauer und Medailleure; Werke
von ihnen verzeichnet der Kata-
log der Goetheschen Kunstsamm-
lungen ohne nähere Angaben II,
242. 245 f.
- Durand, Friedrich August, Wei-
marer Schauspieler I, 199.
- Dürer II, 6. 318.
- von Düring, Präsekt zu Ulzen I, *21.
- Dur und Moll, Wechsel derselben
I, 335.
- Duval, Madame, Tante Sorets,
und Tochter II, 371 f. *436.
- Ebert, Karl Egon, aus Prag,
(1801—1882) Brief an Goethe
II, *118. *428.
- „Gedichte", 1828, (namentlich
Balladen) II, *35.
- „Wlasta, Böhmischnationales
Heldengebild in 3 Büchern",
1829 II, 118. 139. *428.
- Eberwein, Franz Karl, Weimarer
Musiker (1786—1868), schrieb
namentlich die Musik zu Holteis
„Lenore" und zu Goethes „Pro-
serpina" I, *140, 294.
- Eberwein, Oper „Der Graf von
Gleichen" und Teile daraus
I, *209. II, *352.
- Lieder des „Westfälischen Di-
van" I, 295.
- Seine Frau I, 295. II, 131.
- Seine Familie I, 294 f.
- Nag, komponierte „Die Fische-
rin" von Goethe I, 295.
- Ekermann, Johann Peter. Cha-
rakter I, 142 f. 196 f. 229 f.
304. 460. II, 3 f. 19 f. 53.
*232 f. *436.
- Herkunft, Lebenslauf: sein Vor-
wort.
- Erste Einwirkung der Goethe-
schen Werke I, *28 f.
- Verhältnis und Schülerschaft
zu Goethe I, *9 f. 46 f. 49. 51.
52 f. 56. *59. *60. 77 f. 90.
*121. 150 f. 304. *463. II, 91.
- Brautstand II, *246.
- Ausbildung I, 52.
- Rheinreise I, *44. *52. *150 f.
156. *157.
- Italienische Reise mit August
von Goethe II, 206—249.
- Zukunftspläne 1830 I, *463. II,
*231—*235. *431.
- Verkehr und Unterhaltungen
mit Goethe I, *8 (vgl. Goethe,
Unterhaltung).
- „Gedichte" I, *39 f.
- Dichterische Versuche I, *26.
*50. *51. 54. *59. 72.
- Gedicht zur Rückkehr der Krie-
ger aus Frankreich 1815 I, *27.
- Gedicht zu Schellhorns Jubi-
läum I, 169.
- Gedicht an den König von
Bayern II, 189.
- Plan eines Gedichtes über die
vier Jahreszeiten I, 57 f. 72.

- Eckermann, Poetische Aufgabe
 „Tiefurt“ I, 72 f. 78.
 — Rezension von Beers „Paria“
 I, 111.
 — Plan, für englische Zeitschriften
 deutsche Literaturberichte zu
 liefern I, 166—168. 169.
 — Plan zu einem Kompendium der
 Farbentheorie II, 91. 96 f. 102.
 — „Beiträge zur Poesie mit beson-
 derer Hinweisung auf Goethe“,
 1824 I, *39 f. 44. *50. *51 f.
 61. *77. 93.
 — „Gespräche mit Goethe“ II,
 *227 f. *231. *234. 243 f. 249.
 *251.
 Zeit I u. II, I, *3—*7. Zeit III,
 I, *7—*12.
 Lücken I, *4. *160. II, *335 f.
 Subjektivität in Auswahl und
 Auffassung I, *4 f.
 Wichtiges und Unwichtiges
 I, *6.
 — Über seinen Anteil an einzelnen
 Werken Goethes s. dort.
 Edelsteine, imitierte, Sammlung
 derselben II, *356.
 Edinburgh Review, Vierteljahrs-
 schrift, 1802 von Jeffrey ge-
 gründet, als Organ der Whigs
 von politischer Bedeutung II,
 49. 70. *424.
 Egloffstein, Gräfin Julie von, (1792
 —1869) Malerin, mit Goethe
 in reger Verbindung. Er nennt
 sie eine „inkalkulable Größe“
 und „willkürliches Talent“ (zu
 v. Müller) I, *208 f.
 — Gräfin, Karoline von, musika-
 lisch begabte Propstin des Hutten-
 stiftes in Nürnberg (1769—
 1869) I, *140. II, *358. *398.

- Egoismus I, 117.
 Egoistische Tendenz des modernen
 Literaturwesens I, 215. 254 f.
 *365.
 Ehe, Ehescheidung I, 136.
 Eiche (Wachstum) I, 374—376.
 Eiger in der Schweiz I, 98.
 Einbildung, Stärke dieser Untugend
 bei verschiedenen Menschen II,
 214.
 Einfachheit der Welt I, 364.
 Einfälle, gute I, 114.
 Einfluß fremder Persönlichkeit I,
 245. 246. f. Einflüssen.
 Einfühlung, künstlerische I, 122.
 Einheit Deutschlands II, 67—70;
 vgl. Isoliertheit.
 Einseitigkeit s. Konzentration.
 Einsicht und Lebenstätigkeit I, 217 f.
 Eisenach II, *271.
 Eisenbahnen als Förderer der Ein-
 heit Deutschlands II, 67.
 Elefant auf der Bühne II, 164.
 Elefant, Hotel, in Weimar I, *437.
 Elektrische Kraft im Menschen
 I, 444.
 Empfindsamkeit s. Wertherfieber.
 — als Kulturperiode überhaupt
 I, 365.
 Empirie des Dichters I, 123—
 125. 275 f.
 Engagement s. Theater.
 Enghien, Herzog v., Louis Antoine
 Henri de Bourbon I, *401.
 England und die Engländer I,
 98. 191. 285. 344. 410 f. II,
 22 f. 113. 123. 124. 155.
 188. 304 f. 391—396.
 Engländer bei Goethe und in Wei-
 mar I, *63. 64. 163. 168.
 170—175. *208. *400. 423.
 II, 22 f. *74. *214. *232 f.

Engländer, Brief eines, an Goethe II, *177.
 — als Stilisten I, 138.
 Englische Autoren, die auf Goethes „Werther“ gewirkt haben können: Young mit seinen „Nachtgedanken“, Richardson mit seinen Romanen „Pamela“, „Clarissa“, „Grandison“ I, 101.
 Englische Bibel II, *336.
 Englische Bleifeder s. Bleifeder.
 Englisches Drama I, 285.
 Englische Dramatiker nach Shakespeare I, 96 f.
 Englisches Gedicht über Geologie vgl. John Scate.
 Englische Geschichte als Gegenstand der Poesie I, 252. II, 291.
 Englische kritisierende Journale I, 98 f.
 Englische Kritiker I, 414.
 Englische Literatur zu Goethes Zeit I, 98 f. 168. II, *49.
 Englische Religionslehren s. Religionslehren.
 Englische Sprache I, 64. 168. 172. Übersetzungen aus dem Englischen II, 364.
 Englische Zeitungen I, *411.
 Entelechie, Wirklichkeit, Tatsächlichkeit, im Gegensatz zur bloßen Möglichkeit (durchaus konkret vorgestellt, von Goethe auch für „Monade“ gebraucht) II, 10 f. 155. 189.
 Entlehnungen der Dichter I, 180.
 Entwicklung, geistige II, 267.
 — der Natur I, 376. II, 88.
 — der Menschheit II, 60 ff.
 „Epoche machen“ I, 145 f.
 Erasmus von Rotterdam, Humanist (1466—1536) II, *353.

Erdbeben I, 82 f. *465.
 Erfindung, dichterische I, 58. 329.
 Erfurt I, *364. *374. *433. 434.
 II, *279.
 Erklärungen zu Gedichten I, 80.
 Erlebtes in der Dichtung s. Realismus.
 Erleuchtung II, 4 f; vgl. Aperçu.
 Eschwege, Wilhelm Ludwig von, Ingenieur II, *350.
 esprit II, 305 f.
 Ettersberg, Höhe nördlich von Weimar I, *145. *236. *407. 427—436.
 Ettersberger Feste I, 435 f.
 Ettersburg, Schloß und Dorf am Ettersberg I, 427—436.
 Ettmüller, E. M. L., Germanist (1802—1877) II, *403. *437.
 Euripides I, 143. 286. 357.
 — Sein Drama „Phaeton“ ist nur fragmentarisch überliefert. Goethe hat sich im Anschluß an Gottfried Hermann mit Hilfe Göttlings und Riemers um seine Rekonstruktion bemüht I, 188 f. 331. *472. II, 351 f.
 — Philoktet-Fragmente s. Philoktet.
 Eutin I, 439.
 Exposition I, 272. 320. *324. II, 309.
 Fabvier, Charles Nicolas Baron, französischer General und Philhellene (1783—1855) II, *190.
 Außer dem Medaillon in der Davidischen Sammlung findet sich im Goethehause noch ein sechszölliges Medaillon Fabviers vom selben Meister.
 Facius, Friedrich Wilhelm, Wei-

marer Medailleur (1764—1843) II, 120.
 Falk, Joh. Daniel, Philanthrop u. Schriftsteller (1768—1826) Verf. von „Goethe aus näherem persönlichen Umgang vorgestellt“ II, *425.
 Falsche Tendenzen II, 147 f. 262; vgl. Fortwirken.
 Familie und Staat I, 347.
 Farnese, Villa II, 143.
 Fatalismus I, 370 f.
 Ferrara und Weimar I, 395.
 Fichte, Johann Gottlieb, Philosoph (1762—1814), während seiner Jenaer Tätigkeit (bis zu dem Atheismusprozeß 1799) mit Goethe in vielfachem Verkehr II, 154 f.
 Fielding, Henry, englischer Roman- dichter (1707—1754) I, 168.
 Fiktionen I, 381. 406 f.; vgl. Realismus.
 Filiation in der Kunst I, 294.
 Finkenstein, Gräfin Henriette v., Freundin Tiecks II, *42 f. *48.
 Finsteraarhorn in der Schweiz I, 98.
 Fischer, Anton, Verfasser des Singspiels „Das Hausgesinde“ I, *209.
 Fischer, B. G., Verfasser einer lateinischen Übersetzung von „Hermann und Dorothea“ I, 182. *468.
 Flandern I, 232.
 Fleming, Paul, Dichter (1609—1640) I, 294.
 Fletcher, John, englischer Dramatiker, Arbeitsgenosse Beaumonts (1579—1625) I, *98.
 The Foreign Quarterly Review, bedeutende englische Zeitschrift,

deren erstes Stück Goethe schon am 25. Dezember 1827 besprochen hatte (veröffentlicht 1833) II, *48. 49 f.
 Form in der Poesie I, 115 f. II, 365.
 Forschung, Möglichkeit derselben I, 255. 368. 451 f. II, 90 f. 94. 245.
 — Zustand derselben I, 254.
 — über Fragen der Technik II, 257. Vgl. Hypothesen. Gelehrtenstand. Denken.
 Fortdauer nach dem Tode I, 119.
 Fortschritt I, 105 f. 243.
 Fortwirken des Guten und Falschen II, 262 f.; vgl. falsche Tendenzen.
 Fouqué, Friedrich Heinrich Karl, Freiherr de la Motte (1777—1843), Vertreter einer manierierten Romantik von „süßlicher Kraft und minniglicher Zughaftigkeit“, hat seine Beziehungen zu Goethe, der ihn durchschaute, in der Schrift „Goethe und einer seiner Bewunderer“ selber dargestellt I, *411 f.
 — „Undine“ (1811) II, 35.
 — „Sängerkrieg auf der Wartburg“ II, 34 f.
 Franke, Heinrich, Weimarer Schauspieler II, *131.
 Frankfurt I, 156. *157. II, 144. *216—*219. *235. 243 f. s. a. Goethe als Frankfurter.
 Franklin, Benjamin, I, 340.
 Frankreich I, *141. 164. 285. 407. 413. II, 123. Vgl. Revolution.
 — Geschmack am Hofe Ludwigs XIV. I, 273.

Frankreich, Kulturelle Bedeutung
 desselben II, 306.
 — Annäherung an Deutschland
 II, 370.
 Franz, Agnes (1794—1843) von
 Tieck begünstigte Dichterin I,
 175. *467.
 Französische Botaniker II, 28.
 Französische Geschichte, Feldzug in
 Spanien 1824 I, 115.
 — Konstitution I, 127f.
 — Zeitgeschichte I, 127f. 292.
 392. 409f. II, 133.
 Französische Geschichte als Gegen-
 stand der Poesie I, 252.
 Französischer Klerus II, 178.
 — Kunsttheorie II, 187.
 Französische Literatur (dabei viel
 über den Einfluß der deutschen
 Literatur auf die französische)
 I, 164. 252. 321. 392. II, 161.
 191f. 194—199. 370f. 388f.
 Französische Lyrik I, 292—294.
 316f. II, 212.
 Französische Malerei I, 110f. 121.
 Französische Philosophie II, 154.
 Französische Sprache I, 172. *321.
 II, 328f.
 Franzosen als Stilisten I, 138.
 Französisches Theater und Drama
 überhaupt I, 189. 207f. 285.
 — im Gegensatz zum deutschen
 I, 134. 197f.
 Französische Zeitungen I, *116.
 117. 127.
 Frazer, William, Herausgeber des
 Foreign Review II, *48.
 Frauen I, 96. 302. 377f. II, 56. 105.
 — als Brieffschreiberinnen I, 138.
 — als Dichterinnen I, 176.
 — ihr poetisches Verständnis I,
 178f. II, 38. 299. S. Publikum.

Frauen, Schauspielerinnen I, 200f.
 II, 163. Vgl. Musik.
 Freie Natur I, 434. II, 15.
 Freiheit, ideelle I, 314f. II, 33.
 — persönliche II, 123.
 Innere Freiheit der Schauspieler
 und der Künstler überhaupt II,
 162f.
 Freimaurer. Goethe gehörte der
 Loge Amalia an, und wir ver-
 danken seiner dortigen Tätigkeit
 einige seiner besten Dichtungen
 („Geheimnisse“) und Reden (auf
 Wieland) II, 133.
 Friedrich der Große. Goethe sah
 ihn, als er mit seinem Groß-
 neffen Karl August Berlin be-
 suchte. Vgl. auch „Dichtung
 und Wahrheit“ I, 116. 146.
 173. II, 6. 290.
 Friedrich II. (1215—1250), I,
 253.
 Friedrich IV., Herzog von Sachsen-
 Gotha I, 434. *475.
 Friedrich Wilhelm IV. als Kron-
 prinz I, 333. *472, II, 9.
 Fritsch, R. W. von (1769—1851),
 Staatsminister II, 310. *433.
 Frommann, Familie, Inhaber der
 erst hochbedeutenden, dann zu-
 rückgehenden Verlagsbuchhand-
 lung in Jena. Goethe vertehrte
 viel daselbst; ihr Glied Minna
 Herzlieb ward die Ottilie in
 seinen „Wahlverwandtschaften“.
 I, 49. *460.
 Fromme im Lande I, 119.
 Froriep, Fräulein Emma von,
 Tochter des Mediziners und
 nachmaligen Verlagsbuchhänd-
 lers Ludwig Friedrich v. Froriep,

des Inhabers des Vertuschschen „Industriecomptoirs“ I, *140.

Fürnstein, Anton, in Falkenau, geb. 1784; über ihn Goethes Aufsatz „Deutscher Naturdichter“ in „Kunst und Altertum“: „Es war die Rede von irgend einer Aufgabe, die ich ihm zurücklassen sollte . . . Die Engländer haben ein Weberlied . . . und ich gedachte, dem guten Mann ein Gleiches aufzugeben; weil ich ihn aber nicht an das Klappern und Rasseln der Weberstühle, die ihn so oft in das Freie hinaustreiben, so gleich erinnern wollte, so wählte ich einen Gegenstand, der jenes anmutige Tal eigentlich belebt und unschätzbar macht. Es ist der Hopfenbau . . .“ I, 57.

Fürstentum I, 435. II, 61 f. 114 f.

Verkehr mit Fürsten II, 146.

Vgl. Politik. Goethe. Hofleben.

Füssli, Johann Heinrich, Maler, (1742—1825); im Goethehaus in Weimar befindet sich noch jetzt ein Portefeuille mit 23 Zeichnungen von ihm, auch auf den Innenseiten der Deckel mit Zeichnungen von seiner Hand. I, *95.

„Galeerenklaven, die“, Melodrama, überfetzt von Th. Hell I, 415.

Gay, Delphine, seit 1831 vermählte Girardin, französische Dichterin (1804—1855), machte sich durch „Essais poétiques“ (1824—1826) bekannt. I, 316 f. II, *190.

Gazul, Clara, s. Mérimée.

Gegenstände der bildenden Kunst. Bereits 1797 hatte Goethe einen Aufsatz „Über die Gegenstände der bildenden Kunst“ veröffentlicht I, 76.

— der Poesie I, 55 f. II, 252. 404.

Vgl. Gelegenheitsdichtung, Realismus.

Gegenständlichkeit I, 218.

Gegenwart. Ihr Wert im Menschenleben I, 77 f.

Ihr Wert für die Poesie I, 55. 97.

Schwächlichkeit derselben I, 99.

Vgl. Dichtung, Realismus, Gelegenheitsdichtung.

Gegner Goethes I, 138—140.

Vgl. Publikum.

Gelegenheitsdichtung I, 56. 74.

Gelehrtenstand in Deutschland I, 10 f. II, 24—26. 360 f. 364—368; s. Forschung.

„Gemma v. Uri“, Tragödie von Th. Bornhauser II, 389 f.

Gemmen s. geschnittene Steine.

Genast, Eduard, Weimarerischer Schauspieler (1797—1866) II, 82 f. *131.

— Karoline Christine, geb. Böbher (1800—1860) II, 82.

Generationen, erste, zweite und dritte, mit denen Goethe lebte I, 107.

Genf II, *229—*241.

Genie II, 5—16. 418 f.

Genlis, Gräfin von, französische Schriftstellerin (1746—1830), Parteigängerin des strengen Katholizismus, Gegnerin Voltaires und der Frau von Staël, besonders in den zehn Bänden ihrer „Mémoires“ 1825 I, 255.

Genua II, *229.

Geoffroy Saint Hilaire, Etienne (1772—1844), lehrte: die Organisation der Pflanzen folgt einem einheitlichen Plan, der nur in einigen Punkten modifiziert ist, und diese Modifikationen bewirken die Unterschiede der Gattungen. Diese Ansicht verteidigte er gegen Cuvier (s. d.) II, 328f. *335. 401—403. *437.

Geologie I, 152—155. 219. 432. II, 34. 116f.

Gérard, François Pascal, französischer Maler (1770—1837), malte antike Szenen und Porträts, die sich durch ihr Kolorit auszeichneten I, 301. *471.

Gérard de Nerval s. Nerval.

Gerhard, Wilhelm Christian Bernhard (1780—1858), aus Weimar gebürtig, veröffentlichte volkstümliche „Gedichte“ (1826) und „Wila“, serbische Volks- und Heldentlieder (1828) I, 325f.

Gesangskunst s. Bildung des Sängers.

Geschichte als Stoff für den Dichter I, 252. 268ff. 330ff. 417ff. II, 291.

Geschichtsphilosophische Maximen s. Naturnotwendigkeit. Irrwege.

Geschlechtstrieb, geistiger I, 176.

Geschmacksbildung I, 121. Vgl. Ästhetik, Bildung.

Geschnittene Steine in Goethes Sammlung I, 113f. (gemeint 253 Abdrücke in Schwefel von Thomas Cadés in Rom). Vgl. Stosch.

Geselligkeit I, 143; vgl. Weimarer Gesellschaft.

Gewissen, übertrieben zartes II, 324.

Ghasele I, 89f. Vgl. Platen.

Girardin s. Gay.

Glaube und Unglaube I, 114. 340. 370ff. II, *285ff. *297ff.

Glück, Karl, Salinendirektor in Stotternheim; Brief an Goethe II, 172. *429.

Le Globe, Pariser Zeitung, 1824 gegründet, trat für Shakespeare und die Romantik ein; Goethe hat Stellen daraus für „Kunst und Altertum“ übersetzt I, 271. 291. 385f. 416. *470. II, 186. 370. *376. 381. 388.

Globus, unter Karl V. verfertigt II, 359.

Goldsmith, Oliver, englischer Dichter (1728—1774), von großem Einfluß auf Goethes Romandichtung, vgl. auch „Dichtung und Wahrheit“, Eisenheim-Episode I, 168, II, 7. 71. „Vicar of Wakefield“ II, *256.

Gore, Miß Elise, Tochter des seit 1731 in Weimar ansässigen Engländer Charles Gore II, 180.

Gotha I, 434. II, 143.

Gothaer Hof I, 434f.

Schloß Gotha I, *433.

Goethe, Johann Wolfgang von (1749—1832).

I. Werke und Gruppen von Werken.

Achilleis II, 191.

Alegis und Dora I, 257f.

An von Arnim II, *344.

An G. W. Krüger I, 361. *473.

An Lord Byron I, 270.

Annalen, Fortsetzung von „Dichtung und Wahrheit“, deren Entstehung man in den Goetheschen Tagebüchern von

1817 (2 Einträge) bis 1825 (100 Einträge) verfolgen kann. 1823 finden sich 49, 1824 40 Einträge; die Veröffentlichung erfolgte erst 1830 in den „Werken.“ Der Name „Annalen“ taucht in den Tagebüchern zuerst am 8. Mai 1825 auf I, 106—108. 181 f. *184. II, *254.

Anteil an Lavaters „Physognomischen Fragmenten“ II, 92.

Anteil an „Wallensteins Lager“ II, 323 f.

„Aufenthalt in Karlsbad 1807“, gemeint ist die betreffende Partie der „Annalen“, die Eckermann damals redigieren half II, *266.

Die Aufgeregten I, 103 f.

Auf Schillers Schädel II, *322.

Ballade II, 74. *424.

Balladen II, 191. 193. Neureuthers Striche dazu II, 209.

Beitrag zum Andenken Lord Byrons I, 270.

Benvenuto, Cellini I, 176. 182.

Die Braut von Korinth, französische und italienische Übersetzung II, 193.

Brief des Pastors I, 127.

Brief an Walter Scott I, *419. *475; an König Ludwig II, 137. 145 f.; an Horn II, 145; Briefe an Eckermann I, *40. *46. 50. II, 243—245. *249. 250; an von Beulwitz 1828 II, *292 f.; Publikationsvorschläge zu den Briefen Goethes II, 251—255.

Briefwechsel mit Schiller s. Schiller.

Der Bürgergeneral II, 74 f. *425.

Campagne in Frankreich II, *361.

Charon II, *351. *435.

Christus nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren II, 208. *430.

Claudine von Villa Bella II, 116 f. 131 f.

Clavigo I, 274. II, 11. 139. s. auch Tieck.

Eupido, loser, eigensinniger Knabe II, 116 f. 121 f. 132.

Dankschreiben I, 256. 319.

Dichtung und Wahrheit II, 314 f.

Erste Lektüre durch den jungen Eckermann I, *28.

Vierter Band I, *157—*160. II, 105. *250. *282. 287. 289. *295 f. *298. 311 f. 385—387.

Sesenheimer Episode II, 24. *145. 185. 386.

Gretchen-Episode II, 386.

Dornburger Gedichte II, 29.

Die drei Maria I, *111.

Egmont I, *173. 174 f. 259. 330 f. *467.

Quelle für Walter Scott I, 181.

Bearbeitung durch Schiller I, 185. II, 95 f.

Politischer Grundgedanke I, 104.

Elegie vgl. Trilogie der Leidenschaft.

Epigramme, unveröffentlichte II, 368.

Farbenlehre. Goethes Theorie und Werk darüber; subjektive physiologische Erklärung im Gegensatz zur objektiven mathematischen Newtons I, *64.

103. 145 f. *221. 282—285.
 287—290. 333—341. 344.
 425 f. *470. II, 71—73. 93 f. 96
 —105. 135. 237—240. 242.
 244 f. 272 f. 279. *280. 300.
 320. 333. 335. 350. 359.
 366—368. 375.
 Faust I, 125. 174. 269. 295.
 386. 395 f. II, 73. 78—80.
 106. 169. 212. 259. 268 f.
 326 f. 358.
 Fortsetzung des Faust, Arbeit
 am 2. Teil I, *159. *427.
 437 f. *467. *471. *474.
 II, *46 f. 156—158. 159
 —161. 163—165. 165 f.
 166—168. 169—171.
 180. 186. 187. *189.
 190. 191. 210 f. *235 f.
 250. 259. 267—269. 318 f.
 325—327. 388. *426.
 *429. *431. *434.
 „Fortsetzung des Faust und
 der Tragödie 2. Teil“ von
 K. Ch. L. Schöne 1823 I,
 213 f.
 Illustrationen vgl. Delacroix.
 Übersetzung f. Nerval. Stapfer.
 Musikalische Komposition II,
 87. 277 f.
 Urfaust II, 85.
 Walpurgisnacht u. Klassische
 Walpurgisnacht II, 276 f.
 Klassische Walpurgisnacht I,
 299 f. II, 176. 180. 186.
 *189. 190. 210 f. *235.
 Helena-Tragödie I, *296. 300.
 321—323. 378. *392. 405
 —407. II, 160 f. 209. 277.
 Blocksberg II, 92.
 Hegenküche II, 143.
 Baccalaureus II, 157 f.

Homunculus II, 159 f. 163.
 Euphorion II, 165.
 Knabe Lenker II, 165.
 Mütter II, 170 f.
 Mephistopheles I, 141. 181.
 274—279. 386. II, 159 f.
 287. 310; vgl. Byron,
 Deformed Transformed.
 Persönliche Angriffe II, 210 f.
 Quellen I, 180 f.
 Terzinen vom Sonnenaufgang
 I, 394 f.
 Bühne des 2. Teils II, 163 f.
 277 f.
 Hegenheimleins I, 346.
 „Am Ende hängen wir doch
 ab . . .“ II, 160.
 Erste Lektüre durch den jungen
 Eckermann I, *28.
 Der Fischer I, 76 (auch über
 Illustrationen. Von einem
 unbekannten Künstler befindet
 sich eine Federzeichnung in
 den Goetheschen Sammlungen
 als Nummer 737).
 Die Fischerin f. Eberwein, Mar.
 Frankfurter Gelehrte Anzeigen,
 Goethes Rezensionen dafür
 I, 46 f. 51.
 Gebildetes fürwahr genug II,
 316 f.
 Gedicht in englischer Sprache
 I, 268.
 Neue Gedichte in der Ausgabe
 letzter Hand, von Eckermann
 redigiert I, *151.
 Gedichte II, 250. Vgl. Unge-
 druckte Gedichte.
 Gedichte an Personen II, 359 f.
 Die Geschwister II, 11. *423.
 Übersetzung ins Böhmische
 II, *178.

Die glücklichen Gatten II, 74.
81 f. 121 f. *425.

Glücklich Land, allwo Bedruten
II, 371 f.

Götter, Helden und Wieland
I, *127.

Der Gott und die Bajadere I, 415.

Gdß I, 108. 123. 154. 162 f. *189.
259. 269 *420. II, 291. 372.
374 f. 389. *436. Bühnenbe-
arbeitungen I, 272. Vgl. Scott.

Der Großophtha II, 91 f. 265 f.
*431.

Gutmann und Gutweib f. Die
glücklichen Gatten.

Hanswurfs Hochzeit II, 288 f.
*432.

Hermann und Dorothea I, 85.
182. 298. 327. *465. II, 107,
lat. Übersetzung von Fischer
1822 I, 182. *468. Die Frage
nach der Lokalität richtete
Barnhagen von Ense an
Goethe I, 290. Vgl. Löffler.

Hier im Stillen gedachte der
Liebende seiner Geliebten I,
133.

Höllenfahrt Christi I, 268 f.
*469. II, 393 f.

Ilmenau II, 64 f. *424. Rede bei
Eröffnung des Bergbaus II,
*410.

Johannisfeuer sei unverwehrt
I, 307.

Iphigenie I, 208. II, 82. 211.
Aufführung in Weimar I,
357—361. *469.

Widmung an Krüger I, 360 f.

Italienische Reise II, 102. 116 f.
210. 375. *428.

Erinnerungen an den Aufent-
halt II, 132, 151 f. 382 f.

„Zweiter Aufenthalt in Rom“
II, 140 f. 146. *186.

Jägers Abendlied II, *43. *424.

Kein Wesen kann zu nichts zer-
fallen II, 86. 322. *426.

„Kriegsglück“ I, 94.

Kunst und Altertum I, *40.
*79 f. 89. 91. *111. 325 f.
*437. *471. II, *186.

Inhaltsverzeichnis zu Bd.
I—IV von Eckermann ver-
fertigt I, 48. *50 f. Im
übrigen vgl. die Titel der
einzelnen Aufsätze.

Legende vom Hufeisen II, 212.

„Die Leiden des jungen Wer-
thers“ I, 99—101. 108. 247.
269. 386. *466. II, 5. 85.
*145. 364. 375. 395 f. *434.
*435.

Napoleons Äußerungen I, 100.
II, 127 f. 396.

Italienische Übersetzung II,
115.

Jubiläumsausgabe von 1825
II, 331. *434.

Lieder II, 5, 117.

Einwirkung auf Eckermann
1815 I, *28. *33.

Lyrik (Motive) I, 179.

Maximen und Reflexionen II,
320—323. *427.

Metamorphose der Pflanzen
(1790 und 1831 mit Corot)
I, *221. 285. 338 f. 373.
II, 88 f. 146. 176. 188. 245.
270. 280. 300 f. 311. *335.
370. 412. 414, 441 f.

Gebicht dieses Titels I, 396.
Vgl. Corot.

Metamorphose der Tiere I, 396.
II, *335.

Müllerin-Trilogie II, 331.
 Nachmittage saßen wir II, *24.
 *423.
 Die natürliche Tochter I, 185.
 *468.
 Zur Naturwissenschaft I, 290.
 Novelle I, 296—299. 307—312.
 313. 319. *321. 323—325.
 332 f. *471. II, *293 f. *296
 —*299.
 Pandora I, 64 f. *464. *468.
 Varia-Trilogie I, 79 f. *84.
 *111. *465. II, 331. Über den
 Variastoff sprachen sich Eckermann
 und Goethe bei der
 Rezension von Beers Variadrama
 aus. Vgl. Die drei
 Varia. Eckermann.
 Plan zur Fortsetzung von Jfflands
 „Hagestolzen“ I, 135. *466.
 — zu 2 Dramen II, 82 f.
 — einer Metereologie II, 360.
 — zu einem „Zell“ I, 392—394.
 *474.
 — zu einer Conlehere; ein Werk
 dieser Art beabsichtigte Goethe
 als methodisches und sachliches
 Supplement zur Farbentheorie
 zu schreiben I, 338.
 Pläne für die Zeit nach 1823
 I, 60.
 Polygnot s. Polygnot.
 Rameaus Neffe II, 357. 364.
 *435.
 Regeln für Schauspieler I,
 146—150. 151. *467.
 Reise nach der Schweiz. I,
 68. 76—78. II, 364. *424.
 Vgl. Schweizerreise.
 Rezension von Byrons „Cain“
 in „Kunst und Altertum“
 I, 112.

Das Römische Carneval II,
 374.
 Römische Elegien I, 114 f. *466.
 II, 130. Nr. 15: 208 f.
 *430.
 Schwager Kronos I, *433.
 *475.
 Serbische Volkslieder, Bespre-
 chung in „Kunst und Alter-
 tum“ I, 177—179.
 Stammbuch-Eintrag für Eckermann
 II, 216.
 Das Tagebuch I, 114 f. *466.
 Tag- und Jahreshefte siehe Un-
 nalen.
 Tasso I, *173. 174. *201.
 208. 385 f. *392. 395. *469.
 II, 82.
 — Festaufführung II, 356 f.
 Trilogie der Leidenschaft I,
 70 f. *84. 86 f. II, 331.
 Über den Dilettantismus, I,
 *151. *467.
 Um Mitternacht I, 296. Selters
 Komposition I, 295.
 Ungedruckte Gedichte I, *137.
 Vgl. Epigramme. Redaktion
 der ungedruckten Schriften
 mit Eckermanns Hilfe I, 60.
 II, 250 f.; vgl. Werke.
 Vermächtnis I, 396. II, *426.
 *434.
 Verse für Frau von Spiegel
 I, 118.
 Der Versuch als Vermittler
 zwischen Objekt und Subjekt
 (1792) I, 373.
 Die Wahlverwandtschaften I,
 136. 318 f. 396 f. 415. II,
 84. 185.
 War nicht das Auge sonnen-
 haft I, 125.

Wappen für Selter II, 119 f.
 Werke, verschiedene Ausgaben
 II, 374.
 Übersetzung ins Französische I,
 296. II, *357.
 Werke, Ausgabe letzter Hand
 I, 47. *103. *127. 151 f.
 II, *31. 180, 190.
 — Privilegien I, 256.
 — Verhandlung mit Buch-
 händlern I, 256.
 — Nachgelassene Schriften,
 durch Eckermann heraus-
 gegeben II, 319—323.
 Westöstlicher Divan (1819) I,
 296. *470. II, 11. 14. *423.
 *431, f. Eberwein, Franz Karl.
 — Buch des Unmuts I, 102.
 Wilhelm Meisters Lehrjahre
 I, 182 f. 217. 221. 258 f.
 II, 50, 106.
 — Mignon bei Walter Scott
 I, 181. 333.
 — Erste Lektion durch den
 jungen Eckermann I, *28.
 Wilhelm Meisters Wander-
 jahre I, *217. 296 f. *299.
 312. *398. II, *31 f. 88.
 105. 320—323.
 — Der See: I, 110.
 — Redaktion der naturhisto-
 rischen Aphorismen durch
 Eckermann II, 91. 321 f.
 Xenien I, 182. 183 f. *468. II,
 70 f. 201.
 Der Zauberflöte zweiter Teil
 II, *358. *435.
 Zahme Xenien I, *151. *426.
 Zeichnungen I, *110. II, *375 f.
 II. Goethes Leben und
 Studien.
 Alter und Jugendlichkeit I, *10.

Architektonische Studien II, 86 f.
 Astronomische Beobachtungen I,
 *81—*83. *448. II, 306.
 Ausländer bei Goethe I, *62. 320.
 Außeres I, *44 f. *81. *242.
 II, *49. *345. *349.
 Beschäftigung mit der bildenden
 Kunst I, 216. 219 f. II, 141 f.
 147 f. 276 f.
 Besuche bei Goethe II, 399—400.
 Bibliotheksleitung I, 76. II,
 203—206.
 Bildnisse I, *5.
 Botanische Studien I, *438.
 II, *28. 403 f.; vgl. Meta-
 morphose der Pflanzen.
 Briefe an Goethe I, 151 f. II,
 177. 188. Vgl. die einzelnen
 Absender.
 Charakter I, *175.
 Charakteristische Farbe der ein-
 zelnen Werke Goethes I, 312.
 Goethe in Dornburg II, 28 f.
 Episoden aus seinem Leben I,
 408 f. 434 f. 444—447. II,
 361. 397. 412—414.
 Als Familienhaupt I, *63. II, 22.
 Als Frankfurter Patriizier I, 435.
 Fürstentnenschaft Goethes I,
 224 f.
 Garten I, 128—133. *222 f.
 *397. *411. *417.
 Geburtstag 1828 II, *32.
 Als Gesellschafter I, *62 f. *77.
 *141. II, *39—*42. *43.
 Gesundheit I, *52. *78 f. *83.
 *86. 87 f. *89. *90. *175.
 301. 426 f. 434. II, *29. 176.
 *190. 210. *216. *250. *349.
 354—357. 361—363. 409 f.
 *436.
 Glück und Leid I, 107 f.

Als Großvater I, *92.
 Handschrift II, *145, *374.
 Handschriften seiner Werke II,
 375. 422.
 Goethes Haus I, *48. II, 210.
 Leben und Treiben I, *59f.
 Großer See I, *61. *68f. *208.
 *229f. *378f. II, *46—
 *48.
 Mittagstisch I, *63. *64.
 *75. *92f. *94. *96.
 *109f. *140. *141. *184.
 *287. *301. *391f. *397f.
 *426. *433—*435. *449f.
 II, *4f. *26. 30. *48f.
 *48. 49—52. *70. *95.
 *128. *130. 144. 191.
 *249. *308. *319. *369.
 Abendgesellschaften II, *349f.
 Historische Studien II, 404.
 Bei Hofe I, *82f. II, 349.
 Inneres und Äußeres in Goethes
 Dichtung I, 299.
 Seine Isoliertheit s. d.
 Jubiläen von 1825 I, 256.
 *469.
 Jugend und erste Werke I, 97.
 109. 123. 127. 274. 340.
 Mineralogie I, 110.
 Exkursionen I, 425.
 Modernität Goethes I, 76.
 Musik im Goethehause I, 68—
 72. 75. *77. *140. 294—
 296. II, *350f. *352. *361.
 Vgl. einzelne Musiker und
 Komponisten.
 Musikalische Begabung I, 77.
 Natur in Goethes Dichtung
 I, 313.
 Naturforschung I, *212f. 239.
 254. 290. 313. 339f. *448.
 *449. II, 34. 107. *335.

Naturforscher bei Goethe s.
 Naturforscher
 Öffentliches Leben I, 108.
 Orden I, 61. *464.
 Pektuniäres I, 89f.
 Poetisches Schaffen II, 194.
 Polit. Überzeugungen I, 103—
 106. 118. II, 200—203.
 Auf Reisen I, *424—*427. *427
 —*436. *438—*460.
 Sammlungen Goethes I, *94.
 *95. *101. *110. *113f.
 *119. *126. *165f. *171.
 293. 301. 303. 369. *379.
 407. II, *54f. *81. *84. *91.
 111. *113. 134. 136. 185.
 190—193. 244f. 249. *258.
 278. *287. *292f. 295. *351.
 *353. *355. *369. Soweit
 die Gegenstände sich bestimmen
 ließen, sind sie unter den betr.
 Titeln eingeordnet.
 Schweizerreise I, 110. 392—395.
 vgl. „Reise nach der Schweiz.“
 Als Schwiegervater I, *62.
 Selbstbeherrschung I, *10.
 Sendung eines jungen Archi-
 tekten nach Paris II, 112f.
 Stimmungen I, *66. *72. *137.
 *145. *181. *226. *252.
 256. *269. *341. II, 4f. *28
 —*32. *39. *73. *103. *144.
 *182f. *207. *248. *250.
 *363. 380—384.
 Summa seines Lebens und Er-
 innerungen I, 107f. 116f.
 140. 143. 147. 167. 197f.
 220—222. 245—247. 269.
 296. 338. 385f. 434—436.
 II, 11. 44. 61. 71f. 84f. 89f.
 146. 210. 265f. 418.
 Theaterleitung I, 120, 146f.

182. 186. 195—201. 208.
 210—212. 265. 273. 305.
 II, 53f. 265.
 Verhältnis zum Personal nach
 seinem Rücktritt II, *352.
 Tod II, *344f.
 Traum I, 447f.
 Universitätsleitung II, 203.
 Unterhaltungen, Art derselben
 I, *10f. *411. II, *349.
 Vgl. Erdmann.
 Verhältnis zur vorhergehen-
 den deutschen Literatur (dar-
 gestellt namentlich in „Dich-
 tung und Wahrheit“ Buch
 VII) I, 97.
 Verhältnis zu Schiller u. a.
 vgl. die betreffenden Artikel.
 Volksfeindschaft Goethes I,
 223f.
 Als Vorleser I, *137. II, *351.
 Wahrheitsliebe I, 102f.
 Zeitmangel I, 299f.
 Zwischentiefer, Entdeckung
 desselben II, 402f. *437.
 Andere Personen mit
 Namen Goethe.
 Goethes Vater II, 310.
 Frau Rat Goethe, seine Mutter
 I, 140. II, *85. *179.
 Goethes Familie I, *89. *397.
 II, *241. 354.
 Goethe, August von, I, 49. *61f.
 *92. *94. *109f. *175. *302f.
 367. 378f. *398. *465. II, 26f.
 *166. *179. *180. 192. *247.
 *349. *351. *369. *431. Italie-
 nische Reise u. Tod II, 206—258.
 Goethe, Ottilie v., geb. v. Pogwisch
 I, *43. *61. 62. *63. *86. *92.
 *94. *140. *201. *229f. 269f.
 301—303. *398f. 423. II, *36

—*38. *43. *46—*48. *144.
 *182. 214—216. *248. *249.
 *349. *350. *351. *356. 363f.
 400.
 — Verhältnis zu Goethe I, *62.
 Goethes Enkel I, 400, II, *180,
 *182f. 408.
 Goethe, Walter von, I, *63. 92.
 Goethe, Wolf von, I, 195. *417.
 II, 398.
 Goethe, Alma von, II, *241.
 Goethe, Cornelia II, 311f. 374. *433.
 Gotischer Stil in der Möblier-
 ung I, 303f.
 Gott s. Religion.
 Gotthard in der Schweiz I, 98.
 Göttingen I, *376.
 Göttinger Professoren I, 447f.
 Götting, Karl Wilhelm, Philolog,
 Professor und Bibliothekar in
 Jena (1793—1869); sein Brief-
 wechsel mit Goethe ist heraus-
 gegeben von Runo Fischer I, *472.
 II, *42f. 44. 105.
 Gozzi, Carlo, italienischer Lust-
 spielsdichter (1720—1806), dessen
 Werke Goethe schon in den
 ersten Weimarer Jahren stu-
 dierte II, 184. 381. 382.
 Graff, Johann Jakob, Weimarer
 Schauspieler (1768—1848) I,
 199. II, *131.
 Granitgeschiebe (Goethe schrieb
 1784 „Über den Granit“) II, *58.
 Graphologie II, *177.
 Griechischer Freiheitskampf, der
 mit dem Einfall Alexander
 Dpsantis in die Moldau 1821
 begann; am 3. Februar 1830
 wurde Griechenland als völlig
 unabhängiger Staat anerkannt
 I, 64. *401. II, 108.

Griechische Plastik II, 55. Vgl. historische Betrachtung.
 Griechische Tragiker I, 242—244. 336. 361 f. 371 f. 389 f. II, 342. Vgl. Heinrichs. Drama. Tragische Situationen.
 Grillparzer „Die Ahnfrau“ (1817) I, *33 f.
 Grimm, Friedr. Melchior, Baron von, französischer Schriftsteller deutscher Herkunft (1723—1807), lebte in Paris im Kreise Rousseaus, d'Alemberts, Diderots, verfaßte literarische Bulletins für deutsche Fürsten (Correspondance littéraire), später am Gothaer Hof II, 184. 383 f. *436.
 Große, Ernst Lubwig, Dichter und Schriftsteller I, Einleitung S. IV.
 Gruner, Karl Franz, Schauspieler in Weimar (1780—1845) I, *146. *147.
 Guizot, François Pierre Guillaume, franz. Staatsmann und Historiker (1787—1874). Seine Juliordonnanzen gaben den ersten Anlaß zum Ausbruch der Julirevolution, wiederholt Minister. Seine Vorlesungen erschienen unter dem Titel: Cours d'histoire moderne (1828—1830), 6 Bde. II, 92. 108 f. 114. 122 f. *145. 376. *426.
 Gute Werke I, 399.
 H., englischer Ingenieuroffizier I, 170—175.
 Hackert, Philipp, Landschaftsmaler, Bekannter Goethes von der italienischen Reise (1737—1807). Seine Biographie schrieb Goethe 1811 II, 142. 143 f.
 Haßs, pers. Dichter, Goethes Vor-

bild im „Divan“, übersetzt und bekannt gemacht durch Hammer I, 321.
 Hagen, August, Dichter und Kunstschriftsteller, Verfasser von „Norica, Nürnbergische Novellen“ (1797—1880). „Olfrid und Etsena, ein romantisches Gedicht in zehn Gesängen“, 1820 von Goethe an drei Stellen von „Kunst und Altertum“ angezeigt: „Wir wünschen nämlich, daß er sich's für die nächste Zeit, vielleicht für alle Zeiten, zum Gesetz mache, nur kurze, einfache Erzählungen zu unternehmen.“ I, 55. *464.
 — Ein Trauerspiel I, 55.
 Hagn, Charlotte v., Schauspielerin (1809—1891) II, 369.
 Halbkultur I, 99.
 Hallesche Literaturzeitung II, 118.
 Halsbandgeschichte II, 266.
 Hamann, Johann Georg (1730—1788), der „Magus aus Norden“; seine Lehre formuliert Goethe in „Dichtung und Wahrheit“: „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, muß aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich.“ Mit Jacobi lebte er zusammen bei der Fürstin Galizyn I, 366. *461. II, 93.
 Hamburg I, 262.
 Händel, Georg Friedrich (1685—1759), Schöpfer des Oratoriums. Der „Messias“ entstand 1742, in Deutschland bekannt seit 1772 I, 140 f. II, 87.
 Handzeichnungen I, 402 f.
 — im Vergleich mit Kupferstichen I, 402 f.

Hannover I, 156.
 Harzgebirge I, *438.
 Haß in der Dichtung II, 266. 319.
 Haugwitz, H. Th. K. von (1752—1832), preussischer Minister I, 160.
 „Das Hausgefinde“, Singspiel nach dem Französischen von Keller, f. Fischer, Anton.
 Heeren, Arnold Hermann Ludwig, Historiker (1760—1842) I, *38. *112.
 Hegel, Georg Wilhelm Friedr., (1770—1831), der Philosoph des „absoluten Ichs“, Goethe aus der Zeit seiner Jenaer Professur nicht unbekannt I, 346. *460 f. II, 80. 93. 154.
 Heidelberg I, *109. 156. *157. 440.
 Heigendorn, Frau von (f. Karoline Jagemann).
 Heine, Heinrich (1799—1856) II, 202. *430.
 Helgoland II, *270.
 Hell, Th. Wgl. „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers“ und Abendzeitung.
 Hennig II, 400.
 Herder, Johann Gottfried, war 1776 auf Goethes Betreiben als Generalsuperintendent nach Weimar gekommen, nach der italienischen Reise und besonders seit der Verbindung mit Schiller ihm aber entfremdet. Er starb 1803. I, *93. 161—163. 183. 366. *467. *473. II, *151.
 „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (unter lebhafter Teilnahme Goethes entstanden) I, 162 f.

„Volkslieder“ (später „Stimmen der Völker in Liedern“) I, 390. II, 151.
 Hermann der Cherusker I, 269.
 Heroen II, 15 f. 89. 158. 340—342.
 Herschel, Friedrich Wilhelm, Astronom (1738—1822) I, 338. *472.
 Hetschburg, Dorf zwischen Weimar und Berka I, *425 f.
 Hexameter I, 312. 392. 394. II, 256.
 Hinrichs, Herm. Fr. W., hatte 1825 eine Erklärung des Faust „als Beitrag zur Anerkennung wissenschaftlicher Kunstbeurteilung“ veröffentlicht. Sein Werk „Das Wesen der antiken Tragödie in ästhetischen Vorlesungen durchgeführt an den beiden Odisseus des Sophokles u. s. w.“ 1827 I, 344—357. *472.
 Hiob I, 181.
 Hirt, Aloys (1759—1836), Archäolog in Berlin, wissenschaftlich im Gegensatz zu Heinrich Meyer und den „Weimarer Kunstfreunden“ II, *152.
 Historische Kritik f. Kritik.
 Historische Treue in der Dichtung (darüber vorher namentlich Lessing in der „Dramaturgie“) I, 330—332. 417—419.
 Historische Betrachtung der griechischen Plastik (zuerst in der Periodisierung von Winckelmanns „Kunstgeschichte“ angewandt) II, 55.
 Hoffmann, E. T. A. (1776—1822) I, 167; (man achte auf die Zusammenstellung mit Claren!)
 Hofleben I, 161. 408.
 Hohes Lied Salomonis I, 177.

Holbein II, 6.
 Holtei, Karl von (1798—1880), widmete Goethe seine „Schlesischen Gedichte“ und schilderte sein Verhältnis zu ihm in seinen Lebenserinnerungen („Vierzig Jahre“), sowie in Erzählungen: den „Wagabunden“, „Damals in Weimar“ u. a. I, *397.
 Homer I, 109. *180. 242. 244. *468.
 II, 187. Erste Lektüre durch den jungen Eckermann I, *29.
 Ilias II, 185.
 Odyssee I, *468. II, *259. Vgl. Sauper.
 Hünninghausen aus Krefeld II, *33 f.
 Hopfgarten, Dorf bei Weimar I, *236.
 Horaz I, 321.
 Die Horen s. Schiller.
 Horn, Franz (1781—1837), Dichter und Literaturhistoriker, verfaßte „Guiscardo der Dichter“ 1801, „Der ewige Jude“ 1820 und andere schwächliche Werke I, 167.
 — Joh. Adam, das Hörnchen, Goethes Jugendfreund (1749—1806) I, *145.
 Hottelstedter See, Aussichtspunkt am Ettersberg I, *427.
 Houwald, C. von, dessen Dramen der Gattung der Schicksalstragödie zugerechnet werden. „Das Bild“, Trauerspiel in 5 Aufzügen 1822 I, *62. 187. *437.
 „Die Feinde“, Trauerspiel in 3 Akte 1825 erschienen I, *189.
 Höpfer I, *376.
 Hugo, Victor, ließ 1822—1826 seine erste Sammlung „Odes

et Ballades“ erscheinen, die bereits auf den späteren Übergang des Dichters vom Klassizismus zur Romantik hindeutete I, 291 f. *470. II, *190. *192. 330. 332.

Les deux îles (gemeint sind Corsica und St. Helena) ist eine Verherrlichung Napoleons; die meisten französischen Romantiker sind Abkömmlinge von Generalen und Freunden Napoleons I, 291.
 Marion Delorme II, 332.
 Notre-Dame de Paris II, 411. *437.

Humanität II, 44. Vgl. Moral.
 Humboldt, Alexander von, der berühmte Verfasser des „Kosmos“, ebenso wie sein Bruder Wilhelm Goethe innig verbunden, hatte ihm 1807 seine „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen“ zugeweiht I, 279. 342—344. 387. *472. II, 6 *362.

— und Bonpland, Voyage; davon 6. Teil: Plantes équinoxiales, recueillies au Mexique, dans l'Isle de Cuba, dans les provinces de Caraccas, de Cumana et de Barcelonne 1806—1808 I, 342.

Brief über Carl Augusts Tod II, 56—60.

Vorschlag zu einem Panamakanal (s. diesen) I, 343 f.

Humboldt, Wilhelm von, Sprachforscher, Ästhetiker und preussischer Minister, Übersetzer von Aeschylus „Agamemnon“, Verfasser eines eingehenden Buches über „Hermann und Dorothea“ (II, 107) und vieler sprach- und

literargeschichtlicher Werke; mit Goethe in häufigem persönlichen und brieflichen Verkehr I, *80 f. *83, II, *427. Vgl. Schiller.

Humboldt, Brüder von I, 246.

Hummel, Joh. Nep. (1778—1837), der einzige Schüler Mozarts im Klavierspiel, Hofkapellmeister in Weimar I, *75. II. 126. *264. *350 f.

Huschke, Wilhelm Ernst, Weimarer Arzt II, *354.

Hypothesen in der Wissenschaft I, 154 f. II, 91. Vgl. Forschung, Phantasie.

Idealismus II, 93.

Idealität der Charaktere s. Charaktere.

Idee in der Dichtung I, 84. 395—397. Vgl. Realismus.

— Ihre Bedeutung als Ziel des Lebens II, 182.

IFFland, August Wilhelm, berühmter Schauspieler und Verfasser von Familienstücken, mit dessen „Jägern“ 1791 das Weimariſche Theater eröffnet worden war I, 134 f. 164. 264.

Die Hageſtolzen, Luſtſpiel in 5 Akten, ſeit 1793 in Weimar gegeben I, 135. *466.

Ilm I, *128—130. 402. *425.

Ilmenau I, 434. Vgl. Goethes Gedicht und Rede.

Immermann, Karl Leberecht (1796—1840), war damals Auditeur in Münter, hatte bis 1823 das Luſtſpiel „Die Prinzen von Syrakus“, „Gebichte“ und „Trauerſpiele“, die er Goethe gewidmet hatte, veröffentlicht I, 92. *93.

Imperativ, kategorischer I, 316.

Vgl. Kant.

— — des Glaubens II, 260.

Impfung s. Schutzblattern.

Indien I, 413.

Indische Philosophie II, 92 f.

Indische Poesie (von August Wilhelm Schlegel empfohlen und popularisiert, von Goethe gelegentlich beſpöttelt) I, *383 f.

Indische Studien I, 111.

Individuelles in der Dichtung s. Realismus.

Influenzen II, 109 f. 149 f.; s. Einfluß. Fortwirken. Tendenzen.

Inſelsberg I, *433.

Intuition I, 124 ff.

Iphigenienſtoff I, 58.

Irländer, katholiſche, ihre politiſche Emanzipation. Sie war von Pitt verheißen und wurde von Drängen der liberalen Partei am 13. April 1829 beſchloſſen II, 113, *124.

Irrwege. Wiederholung derſelben im Laufe der geſchichtlichen Entwicklung I, 56.

Iſoliertheit I, 386 f. 388. II, 123.

Italien. Goethe weilte dort 1786—88; ſeine „Italieniſche Reiſe“ erſchien 1816, 1817 und 1829. Kupferſtiche italieniſcher Gegenſtände I, *94.

Kolorierte Zeichnungen von Goethes Hand I, *110.

Theater I, 207 f.

Malerei I, 293 f.

Italieniſche Maler in Gotha und Weimar II, 142 f.

Jacobi, Friedrich Heinrich, mit dem Goethe frühzeitig durch die

- gemeinsame Verehrung Spinozas befreundet wurde I, 366. *473.
- „Friedrich Heinrich Jacobis aus-
erlesener Briefwechsel“ er-
schien seit 1825. Von Goethe
ist nur im 2. Teil (1827) die
Rede I, 366 f.
- Jagemann, Karoline, Schauspie-
lerin in Weimar, Geliebte Carl
Augusts, spätere Frau von Hei-
gendorf, durch deren Intrigen
Goethe aus der Direktion des
Theaters gedrängt wurde I, 146.
II, *356 f.
- Jahrbücher für wissenschaftliche
Kritik, die vornehmste kritische
Zeitschrift jener Zeit, an der
neben Barnhagen, Rosenkranz,
Carus u. a. auch Goethe mit-
arbeitete I, 413. II, 93.
- Jakob, Therese v., Pseud. Talvj,
deren Sammlung von serbischen
Volksliedern Goethe vor der
Publikation vorgelegen hatte und
in „Kunst und Altertum“ von
ihm angezeigt wurde I, 177—
179. *468.
- Jambus, sechsfüßiger und fünf-
füßiger in Deutschland und
England I, 65 f.
- Janin, Jules, französischer Kri-
tiker und Romanschriftsteller,
erst Anhänger der Romantik,
dann der École du bon sens.
II, *192.
- Jean Paul vgl. Paul.
- Jena I, 47 f. *50. *127. 150.
438—460.
- im Jahre 1806 II, 361.
- Jenaer Studentenkrawalle 1822
II, 351.
- Studentenlieder II, 351.
- Jenaer Universität II, 203.
- Bibliothek II, 203—206.
- Jesuitenbauten II, 113.
- Jod II, 349 f.
- John, E. F., Goethes Sekretär
I, *297. *471.
- Johnson, Samuel (1709—1784),
englischer Essayist und Dichter;
väterlicher Freund von Oliver
Goldsmith; sein politisch-lehr-
hafter Roman „History of
Rasselas, prince of Abyssinia“
(1759) nimmt manche
Eigenheiten der Romantik vor-
weg I, 404.
- Jonson, Ben (1574—1637) eng-
lischer Dramatiker I, *98.
- Jordan, von, preussischer Minister
II, *42.
- Journale I, 99. 176. II, *124.
- Vgl. Literarische Tagesblätter
und die einzelnen Namen und
Erscheinungsorte.
- Jung-Stilling vgl. Stilling.
- Jungfrau, Berg der Schweiz I, 98.
- Juno Ludovisi, Kolossalkopf, den
Goethe aus Italien mitbrachte
und im „Junozimmer“ seines
Hauses aufstellte I, 109. *397.
*466. II, *54.
- Kant I, 246 (vgl. auch I, 316. 361.
368.) 373. *473. II, 93. 155.
260.
- Kritik der Urteilskraft I, 373.
- Kapo d'Istria, Joh. Anton Graf
v. (1776—1831), russischer und
ionischer Diplomat, 1828 zum
Präsidenten der griechischen
Republik gewählt und bald
darauf ermordet I, *401. II, 108.
- Karl der Große I, 128.
- Karl V., deutscher Kaiser II, *359.

Karl X. von Frankreich (1824—1830), Münze mit seinem Bild II, 407. Goethes Sammlung enthält ein 5 Fr.-Stück von 1829 und ein 1/2 Fr.-Stück von 1830. Karlsbad II, 106. 113f. 115. 124. 412—414. Kastengeist der Gelehrten II, 360. Katholizismus II, 340. Vgl. Kirche, Irländer. — Poetische Ergiebigkeit I, 416f. Kauffmann, Angelika, Malerin (1741—1807); seinen Verkehr mit ihr schildert Goethe in der „Italienischen Reise“ II, 362. Kaufleute, norddeutsche I, *315. The Keepsake, englisches Taschenbuch II, *168. Kegelschieben I, 231. Kestner, Charlotte, geb. Buff, das Urbild von Werthers Lotte I, 156. Kietmannsseggesches Jägerkorps I, *21. Kind, Friedrich (1768—1843), zu den Dresdener Pseudoromantikern gehörig; Fergdichter des „Freischütz“ II, 44. Kinder, Lektüre derselben II, 397. 399. — Spiele II, 408. — Unarten derselben II, 287. 398. Kirche II, 337—340. Vgl. Absonderungen. Anglikanische Kirchendogmen. Klassisch und romantisch II, 109. 161. 211. 370f. Klassische Bildung s. Bildung. Klettenberg, Susanne Katharine v. (1723—1774), geschildert im 8. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ I, 268. Klopstock I, *268.

Klopstock, Der Messias (seit 1748 erschienen) I, 161f. — Oden 1771 I, 161f. — Die deutsche und englische Muse I, 162. *467. — Hermann I, 269. — Einwirkung auf Eckermanns Lyrik I, *28. Knebel, K. L. von, (1744—1839), mit Goethe eng befreundet I, 45. *49. *438. II, 65. *424. Kniep, Chr. H. (1748—1825), Zeichner, der Goethe nach Sizilien begleitete und daselbst viele Zeichnungen für ihn herstellte II, *254. Knop, Kapitän I, *21. Kolbe, Heinrich, Maler eines Goethebildes II, *350. Kollektive Wesen II, 417—419. Kölner Dom. Seine Wiederherstellung wurde von Goethes jungem Freund Sulzig Boisseree betrieben. Beide besichtigten am 9. Oktober 1814 in Darmstadt den wiedergefundenen alten Grundriß, von dem ein Abdruck dann in Goethes Hand gelangte I, 66. *214. II, 6. Kolumbus, Christoph I, 342. Kometschweife II, *58. Komik vermischt mit Tragik. Vgl. Jffland. Shakespeare. Komposition des Gedichts I, 73f. II, 259f. — des Bildes II, 186. — Musikalische Komposition I, *93. — Wortgebrauch II, 329f. (vgl. Goethes Kritik von Geoffroy de St. Hilaire's „Principes de Philosophie zoologique“).

König, Heinrich J. (1790—1869),
„Kranz eines Katholiken“
II, 115. *427.

Konservatismus I, 105.

Konstantinopel I, *401.

Kontrastwirkungen I, 335 f.

Konversationslexikon von Brock-
haus I, 313 f. *471.

Konzentration I, 167. 169.

— Die damit verbundene Einseitig-
keit I, 112. 216 f.

Körner, Karl Theodor, Dichter
(1791—1813), von Goethe ge-
legentlich ermuntert II, 200.
202.

Eindruck von „Leier und
Schwert“ auf Eckermann
I, *26.

Körper und Geist II, 210.

Kostümierung s. Theater.

Koethe, Friedr. August, Archi-
diakon in Weimar I, 150.

Koebue, August von, war in Wei-
mar 1761 geboren und als Knabe
auf der Goetheschen Liebhaber-
bühne aufgetreten, bei einem
Aufenthalt daselbst 1802 hatte
er sich durch Proteste gegen
Goethe unmöglich gemacht und
dann von Berlin aus gegen ihn
intrigiert. 1819 war er in
Mannheim durch Sand er-
mordet worden. Seine mit
pathetischen, sentimentalen und
frivolen Mitteln arbeitenden
Dramen (219 Stück) waren
auf lange hinaus am meisten
in Deutschland und auch in Wei-
mar gespielt I, 134 f. *475. II,
266. 368. 405. *429. *435.

„Die beiden Klingsberge“, Lust-
spiel in 4 Aufzügen I, 67.

„Die Veröhnung“, Schauspiel
in 5 A. I, 67. II, 358. *435.

„Die Verwandtschaft“, Lustspiel
in 5 A. I, 67.

„Bonne der Tränen“, Drama
II, 358.

Krause, Friedrich, Goethes Diener
seit 1. Dez. 1824 I, *433. II,
*132. *143. *190. *344. *428.

Kräuter, Friedrich Theodor, Privat-
sekretär Goethes und Biblio-
thekar in Weimar I, 45 f. 76.

Kreuzzüge II, 148.

Kriegslieder II, 202.

Kritik I, 167 f. 253. 341. 385 f.
407. II, 118. 381 f.; vgl. Jour-
nale.

— Historische. Vgl. Niebuhr.

Krüger, Wilhelm, Berliner Schau-
spieler als „Dress“ I, 357—361.

Kultur als Grundlage von Poesie
und Kunst I, 386—381; vgl.
Griechische Tragiker, Euripides.

Kunst, ihr Zweck I, 145. 153.
395; vgl. Moral, Religion,
Neuere Kunst.

Lafontaine, Jean de, franz. Fabel-
dichter (1621—1695) I, 136.

Lagrange, Joseph Louis, französischer
Mathematiker, (1736—1813),
von Friedrich den Großen an
Eulers Stelle nach Berlin be-
rufen II, 86.

Lamartine, Alphonse de, (1790—
1869), dichtete in schillerndem,
oft rhetorischem Stil: 1820
Méditations poétiques, 1825
Dernier chant de Child-
Harold (nach Byron) I, 291.

Land und Großstadt II, 21.

Landkarten II, 359.

Landschaftsschilderung in der Poesie
 I, 313; vgl. Schönheit, Malerei.
 Langensalza I, *433.
 La Roche, Karl August, Schauspieler (1794—1884) I, *193.
 II, 83. *131.
 Lassen, Christian, Norweger, seit
 1819 in Deutschland, Mitbe-
 gründer der indischen Altertums-
 wissenschaft I, 383 f.
 Lauchstädt, Modobad jener Zeit,
 bei Halle, Weimarische Filial-
 bühne I, 274.
 Lavater, Johann Kaspar (1741—
 1801), in Zürich, kämpfte wie
 Hamann und Herder gegen die
 Aufklärung, stand in freundschaft-
 lichem Verkehr mit Goethe und
 dessen Mutter. Einen durch-
 schlagenden Erfolg hatten seine
 „Physiognomischen Fragmente
 zur Förderung der Menschen-
 kenntnis und Menschenliebe“,
 4 Bde., 1775—1778 II, *91 f.
 92. 372. *426.
 Lazarett-Poesie I, 424.
 Lebensalter vgl. Alter.
 Lebensregeln I, 161. II, 210.
 Lebensstätigkeit s. Einsicht.
 Lebensweise, verkehrte, unserer Zeit
 II, 20.
 Lehrbarkeit höherer Maximen II,
 299 f.
 Leibniz, Gottfried Wilhelm von,
 Philosoph (1646—1716), suchte
 einen Ausgleich des Gegensatzes
 von Leib und Seele. Das ein-
 zige, was wahrhaft existiert, sind
 für ihn die einfachen Substanzen,
 „Monaden“ (die „wahren Atome
 der Natur“); Körper und Materie
 sind „Ausdehnung“, also nicht

wirklich und bloßes „Phäno-
 men“; unsere Seele aber ist eine
 einfache Substanz II, 189.
 Leipziger Messe I, *374.
 Lenckos, Anne (Ninon) de, (1616
 —1706) II, 183. 380 f.
 Leo, Heinrich, Historiker (1799—
 1878), damals (1827) bereits
 Gegner der demagogischen Partei
 und außerordentlicher Professor
 in Berlin I, 413.
 Lesage, „Gil Blas“ II, *259.
 Lesedramen s. theatralische Dra-
 men.
 Lessing, Gotthold Ephraim, (1729
 —1781) I, 183. 246. 254.
 341 f. 366. *473. II, 6. *423.
 Minna von Barnhelm I, 272.
 341. II, 309.
 Emilia Galotti I, 342.
 Nathan der Weise I, 342.
 Seine theoretischen Schriften
 I, 372.
 Leuchtenberg, Herzog von, (Eugen
 Beauharnais, vormalig Vizekönig
 von Italien) I, 128.
 Leveghow, Ulrike von, mit Goethe
 1822 und 1823 zusammen in
 Karlsbad und Marienbad I, *70.
 152. *464. II, *362.
 Liberalismus I, 117. 416. II, 269.
 376—379.
 Liebe I, 96. II, 386 f.
 Liebe des Schriftstellers I, 260 f.
 Liegnitz, Herzog von, starb den
 Opfertod in der Schlacht von
 Liegnitz am 9. April 1241 gegen
 die Mongolen, die Liegnitz be-
 lagerten und zerstörten I, 253.
 Lips, Johann Heinrich, Maler,
 Zeichner und Kupferstecher
 (1758—1817), den Goethe in

Zürich bei Lavater kennen lernte II, *152.

Literarische Tagesblätter: damals die „Abendzeitung“, das „Literarische Konversationsblatt“, das „Morgenblatt“, „Valdaphron und Neoterpe“, der „Gesellschafter“, die „Zeitung für die elegante Welt“, „Ugripina“, der „Hesperus“, das „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode“, die „Rheinische Flora“ u. a. I, *91; vgl. Journale.

Literaten, Mangel an Idealismus I, 254.

Literaturzeitung s. Hallische Literaturzeitung.

Livius s. Niebuhr.

Livorno II, *229. *231.

Lobeda I, *449.

Lockhart, John Gipson, Schwiegersohn Walter Scotts (1794—1854) I, *420, 423.

London I, 262.

Longus, Verfasser eines spätgriechischen Hirtenromans von „Daphnis und Chloe“, hsg. von Courier II, 291 f. *298. 299. 301—304. 304 f. *432.

Lope de Vega, spanischer Dramatiker (1562—1635) I, 219. *469.

Lorrain, Claude, (1600—1682) und Poussin sind die Häupter der idealen Landschaftsmalerei; Claude Lorrain ist lieblicher, Poussin erhabener. Seine Bilder pflegte er in Tuschezeichnungen in einem „Liber veritatis“ (Buch der Wahrheit, damit man die echten Gemälde von Nachahmungen unterscheiden

könne) einzutragen, das sich in der Sammlung des Herzogs von Devonshire befindet und in London 1774—1777 in Stich von Carlom publiziert wurde. Goethes Sammlung weist zurzeit nur die von Claude Lorrain selbst radierten Blätter auf I, 248. 381. II, *124. 135—137. *138. 143 f. 149. 150 f. 334 f.

Lory, Gabriel, Aquarellmaler, durch zwei Blätter in Goethes Sammlung vertreten II, 415.

Lowe, Hudson, Gouverneur von St. Helena während Napoleons Gefangenschaft (1769—1844) II, 181. *429 (gemeint wird dessen eigenes Buch „Mémorial relatif à la captivité de Napoléon à Sainte-Hélène“ sein, das 1830 erschien und im gleichen Jahre ins Deutsche übersetzt wurde).

Lucretia I, 253.

Luden, Heinr., Geschichtsschreiber, Professor in Jena (1780—1847); bekannt ist seine Debatte mit Goethe über den Wert der Geschichtswissenschaft.

— „Geschichte des deutschen Volkes“, seit 1825, war 1830 bis zum 5. Band gediehen I, *303. II, 291.

Ludovisi, Villa in Rom II, *129. 132.

Ludwig, König von Bayern, seit 1825 auf dem Thron, hatte Goethe 1827 an seinem Geburtstag aufgesucht II, 128—133. 151. *369. *428.

— Briefe an Goethe II, *129. 183. 381. *428.

Ludwig, König von Bayern, „Gedichte“ 1829 in 2. verbess. Aufl. erschienen II, 180. *428.
 — Gedicht an ihn in der Augsburger Allg. Stg. II, 187 f.
 — Vgl. Eckermann, Goethe.
 Ludwig XIV. s. Frankreich.
 Lustpflanze II, *185—*187.
 Luise, Großherzogin von Weimar, Gemahlin Carl Augusts, stand Goethe zeitweise in Weimar am nächsten und wurde auch poetisch von ihm verherrlicht (als Lila, Proserpina) I, 300. II, *28. *30. 181. 182 f. 215. 379—384.
 Luise, Königin von Preußen II, 50.
 Lüneburger Heide I, 98.
 Lustige Zeit in Weimar (die ersten Jahre der Regierung Carl Augusts und seiner Freundschaft mit Goethe) I, *81.
 Luther, Martin, war von Goethe als Bruder Martin im „Göt“ und dann wiederholt im Jubiläumsjahr 1817 verherrlicht worden I, 106. 146. 294. 398. II, 6. 123. 339 f. *353.
 Lützenburg, Kammergut, nördlich von Weimar I, *427.
 Lyrik vgl. Dichtung, Datierung, Auslegung, Politische Lyrik, Kriegslieder, Neuere Dichtung.
 Mädchen vgl. Publikum.
 Madrid, Hof zu, s. Calderon.
 Magnetische Kräfte. Die Lehre vom sogenannten tierischen Magnetismus („Lebensmagnetismus“) brachte Mesmer (1772) in ein System; die wissenschaftliche Begründung besorgten weiterhin Männer wie Wolfart, Juseland und Passavant I, 444 f.

Mailand II, 220.
 Maison, General I, *21.
 Malerei vgl. Dichtung.
 Landschaft I, 144. 249 f. II, 334 f.
 Blumenmalerei II, 310 f.
 Komposition II, 186.
 Kopieren von Gemälden II, 134.
 Technisches Verfahren I, 312.
 Detail bei starker Beleuchtung II, 334.
 Neuere deutsche Malerei I, 280—282. Gegen die altertümliche Richtung (Overbeck, Cornelius) waren Goethe und Meyer in einem Aufsatz „Neu-deutsche religiös-patriotische Kunst“ vorgegangen I, 293. II, 307 f.
 Versuche Eckermanns I, *18 f. *21—*24. *25.
 Malfolmi, Schauspieler in Weimar II, 75.
 Malta, Villa di, in Rom II, *129. 132. 130. *151 f.
 Manier. 1788 schrieb Goethe einen Aufsatz: „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil.“ I, 126.
 Manzoni, Alessandro, der größte italienische Lyriker und Romanschriftsteller in Italien zu Goethes Zeiten; von Goethe in Kritiken und dem Vorwort zu einer Ausgabe seiner Werke gepriesen I, 291. 330 f. 411. II, 161.
 Ode auf Napoleon I, 411.
 Die Verlobten I, 411. 414—419. *475.
 Dramat. Werke I, 418.
 Marie Antoinette, Königin von Frankreich II, 266.
 Maria Ludovica, Kaiserin von Österreich, an die Goethe die

Karlsbader Huldigungsgebichte richtete II, 76. 179 f. *425.

Maria Paulowna, als Tochter Pauls I. Großfürstin von Rußland, seit 1804 Gemahlin des Weimarischen Erbprinzen Carl Friedrich, lebte 1786—1859, von Schiller bei ihrem Eintreffen gefeiert und von Goethe jederzeit hoch geehrt und in geistigen Dingen, z. B. Fragen der Kantischen Philosophie, beraten I, *93. II, *28. *30. 67. *85. 143. *183. *234. *246 f. 249. 278. 308 f. *355. *357. *362. *371. *379. *384. *389. *404. 408 f. *409. *424.

Marienbad.

Goethes Aufenthalt daselbst, bei dem seine Neigung zu Ulrike von Levetzow sich kundgab I, 47. 49. 51. *52. *70 f. *72. 83. 87. 128. 152. 156. *157. 424 f. II, *361. *362.

Marienbader Reisekorb I, 424 f.

Marienbader Wasser I, *181.

Marlowe, Christopher, englischer Dramatiker (1564—1593) Verfasser eines „Faust“ I, *98.

Martius, Karl Friedrich Philipp von, Naturforscher (1794—1868), hielt auf den Naturforscherversammlungen in München und Berlin 1828 u. 1829 Vorträge über die Spiraltendenz der Pflanzen. Diese wurde dann von Schimper, Braun u. a. weitergebildet als Blattstellungslehre, wonach die Blätter um den Stengel in einer Spirale geordnet sind. Goethe hält die Spiraltendenz (im Gegensatz zur

Vertikaltendenz) für das eigentliche Lebensprinzip der Pflanze. II, *39—*42. 176—178. 270. 311. 370.

Massinger, Philipp, englischer Dramatiker (1583—1640) I, *98.

Massot, Maler II, *363.

Mathematik, „erste aller Wissenschaften, in welcher alles Gewisheit und Wahrheit ist“ (zu Luden); aber „es ist lächerlich, durch Mathematik die übrigen Erkenntnisarten zu kompensieren“ (zu Riemer) I, 284 f. II, 360.

Matthisson, Friedrich von (1761—1831), den Goethe nicht in dem Maße bewunderte wie Schiller; sie trafen noch im Alter zusammen I, 329.

Magimen, falsche II, 262.

Magimen, höhere II, *299.

Medaillen waren ein beliebter Sammlungsgegenstand, weil sie mit wenigen Kosten die Möglichkeit boten, Originale bedeutender Künstler in seinen Besitz zu bringen I, *86. II, *362; vgl. Goethes Sammlungen.

Medem, Graf und Gräfin II, *46 f.

Medizinisches Studium I, 112.

Medwin, Thomas, Herausgeber der Unterhaltungen mit Byron I, *187. 270.

Meer, die Produktivität fördernd II, 15. *16.

Menander, griech. Lustspielsdichter, von dem außer größeren Fragmenten die Nachbildungen seiner Stücke durch Plautus bekannt waren. Erst neuerdings haben

sich größere Reste gefunden I, 244 f. 355. 358. *469.
 Mendelssohn-Bartholdy, J., II, *306. *433.
 Mengs, Raphael, (1728—1779) Maler und Kunsttheoretiker, Eklektiker, verfolgt das strenge Ideal der schönen Formen. Eckermann liest seine Schriften I, *25.
 Menschenkenntnis II, 90.
 Mentale Poesie, II, 138.
 Menzel, Wolfgang, Schriftsteller, Gegner Goethes II, 319. *433.
 Merck, Johann Heinrich, Schriftsteller, der „mephistophelische Freund“ Goethes I, 163. II, 84. 94 f. 111. 309 f. 312 f. *433.
 Mérimée, Prosper, (1803—1870), französischer Romantiker I, 317. *386. 388. *391. *473. II, *145. 190. 196. *430.
 Sein erstes Werk: Théâtre de Clara Gazul, comédienne espagnole, angeblich spanische Stücke, erschien 1825 und findet sich in Goethes Bibliothek mit einer handschriftlichen Widmung Mérimées I, 317. 388. *472. II, 266.
 Gedichtsammlung „La Guzla“, 1827, angeblich serbische Gesänge II, *196 f.
 Merkel, Carl, Gegner Goethes II, *368. *435.
 Messina, 1783 durch Erdbeben zerstört I, 81—83. II, 113.
 Metaphysik I, 119 f. 340 f.
 Metastasio, Pietro (1698—1782), „Issipile“ I, *203.
 Meteorologie I, 130 f. 170. 223. 366—368. 448. II, 91. 128.

Mexikanischer Meerbusen I, 343 f.
 Meyer, Ernst Friedrich Heinrich, Professor in Königsberg, naturwissenschaftlicher Anhänger Goethes I, 340.
 Meyer, Johann Heinrich, Hofrat, Freund Goethes, Kunsthistoriker (1760—1832) I, *61. *63. *76. 114. *219 f. *464. II, *315. 332. *124 f. *150—*153. *349. *351. *353. 355. *360. *464.
 — Porträt Goethes I, *131. *466.
 — „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen“ 1824—1836 I, 342. *472. II, 362.
 Meyer, Oberamtmann in Winsen an der Luhe I, *18.
 Meyer, Friedrich Adolf Karl (1805—1889), aus Westfalen, in seiner Jugend dichterisch tätig I, *109.
 Meyerbeer, Giacomo, (1791—1864), Schüler Selters, hielt sich 1815—1825 in Italien auf und eignete sich dort den Opernstil Rossinis an I, 323. II, 87.
 Michelangelo II, *152.
 — Moses II, 400 f.
 Milton, John, englischer Dichter (1608—1674) II, 178. *429.
 Mineralogie I, 339. II, 54. 91. 279.
 Minorität II, 88.
 Mirabeau, Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf v. (1749—1791), überwand namentlich in seinem Privatleben die unglaublichsten Hindernisse II, 416—419.
 Mohammedaner I, 370—372. II, 260.
 Molière, Jean Baptiste Poquelin (1622—1673) I, 245 f. 264 f. 353—356. 387.

Molière, *Tartuffe* I, 227. 272. 355.
 — *Der Geizige* I, 245. 264.
 — *Der Arzt wider Willen* I, 264.
 — *Der eingeblendete Kranke* I, 354.
 — *Die gelehrten Frauen* I 355.
 — *Der Misanthrop* I, 355. II, 202.
 Moltke, Jakob, Weimarer Sänger
 und Schauspieler I, *209.
 Monarchie I, 116.
 Montblanc I, 98. II, *272.
 Monte Rosa I, 98. 110. II, *272.
 Montesquieu, Charles de Secon-
 dat, französischer Schriftsteller
 (1689—1755) II, *240.
 Moore, Thomas, englischer Dichter
 (1779—1852), I, 168.
 Moral in der Poesie I, 114 f.
 — ihre Entstehung I, 360 f.
 Moralische Tendenzen in der Kunst
 I, 354 f. 362. II, 396 f.
 — *Moralischer Willen* II, 127.
 — *Moralische Grundtatsachen* II,
 404—406.
 „Morgenblatt für gebildete
 Stände“, im Cotta'schen Ver-
 lag in Stuttgart, brachte auch
 verschiedene (meist anonyme)
 Artikel von Goethe I, 167. 176.
 Moses s. *Bibelkritik*.
 Mosheim, Johann Lorenz von,
 Theologe (1694—1755) II, *353.
 Motive s. *Dichtung*.
 Motivierung im Drama I, 185.
 Mozart, Wolfgang Amadeus,
 dessen Kompositionen Goethe
 am besten von der zeitgenössischen
 Musik zu würdigen wußte II,
 6. 16. *51. 87. 158. 178 f.
 *223. 264. 341.
 — „*Bauberflöte*“, die Goethe fort-
 zusetzen versuchte I, 134. *141.
 *209. 198. 323. II, 358.

Mozart, „*Don Juan*“ I, *209,
 II, 87. *219. 329.
 — *Brief* I, 280. *470.
 Mucius Scävola I, 253.
 Mühlhausen I, *433.
 Müller, Friedrich von (1779—
 1849), Diplomat, seit 1815
 Kanzler des Großherzogtums
 Weimar, fast täglich im Um-
 gang mit Goethe, worüber er
 Aufzeichnungen hinterlassen hat.
 Seine Schriften, Reden und
 Gedichte über Goethe gehören
 zu den besten Würdigungen
 desselben als Mensch und
 Dichter I, 77. *83 f. *141.
 *168. *301 f. *307. 400. *402.
 *407—*411. *419. *436. II,
 133. 161. *235. *350. *360.
 — „*Zum ruhmwürdigen Anden-
 ken Sr. Kgl. Hoheit Carl
 Augusts, Großherzogs von
 Sachsen = Weimar = Eisenach.*“
 Sonderabdruck aus der Jena-
 ischen Allgem. Literaturzeitung
 1828 II, 56—60. *424.
 Müller, Benzel, Komponist des
 zweiaktigen Singspiels „*Das
 neue Sonntagskind*“, in Weimar
 in der Bearbeitung von Vul-
 pius seit 1796 gespielt I, 134,
 und der zweiaktigen Oper „*Die
 Schwestern von Prag*“, seit
 1811 in Weimar gegeben I,
 *81.
 Müller, Wilhelm, (1794—1827),
 der Dichter der „*Müllerlieder*“
 und der „*Lieder der Griechen*“
 I, *424. *475.
 Müllner, A., *Die Schuld, Schick-
 salstragödie* I, *33 f.
 Münster, Graf, hannoverscher

- Staatsmann (1766—1839) II, *151.
- Musäus s. Carlyle.
- Musen Almanache I, *167. II, 358.
- Musik I, 77. 154. Vgl. Tänze.
- Neueste Komponisten I, 294 f.
- Vgl. Dur und Moll, Talente.
- Musik, ausgeführt durch Frauen I, 76.
- Norons Kuh, altgriechisches Bildwerk in Erz, von Goethe vor dem in einem besonderen Aufsatz behandelt II, 325.
- Nachahmung in der Kunst I, 73. 111. 215. II, 144.
- Prinzip derselben I, 245. 247.
- Napoleon I., empfing Goethe 1808 in Erfurt und sah ihn wenige Tage später in Weimar bei Hof- festlichkeiten wieder I, 116. 128. 136. 146. *213. 267. 290. 292. 302 f. 363. 391. *401. *421 f. *475. II, 4—9. 6. 16. *21. 108. 119. 125—128. 133. 158. 181 f. 192. 198. *212. 264. 286. 304. 342. 354. 363. 372 f. 396.
- Napoleons Gespräch mit Goethe I, 100. *466. II, *428.
- Nationale Entwicklung I, 106.
- Nationalhaß II, 202 f.
- Natur, organische, s. Organische.
- Natur, Verhältnis des Künstlers zu ihr I, 381. II, 55. Vgl. Realismus, Schönheit, Freie Natur.
- Naturforscher bei Goethe II, *30. *39; vgl. die einzelnen Namen.
- Naturforscherversammlung in Berlin, die durch Alexander v. Humboldt zusammengebracht worden war und in ihrer ersten Sitzung dem Goetheschen Genius huldigte II, *30. 86.
- Naturforscherversammlung in Heidelberg 1829; Bemerkung über solche Veranstaltungen überhaupt II, 177.
- Naturforschung (Gefahren derselben) I, 218.
- Nutzen I, 461. II, 90 f. 281. 334. 412.
- Sieg der synthetischen Methode II, 91. 402.
- Naturforschung und Offenbarung II, 40—42.
- in der Gegenwart II, 73.
- Schwierigkeiten II, 280. 414.
- sprachliche Begriffe II, 327—380. S. Phantasie, Zweckbegriff.
- Naturnotwendigkeit und -gesetze I, 170. 224. 247. 256 f. 264. 432. 458 f. II, 324 f.; vgl. Einfachheit, Entelechie, Fortschritt, Ökonomie.
- Neapel I, 262. Vgl. Vulcinell.
- Nees von Esenbeck, Christian Gottfried, Botaniker und Naturphilosoph (1776—1858), 1819—1831 Professor in Bonn I, 169.
- Neptunismus s. Geologie, Werner.
- Nerval, Gérard de, französischer Dichter der romantischen Schule (1808—1855), übersetzte 1828 den „Faust“ und 1830 Gedichte Goethes, Schillers, Uhlands u. a. als „Poésies allemandes“ II, 168 f. *429.
- Neuere Dichtung I, 90 f. 165. 214 f. 252—255. 326 f. 406. II, 34—36. *59. 154.
- Ihre Dramen I, 265 f. 305.
- Ihre Tragödien I, 67 f. 264. II, 117.

Ihre Lyrik I, 90.
 Ihre Romane II, *358 f.
 Neuere Kunst II, 262 f.
 Ihre Schwächen I, 76. II, 87.
 109. 306 f.
 Unterstützung bedürftiger Talente durch Berufung nach Weimar II, 408 f. Vgl. Egoistische Tendenz, Klassisch und romantisch.
 Neues Testament s. Bibelkritik.
 „Das neue Sonntagskind“ s. Müller, Wenzel.
 Neureuther, Eugen Napoleon, (1806—1882). 1829—1830 begründete er seinen Ruf durch die vier Hefte „Randzeichnungen zu Goethes Balladen und Romanzen“, Goethe selbst gewidmet, der die eingesandten Originale wohlwollend aufgenommen hatte I, 318. Vgl. Goethe, Balladen, Legende vom Hufeisen.
 Nema, Fluß in Rußland I, *170.
 Newton, Isaak, Begründer der neueren mathematischen Physik und der physischen Astronomie, veröffentlichte 1704: „Optics, or a treatise of the reflections, refractions, inflections and colours of light“, worin er die Farben durch die Zerstreuung des weißen Lichts mittels des Prismas entstanden sein ließ. Er selbst stellte seine andere Leistung, die Entdeckung des Gravitationsgesetzes, höher. Siehe Goethe, Farbenlehre I, 146. *221. 284. 337. II, 72. *237. 320. 367.
 Nibelungenlied, zuerst 1782 und vor allem von v. d. Hagen 1820

und Zachmann 1826 veröffentlicht, hat Goethe nie dichterisch erwärmen können I, *94. 329. II, 109.
 Nicolai, C. F., der Berliner Aufklärer I, *468. (?) s. Reichardt.
 Niebuhr, Barthold Georg (1776—1831), Begründer der kritischen Geschichtswissenschaft, hielt 1810—1812 an der neuerrichteten Berliner Universität Vorlesungen, die dann zu seiner „Römischen Geschichte“ 1811—1832 verarbeitet wurden I, 253. 337 f., *469. II, 307. *433.
 Niederländische Malerei, für die Goethe bei seiner Dresdner Reise als Student von Leipzig aus Interesse gewann I, *21. 379. II, 121. 162. 185.
 Noeggerath, Oberberggrat aus Bonn II, *54.
 Nohra, Dorf westlich von Weimar, I, *236.
 Nonnenwerth, Insel im Rhein II, *144.
 Nonnus von Panopolis I, 145. *466.
 Norddeutsche I, 147. Vgl. Kaufleute.
 Nordheim II, 243. *246.
 Novelle (Definition) I, 324.
 Oberon s. Branitzky u. Wieland.
 Oberweimar, Dorf südöstlich von Weimar an der Straße nach Belvedere I, *93. *144. *203.
 Ocker II, 362 f.
 Odysseus I, 242.
 Öffentliche Meinung I, 223 f.
 Oken, Lorenz (1779—1851), Naturforscher und Naturphilosoph, bis 1827 in Jena II, 6. 403.

Ökonomie im Haushalt der Natur II, 40f.
 Oldenburg, Prinzen von II, *43.
 Oels, Karl Ludwig, Weimarer Schauspieler I, 199. II, *131.
 Oper und Drama I, 218f. II, 39—42. 43f.
 Opposition I, 409—411.
 Organische und unorganische Natur II, 279.
 Orientalische Vorbilder für die Dichtung I, 109.
 Originalität I, 246. II, 71. 149. 417—419.
 Ornithologie s. Vogelkunde.
 Ostade, Adrian van (1610—1685) II, 81. *121.
 Österreich I, 147.
 Ostindien I, 343.
 Ottaverime s. Verse.
 Ozean, Stiller I, 343f.
 Pädagogik I, 370—372.
 Paganini, Nicolo, Geigenvirtuos (1782—1840) II, 287.
 Panama, Landenge von, wo Bolivar 1829 zum ersten Male seit der Zeit Philipps II. auf die Bitte Alexander von Humboldts Vermessungen anstellen ließ I, 343.
 Panckoucke, Buchhändlersfamilie in Paris I, 303.
 Papageien I, 407.
 Papiergeld. Goethes Urtheile, wie auch die Szene im 2. Teil des Faust, sind von der Erinnerung an die berichtigte Zettelbank des Schotten John Law und die traurigen Folgen der französischen Assignatenwirtschaft in Deutschland eingegeben II, 165f. 383.
 Papstwahl (Pius VIII.) II, 145.

Paris und Pariser I, 387f. 389. II, *21. 113. 133. 199. *356.
 Als Theaterstadt I, 286.
 Beziehungen zu Weimar I, 302.
 Parisius, Superintendent I, *19.
 Parry, The last days of Lord Byron 1828 I, 251.
 Parthenon-Fries, war mit anderen Skulpturen von Lord Elgins nach London entführt worden II, 55.
 Partikularismus in Deutschland I, 386f. II, 38.
 Pathologisches in dichterischen Leistungen II, 117.
 Im Werther I, 100.
 Pathologisches bei Schiller I, 316.
 Patriotische Poesie s. politische Lyrik.
 Paul, Jean I, *49. II, 314. *433.
 „Wahrheit aus meinem Leben“, 1826—1831 II, 314. *433.
 Pedanterie II, 376.
 Peel, Robert, engl. Staatsmann der Tory-Partei und bedeutender Kunstsammler (1788—1850) II, *124. *151.
 Pefuniärer Aufwand in geistigen Dingen II, 89f.
 Perücken II 205 (gemeint sind, wie die Handschrift breiter und wisploser ausführt, Professorenbilder).
 Persönlichkeit des Künstlers als Grundelement künstlerischer Tüchtigkeit II, 55f. 118. 263f.; vgl. Charakter.
 Pessimismus II, 20—26.
 — in der Poesie I, 424.
 Peter der Große II, 6. 148. 290.
 Petersburg I, *170. *266. 366. II, 148f.
 Peucer, Heinrich Karl Friedrich

(1779—1849), Weimarer Beamter und Schriftsteller II, *350.
 Pfauenzucht I, 132.
 Pfister, Johann Christian, Verfasser einer „Geschichte der Deutschen“ II, 291. *432.
 Pflanzenwelt eines Landes von Einfluß auf die Bewohner II, 110.
 Phantastie, ihre Freiheit I, 407.
 — in der Naturforschung II, 177 f.
 Vgl. Hypothesen, Forschung.
 Phidias, griech. Bildhauer I, 243. 282. II, 6.
 Phigalischer Fries, um 420 entstanden, Amazonen- u. Gigantenkämpfe darstellend, seit 1811 im Britischen Museum II, 54 f.
 Philoktete. Der Philoktetestoff wurde von allen drei großen griechischen Tragikern behandelt. Nur das Werk des Sophokles ist auf uns gekommen. Über die beiden anderen haben wir Nachrichten durch eine Rede des Chrysostomos I, 331 f. II, 263 f.
 Philosophie I, 345—350, II, 80 f. 92 f. 154—156.; vgl. indische Philosophie und die einzelnen Unterabteilungen: Dialektik, Imperativ usw.
 — und Dichtung I, 84. 418 f.
 Physiognomik II, 92; vgl. Lavater, Goethe.
 Pietismus I, *398.
 Pinfie, Sir John Hope v. I, *420.
 Platen, August Graf von (1796—1835), persönlich mit Goethe, den er hoch verehrte, nur flüchtig bekannt. „Lyrische Blätter“, 1821; „Ghaselen“ 1821 mit einem Epilog an Goethe, bereits 1822 von Goethe in

„Kunst und Altertum“ gelegentlich als „wohlgefühlte, geistreiche, dem Orient vollkommen gemäße, sinnige Gedichte“ erwähnt, doch nach 1823 nicht ausführlich besprochen I, 260 f. II, *430. 257 f
 Platen, Ghaselen I, 89 f. *465. II, 202. 257 f.
 — „Romantischer Ödipus“ II, 258. *430.
 — Dramen („Der gläserne Pantoffel“, „Der Schatz des Rhampsinis“, „Berengar“, „Treue um Treue“ I, *132. 135.
 Plato II, 72. *298.
 — Dialoge I, 317.
 Plutarch, griechischer Historiker I, *163. 251. II, 170.
 Pogwisch, Frau Henriette von, Mutter Ottiliens von Goethe I, *140. II, 363 f.
 Pogwisch, Ulrike von, Schwester Ottiliens von Goethe und viel im Goetheschen Hause I, *63 f. *92. *94. *201. *229. *398. *464. II, *28.
 Polarisation des Lichts II, *349.
 Polemik in der Poesie II, 257 f.
 Politik.
 — Aussichten 1824 I, 117.
 — Pragis I, 117. II, 9. 269 f. 271. 343 f. 391—394.
 — Politische Lyrik I, 391. II, 198 f. 319. 342—344.
 — Beteiligung der Jugend II, 304 f.
 — Vgl. Goethes Polit. Überzeugung, Willkür, Bildung.
 Polizei II, 23 f.
 Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi, von Goethe 1804 und 1805 in Extrabeilagen der

· Jenaischen Allg. Literaturzeitung
 besprochen I, 437.
 Pope, Alexander, engl. Dichter
 (1688—1744) I, 192.
 Popularität I, 65. 231. II, 51 f.
 88. 114 f.; vgl. Publikum.
 Portugal I, 290. II, 155.
 Poussin, Nicolas (1594—1665);
 (über ihn vgl. Claude Lorrain)
 I, 248. 381. II, 292. 334.
 Poussins Schule I, 111.
 Praktische Seite des Studiums
 111 f.
 Preller, Friedrich, Maler (1804—
 1878), empfing den ersten Unter-
 richt auf der Weimarer Zeichen-
 schule unter H. Meyer, besuchte
 auf Goethes Empfehlung seit
 1824 als Pensionär des Groß-
 herzogs Carl August die Kunst-
 akademie in Antwerpen und
 hielt sich seit 1826 (es ist also
 statt 5. Juni 1825 einzustellen
 1826) mit der gleichen Unter-
 stützung in Mailand, seit 1828
 in Rom auf I, 247. 251.
 Preßgesetz, in Deutschland infolge
 der Karlsbader Konferenz durch
 Bundesbeschluß vom 20. Sep-
 tember 1819 erlassen und in Weimar
 bei dem Streit um Oken's „Iffis“
 angewandt; in Frankreich unter
 den Bourbonen verschärft I,
 409—411. *474. II, 310.
 Preußen nach der Zeit Friedrichs II.
 I, 116.
 Preussische Tresorscheine (vgl.
 Papiergeld) I, *166.
 Problematische Naturen II, 148 f.
 Produktivität II, 5—15. 257.
 Properz II, 209. *430.

Prosadichtung, ihre Vorteile und
 Schwierigkeiten I, 326 f.
 Protektion junger Talente II, 403.
 Provinzialismen der Schauspieler
 (Damit beschäftigen sich die ersten
 Paragraphen von Goethes
 „Regeln für Schauspieler“)
 I, 147—150. 211.
 Publikum (vgl. Dichtung und Wahr-
 heit, Anfang des XII. Buches)
 I, 62. 80. 102—106. 107 f. 115.
 118. 134. 197. 247. 251. 257.
 258. 262. 286. 290 f. 306 f.
 336—341. 359. II, 51 f. 70 f.
 103. 201 f. 300. 333. 358;
 vgl. Gegner, Schotten.
 — Junge Mädchen im Theater
 I, 265.
 — Schwierigkeit des Lesens II,
 374.
 Pulcinell, bei den neapolitanischen
 Volksfesten die lustige Person
 II, 382 f.
 Putiattin, Fürst I, 306. *471.
 Puzsucht der Frauen I, 302.
 Quellenuntersuchungen I, 180 f.
 Quietismus II, 93.
 Rabelais, François, französischer
 Satiriker (1483—1553) II, 407.
 Racine, Jean, französischer Dra-
 matiker (1639—1699) I, 136.
 Radikalismus II, 391—397.
 Rafael Santi I, 101 f. 216. 293 f.
 II, 6. 16. *51. 134. 149. *152.
 158. 341. *423.
 Ramberg, Johann Heinrich, Maler
 (1763—1840), beliebter Illu-
 strator, besonders Wielandscher
 Werke I, 126 f. (Anekdoten).
 — Verhältnis zu Eckermann I,
 *23 f.

Ramberg, kleine Kupfer I, *22.
 — Schüler Rambergs I, *25 f.
 Rapp, Général, Memoires, écrits par lui-même, et publiés par sa famille. Paris 1823, deutsch von Fr. Dörne 1824 II, *264.
 Ratgeben II, 260.
 Rauch, Christian Daniel (1777—1857), Goethestatue für Frankfurt, deren Aufstellung man 1826 beschlossen hatte I, *5. *111. *466.
 Raupach, Ernst Benjamin Salomon, dessen technisch geschickte, aber dichterisch minderwertige Dramen namentlich in Berlin, aber auch in Weimar den Spielplan beherrschten. Verfasser eines Hohenstaufen-Joklus I, *436. Die Erdennacht, dramatisches Gedicht in fünf Abteilungen 1820 I, 66 f.
 Reaktionäre Tendenzen II, 60 f.
 Realismus.
 Wirklicher Anlaß zu Gedichten I, 54 f. 262. 292. II, 130. 202 f. 265.
 Erlebtes in der Dichtung II, 185.
 Idee im Gegensatz zur Auffassung des Individuellen, Besonderen und Erlebten I, 72 f. 354 f. II, 56. 82. 106 f. 138.
 Realitäten I, 94. 326 f. II, 107.
 Grenzen des Realismus I, 380—383. 406. II, 136 f. 149. 185. 310 f.
 Vgl. Empirie, Gegenstände, Gegenständlichkeit, Gegenwart, Gelegenheitsdichtung u. s. w.
 Recke, Elise von der (1754—1833), die bekannte Freundin Tieckes I, *466. II, 412—414.

Reflexion in der Poesie I, 85.
 Reformationen I, 106. Reformation Luthers s. diesen.
 Regenbogen II, *335.
 Regeneration II, 25.
 Regieren I, 117. II, 9. 269.
 Rehbein, Wilhelm, Hofrat, Arzt in Weimar I, *83. *90. *140. *175. *176. *179. II, *349. 353 f.
 Rehberg, August Wilhelm in Hannover I, 156.
 Reichardt, Johann Friedr., Komponist und Schriftsteller (1752—1814), komponierte die Goetheschen Singspiele „Claudine von Villa Bella“ (1789), „Erwin und Elmire“ und „Fery und Bäteln“ (1790). Goethe bevorzugte jahrelang seine Kompositionen seiner Lieder I, *468. (?) II, 131 f.; vgl. Nicolai.
 Reimkunst II, 256 f.
 Reinhard, Franz Volkmar, Oberhofprediger in Dresden (1753—1812) I, 136.
 Reinhard, Graf Karl Friedrich (1761—1837), französischer Diplomat, bis 1829 Gesandter beim deutschen Bundestag in Frankfurt, bis 1832 in Dresden, mit Goethe in menschlichem und naturwissenschaftlichem Gedankenaustausch I, *60. 156. 330. — sein Sohn, französischer Gesandter in Weimar II, 144 f.
 Reinhardt, E. G., Hofbaudepotverwalter in Berlin I, *474.
 Rein-Menschliches II, 44, vgl. Moral.
 Reisen I, 110; vgl. Goethe auf Reisen.

Religion I, 95. 103. 106. 341.
 398 f. 460. II, 12. 60 f. 80 f.
 90 f. 103. 154 - 156. 207 f.
 275. 283 f. 290 f. 324 f. 336—
 342; vgl. Mohammedaner, En-
 telechie, Absonderungen, An-
 thropomorphismus, Dämonen.
 — Verhältnis zur Kunst I, 144 f.
 II, 307 f.
 Religionslehren in England I, 370.
 Religiöse Stoffe auf der Bühne
 II, 39—42.
 — in der Kunst II, 207 f.
 Rembrandt (1606—1669). Goethe
 schrieb nach 1830 seinen Aufsatz
 „Rembrandt der Denker“ II, 330.
 — Jesus im Tempel I, 402. (?)
 Reni, Guido, italienischer Maler
 (1575—1642), sein Schüler war
 Cantarini II, 150.
 Repertoire s. Theater.
 Reutern, Gerhard Baron von, hatte
 an Goethe eine Sammlung von
 elf für die Öffentlichkeit be-
 stimmten radierten Blättern,
 meist Stillleben, eine kleine An-
 sicht von Kassel und die Ruine
 einer Kirche bei Bacharach (be-
 schrieben bei Andreas Andresen,
 „Die deutschen Maler-Radierer
 des 19. Jahrhunderts.“, Leipzig
 1869, III 2, S. 222—229),
 sowie vier seiner Aquarellbilder
 zur Ansicht gesandt. Goethe
 sandte sie am 3. Juni 1829 mit
 einem überaus anerkennenden
 ausführlichen Brief zurück. In
 Goethes Sammlungen finden
 sich z. B. von seiner Hand nur
 Kupferstiche und eine getuschte
 Federzeichnung „Waldpartie“
 vor II, *86.

Reutern, Bauernszene II, 316. *426.
 — Rahmen mit Goethes Hand-
 schrift II, 316 f. *433.
 Revolution, französische I, 104—
 106. 116. 128. 292. II, 266.
 — von 1830 II, 186. *229 f.
 304. 388 401 f.
 Revolutionen überhaupt I, 105.
 Revolutionäre Bestrebungen in
 Deutschland I, 105. II, 194 f.
 Rheinreise Augusts von Goethe I,
 *109 f.
 Rheinreise Eckermanns s. d.
 Rhein-Donau-Kanal I, 128. 344.
 Rhone II, *298—*240.
 Rhythmus II, 122.
 Richardson, Samuel, englischer
 Romanschriftsteller (1689—
 1761) I, 327.
 Richter, Jean Paul Friedrich,
 s. Paul.
 Riemer, Friedrich Wilhelm (1774
 —1845), 1803—1812 als Haus-
 lehrer in Goethes Haus, 1812
 Gymnasialprofessor, 1814 Bi-
 bliothekar in Weimar, veröffent-
 lichte Erinnerungen an Goethe
 und gab die nachgelassenen
 Werke mit heraus I, *61. *63.
 *140. 151. *152. *170. *179.
 *181. *184. 400. II, 180.
 *235. *351. *356. *360. *390.
 *393. *429.
 — Seine Gedichte I, *179.
 — Prolog zum „Tasso“ bei Goe-
 thes Genesung 1823 II, *356 f.
 Riepenhausen, Gebrüder, Franz
 und Johannes (1786—1831)
 und (1789—1860), schufen
 Kreidezeichnungen zum „Faust“.
 1805 hatten sie Rekonstruktio-
 nen der Bilder Polygnots in der

Lesche zu Delphi mit Erläuterungen veröffentlicht, waren aber von Meyer und Goethe hart angegriffen worden, der ihre Versuche befaßt mit dem „Klosterbruderisierenden, sternbaldisierenden Unwesen“ fand I, *437. *475.

Rochusfest zu Bingen, das Goethe mit Zelter bei dem gemeinsamen Aufenthalt in Wiesbaden 1814 besucht und 1818 beschrieben hatte I, *94.

Röhr, Johann Friedrich, Oberhofprediger und Generalsuperintendent in Weimar (1777—1848), der nachher Goethes Leichenrede hielt I, *141. 294.

— „Historisch-geographische Beschreibung des jüdischen Landes zur Zeit Jesu.“ Zuerst 1816, siebente Auflage 1831 II, 261. *431.

Rollenbesetzung s. Theater.

Rom I, 262. II, 132. 143. 151 f. *307.

Roman I, 183; vgl. Neuere Dichtung.

— chinesischer I, 327—329. *472.

Romano, Giulio II, 149 f.

Romantisch vgl. Klassisch.

Römische und griechische Geschichte I, 163 f.

Roos, Johann Heinrich, Tiermaler (1631—1685), lebte in Frankfurt a. M., malte italienische Landschaften mit Hirten und Tieren. Goethe besaß von ihm Radierungen und Handzeichnungen I, 122 f. 126.

Rossini (1792—1868) letzter Vertreter der italienischen melodischen Oper und Mitschöpfer

der großen Oper II, *223. *277.

„Moses in Ägypten“ 1818, 1827 umgearbeitet für Paris II, 39—42. 43 f.

Rossini „Conte Ory“ II, *220—*224.

— „Barbier von Sevilla“ (1816) II, *241.

Rothschild, Bankhaus in Frankfurt, Wien, Paris, London und Neapel. Der Gründer Mayer Anselm R. war 1812 gestorben II, 56. 144.

Rousseau, Jean, Jacques (1712—1778) I, 170, II, 202. *240.

Royalismus I, 117 f.

Rubens, Peter Paul (1577—1640) I, 369.

Landschaften: Goethe besaß Stiche der meisten, vor allem der sogenannten kleinen Landschaften II, *263.

Aus den „Kleinen Landschaften“: Die Landschaft mit der untergehenden Sonne (Stich von C. v. Bolzwert) I, 369. 379—381.

Rückert, Friedrich (1788—1866), hatte bisher vor allem veröffentlicht: „Kranz der Zeit“ 1817; die politische Komödie „Napoleon“ 1816 u. 1818; „Östliche Rosen, 3 Leses“ 1822, im gleichen Jahre von Goethe in „Kunst und Altertum“, namentlich für die musikalische Komposition, lebhaft empfohlen I, 80. *431. II, 200.

Ruhm II, 118 f.

Russen, Besuch zweier, bei Goethe II, 399 f.

Russisch-türkischer Krieg; vgl. Türken.

Musbael, Jakob v., niederländischer Landschaftsmaler (1628—1682). Goethe besaß vor allem eigenhändige Radierungen von ihm I, 144.

Studien von R. zu einem Kirchhof, wohl das Blatt „Einige Grabdenkmäler. Kl. qu. Fol. Rotsteinzeichnung, Contradrucl“ II, *185. *429.

Sachsen I, 147.

Saint-Aignan, Baron, französischer Gesandter am weimarischen Hof I, *302. *471.

Sainte-Beuve, Charles Augustin, französischer Kritiker u. Dichter (1804—1869), Glied von Victor Hugos Cénacle und Mitarbeiter des „Globe“ II, *192.

Saint-Hilaire s. Geoffroy.

Saint-Pierre, Bernadin de, französischer Dichter (1737—1814), Hauptvertreter Rousseauischer Ideen, ‚Paul et Virginie‘ (1787) und ‚La Chaumière indienne‘ (1790) II, *240.

Saint-Simon, Claude Henri, Graf (1760—1825), Gründer der ersten sozialistischen Schule; der eigentliche St. Simonismus erlebte seine Blüte nach seinem Tode durch Enfantin u. a. II, 404—406.

Saint-Simon, Louis, duc de (1675—1755), Verfasser der bedeutenden, für die Geschichte Frankreichs und des französischen Hofes wichtigen „Mémoires“ II, 387 ff. *436.

Salvandy, Narcisse Achille, Graf de, Staatsmann und Publizist (1795—1856) II, *145.

Salz, Nachforschungen danach II, 352.

Sand, Mörder Rosebues II, 266.

San Quirico, Mailänder Dekorationsmaler II, *220 f.

Saussure, B. de, Genfer Naturforscher (1740—1799), bestieg 1787 als einer der ersten den Gipfel des Montblanc II, *97.

Savigny, Friedrich Karl von (1799—1861), Jurist. Haupt der historischen Rechtsschule; 1815—1831 „Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter.“ II, 123.

Savigny, Frau von I, *63. *464.

Scafe, John, Verfasser des geologischen Gedichtes King Coals Levee I, *467.

„Schachmaschine“, vgl. Beck.

Schauspielkunst s. Bildung.

Schellhorn, Franz Wilhelm, weim. Rat I, *169.

Schelling, Friedrich Wilhelm, Naturphilosoph, während seines Aufenthaltes in Jena auf Goethe anregend und auch später mit ihm gelegentlich in Verbindung I, *132.

„Über die Gottheiten von Samothrake“ II, *269. 276. *431.

„Rede an die Studierenden der Ludwig-Maximilians-Universität, in der Aula Academia am Abend des 29. Dez. 1830 gehalten.“ II, 275 f. *432.

Schicksal II, 4. 342.

Tragische Schicksalsidee I, *33. II, 342.

Schicksalstragödie vgl. die einzelnen Dichter.

Schiller, Friedrich von, I, 84 f. *93.

134 f. 138. 140. 182. 184—
 186. 195. 198. 199. 245. 246.
 274. 311 f. 313—316. 359. 365.
 373 f. 418 f. 435. 440 f. 448 f.
 *468. *471. *472. II, 33. 96. 106
 —108. 184. 191. 193. 265 f. *315.
 324. 381. 390. 421 f. *425. *433.
 Schiller, Jugendwerke I, 388.
 — Räuber I, 185. 305—307.
 II, 162.
 — Fiesko I, 305—307.
 — Don Carlos II, *315.
 — Wallenstein I, 84 f. 120. 272.
 311 f. 419. *449.
 — Wallensteins Lager f. Goethe.
 — Tell I, 185. *313. 394. *474.
 II, 139. 299.
 — Bearbeitung von Goethes
 Egmont II, 95.
 — Plan einer Fortsetzung von
 Ifflands „Hagelstößen“ I, 135.
 — Über naive und sentimentalische
 Dichtung I, 84. II, 211.
 — Nadowessische Totenklage II,
 106 f.
 — Briefwechsel mit Humboldt
 I, 84.
 — Briefwechsel mit Goethe I,
 138. 182. 186. II, 106.
 — Horen I, 167. 182. II, 193.
 — Gespräche II, 32 f.
 — Musenalmanach I, 167. II, 216.
 — Sein Aristokratismus I, 104 f.
 — Naturdarstellung in seiner Dich-
 tung I, 313.
 — Einwirkung auf Eckermanns
 Lyrik I, *28.
 — oder Goethe größer? I, 247.
 Schinkel, Karl Friedrich, Architekt
 und Maler (1781—1841); er
 ließ zusammen mit Berger er-
 scheinen: „Sammlung architek-

tonischer Entwürfe, enthaltend
 teils Werke, welche ausgeführt
 sind, teils Gegenstände, deren
 Ausführung beabsichtigt wurde.“
 19 Hefte. 1820—1832. II, *113.
 Schlacht von Leipzig I, 164.
 Schlacht von Waterloo I, *22. 164.
 Schlegel, Brüder, wurden durch
 die Gründung des „Athenäum“
 1797 die anerkannten Führer
 der romantischen Schule I, 49.
 136. 167. 246. *468. *472.
 II, 210.
 Schlegel, August Wilhelm, vor
 allem während seines Jenaer
 Aufenthalts, aber auch später
 mit Goethe in lebhaftem Ver-
 kehr, doch durch seine extreme
 katholisierende Romantik viel-
 fach von ihm geschieden I, 254.
 355—357. 383 f. *469. *472.
 II, *315.
 „Vorlesungen über dramatische
 Kunst und Literatur“, 1809
 —1811, 2. Auflage, 1817
 I, 355—357. II, *431.
 Schlosser, Friedrich Christoph, Ver-
 fasser einer bedeutenden Welt-
 geschichte I, 413. *475.
 Schlosser, Joh. Friedr. Heinrich
 in Frankfurt (1780—1851),
 Neffe Johann Georgs und Sohn
 Hieronymus Peter Schlossers,
 der Jugendfreunde Goethes, auf
 den Goethe diese Freundschaft
 übertrug, eifriger Ultramontaner
 I, 156.
 Schlosser, Christian, Bruder des
 vorigen, in Frankfurt, gestorben
 1829 I, 156.
 Schmaling, Kriminalrat in Halber-
 stadt II, *252. *431.

Schmidt, Friedrich Christian, Regierungsrat in Weimar I, *63. II, *350.

Schmidt, Maria, Sängerin II, 131.

Schöne, R. Th. L., f. Goethe, Faust.

Schöne, Friedrich Gotthold, Philolog II, 257. *431.

Schönmann, Eili, vgl. „Dichtung und Wahrheit“ 4. Teil I, *158. II, 385—387.

Schöne Seele I, 362.

Schönheit, Definition I, 374—378.

— in der Natur I, 374—378.

— des Weibes I, 377 f.

Schopenhauer, Johanna, Mutter des Philosophen, Romanschriftstellerin (1766—1838); von 1806—1832 in Weimar, dem Goetheschen Hause freundschaftlich verbunden II, *144.

Schotten (über Goethe) II, 49; vgl. Bergschotten.

Schrdn, Ludwig, Naturforscher, Professor in Jena I, *448. II, *306.

Schubarth, Karl Ernst, „Zur Beurteilung Goethes, mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst“ war zuerst 1812 und 1820 in zweiter vermehrter Auflage, mit einem Brief Goethes an den Verfasser, erschienen I, 65. *92. II, 80 f. *425.

Schulen großer Meister in der bildenden Kunst II, 149 f.

Schulenburg, Friedrich Albrecht, Graf von (1772—1853), sächsischer Gesandter in Wien, seit 1828 als Konferenzminister I, *397.

Schüler vgl. Publikum.

Schulz, Christoph Ludwig Friedrich, Staatsrat in Berlin (1772—1853), Anhänger der Goetheschen Farbenlehre und mit ihm in Briefwechsel I, *60.

Schussblättern. Die Impfung wurde seit den Erfolgen E. Jenners (1799) eingeführt II, 271.

Schüze, Stephan, Hofrat in Weimar, Ästhetiker, Reiseschriftsteller, Epiker und Erzähler, Verfasser vieler Gedichte an und auf Goethe I, 427. II, *350.

— „Heitere Stunden“ in 3 Teilen 1821—23 I, 271.

Schwabe, Johann Friedrich Heinrich, Oberkonsistorialrat und Hofprediger in Weimar (1779—1834) II, 278 f. (Das zitierte Schulbuch wohl: „Lese- und Lehrbuch für den Bedarf der Volksschulen.“ 4. Aufl. 1828, 7. Aufl. 1831.)

Schwaben I, 147. II, 344.

Schwanefeld (Suanevelt), Hermann von, niederländischer Landschafts- und Genremaler (1600—1655). Goethe besaß viele eigenhändige Radierungen, die seine Malereien überragen, und zwei Handzeichnungen II, 334 f.

Schweizer, Christian Wilt., Geheimrat in Weimar I, 209.

Schweiz I, 98; vgl. Goethe.

Schwester, die, von Prag; f. Müller, Wenzel.

Scott, Walter (1771—1832 I, 168. 181. 419—428. *472. II, 42. 44—46. 49. 291. 294. Vgl. Goethe, Wilhelm Meister.

— Leben Napoleons (1827) I,

*421. *422. 423. II, 35—38.
372 f.
Scott, Übersetzung des „Edg“
(1799) I, *420.
— Ivanhoe (1820) II, 289. 294.
— Waverley (1814) I, 414. II, 46.
— Rob Roy II, 291.
— Fair Maid of Perth II, *35.
37. 44 ff.
— Brief an Goethe I, 419—423.
Seckendorf, Sigismund von, Kam-
merherr, tritt B. 69 ff. des Ge-
dichts „Itmenau“ auf II, 65. *424.
Ségur, Philippe Paul, Graf von,
Histoire de Russie et de
Pierre le Grand, Paris 1829
II, 148 f.
Seidel, Dorothea, Weimarer
Schauspielerin II, 83.
Seidel, Max Joseph, Weimarer
Schauspieler I, *193. II, 26 f.
Seidel, Philipp, Diener und Fak-
totum Goethes I, *268. *469.
Selbstbeschränkung I, 122. II, 318.
Selbstbewußtsein I, 102.
Selbsterkenntnis II, 141.
Sendung des außerordentlichen
Menschen II, 15 f.
Sensualismus II, 93.
Sentiment, Sentimentalität I,
415. II, 358 f.
Serbische Literatur I, 329. *468;
vgl. Jakob, Therese v.; Gerhard.
Sesenheim s. Goethe.
Shakespeare I, 96—99. 137. 168.
*180. 181. 188. 192. 197. 227.
258—260. 273. 331. 356.
383. 414. *468. II, 71. 139.
158. *191. 349.
— Hamlet I, 134. II, 13.
— Macbeth I, 259 f. 274 f. 382 f.
*473.

Shakespeare, Romeo und Julia
II, *100.
— Troilus und Cressida I, 260.
— Der Widerspenstigen Zähmung
I, *468.
— Römerdramen I, 331.
— Falstaff-Gestalt bei Sh. I, 188.
— Heitere Szenen in der Tragödie
I, 335.
— Bühnenverhältnisse I, 273.
— Nachahmung Shakespeares I,
111.
— Family-Shakespeare I, 115.
— Kupferwert I, 258.
— Erste Lektüre durch Eckermann
I, *29.
„Sichtbaren, die“, eine in Frank-
furt erschienene Zeitschrift I, *268.
Siebenjähriger Krieg I, 116.
„Sieben Mädchen in Uniform“
s. Ungely.
Sinnlichkeit der Kunst II, 82.
Sintflut I, 131.
Sittlichkeit vgl. Moral.
Situationen s. Dichtung; Tragisch.
Sirtinische Kapelle in Rom II,
*153.
Skeptizismus (vgl. Goethes Auf-
satz „Dogmatismus und Skep-
tizismus“ 1829) II, 93.
Skavenhandel II, 155.
Smollet, Tobias (1721—1771),
„Roderick Random“ I, 403.
Sokrates I, 357.
Solger, Karl Wilhelm Ferdinand
(1780—1819), der Ästhetiker
der Romantik I, 317—319.
— Übersetzung der Tragödien des
Sophokles 1808, in zweiter Auf-
lage 1824 I, 317 f. 319. 412.
— Nachgelassene Schriften und
Briefwechsel, herausgegeben von

Ludwig Tieck und Fr. v. Raumer
1826 I, 317—319.

Smmering, Samuel Thomas von,
Mediziner (1755—1830), seit
1820 in Frankfurt, mit Goethe
im Verkehr, der sich besonders
nach der Entdeckung des Zwi-
schenkiefers lebhaft um seine Zu-
stimmung beworben hatte II,
390. 403.

Sophokles I, 243 f. 286. 331 f.
344—357. 412.

— Ojas I, 348 f.

— Antigone I, 344. 348—351.
360 f. *473.

— Odiplus I, 344. 346. 352.

— Philoktet I, 331 f. 352.

— Trachinierinnen I, 348.

— Erste Lektüre durch den jungen
Eckermann I, *29.

— Die Übersetzung von Georg
Thudichum (1. Teil 1827) I,
412. *475.

Soret, Friedrich Jakob, Prinzen-
erzieher in Weimar, besorgte die
Übersetzung der „Metamorphose
der Pflanzen“ u. d. T. „Essai
sur la métamorphose des
plantes. Traduit par Frédéric
Soret, etsuivi de notes histori-
ques“ 1831. I, *11 f. *86. *321.
II, *86. 88. *183. *227. *230.
243. 245. *246 f. 249. 270.
280. 300. *315. 330—332. *434.

— Gespräche mit Goethe I, *12;
vgl. Einleitung.

Souffleur I, 360.

Spanisches Drama I, 285.

Spekulation I, 119. 138.

Spiegel, Baron Karl von, II, 336.

Spiegel, Herr von, Hofmarschall
II, 143.

Spiegel, Frau Hofmarschall Emilie
von, I, 118.

Spinoza, Baruch, Philosoph
(1632—1677), mit dessen Philo-
sophie sich Goethe namentlich
in den ersten Weimarer Jahren
beschäftigte II, *285.

Spiraltendenz der Pflanze siehe
Goethe, Metamorphose der
Pflanze; von Martius.

Sprache, Erlernung I, 172 f.

— Unvollkommenheiten II, 327—
330.

„Staberl in Reichsgeschäften“,
Posse in 2 Akten 1819 I, 134.

Stadelmann, Friedrich, Goethes
Diener bis 1. April 1824. I,
*66. *70. *87 f. *114. *120. *131.

Staël-Holstein, Anne Luise Ger-
maine, Baronin v., geb. Necker,
französische Schriftstellerin (1766
—1817), die Goethe in Weimar
aufgesucht hatte II, *351.

Stanze s. Verse.

Stapfer, Albert, Übersetzer von
Goethes Faust ins Französische
I, 384 f. *391. *470. *473;
vgl. Delacroix.

Stapfer, Verwandter des Über-
setzers I, *394. *474.

Statistik II, 178.

Stendhal, de, Marie Henri Beyle,
Pseud. St., französischer Roman-
dichter (1783—1842), „Le
Rouge et le Noir“ II, 407.

Sterling, Charles, englischer Kon-
sul in Genua II, *230. *237.

Stern von Sevilla s. Zedlitz.

Sternberg, Kaspar, Graf von,
Naturforscher (1761—1838), in
Briefwechsel mit Goethe I,
253. 344. 397 f. 400.

Sternberg, Flora subterranea (= „Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt“, 6 Hefte, seit 1820) I, 398.

Sterne, Lawrence, englischer Humorist II, *71. *172. The life and opinions of Tristram Shandy 1759—67, worin die Gestalt des Yorick vorkommt II, 3f. 21. *423.

Stückel, Gustav (1805—1896), Orientalist II, 306. *433.

Stieler, Karl Joseph (1781—1858), Münchener Porträtmaler.

— Goethebild: I, *5. II, 369. *435.

— Porträt des Frl. von Hagn II, 369.

Stil (vgl. Manier) I, 138.

— verschiedener Schriftsteller und Nationen I, 137f.

Stoff s. Religiöse Stoffe; Dichtung und die einzelnen Themata.

Stolberg, Christian, Graf von, und Fr. Leopold, Graf von, I, *160.

Stosch'sches Kabinett. Philipp Baron von Stosch, Kunstsammler (1691—1757), dessen Sammlung von geschnittenen Steinen 1770 in den Besitz Friedrichs des Großen überging. Der Katalog s. u. Winkelmann. Die Abdrücke (von Reinhardt) in gelblich gefärbtem Gips gingen in Goethes Besitz über I, 407. *474.

Stotternheim vgl. Glend.

Straßburger Münster, von Goethe in seinem Aufsatz „Von altdeutscher Baukunst“ gefeiert. 1816 lieferte er einen Nachtrag

„Zu Boissierées Aufsatz über Herstellung des Straßburger Münsters“ I, 66. II, 6.

Streckfuß, Adolf Friedrich Karl, Oberregierungsrat in Berlin (1778—1844) I, *436.

Studentenlieder, Jenaische II, 351.

Sturm- und Drangperiode II, 84.

Subjektivität und Objektivität I, 165. 262—264. 425 f. II, 73.

Subvention des Theaters I, 228 f.

Suez-Kanal I, 344.

Suggestion (vgl. Ahnungen) I, 443 f.

Susser, Augustus Frederik, Herzog von, sechster Sohn Georgs III. von England II, *151.

Sutor, Christoph, Kammerdiener bei Goethe I, *81—*83. *465.

Sylvestre, Fräulein, in Genf II, *230. *238. *430.

Symbolische Dramen I, 272.

Synthese (vgl. Goethes Aufsatz „Analyse und Synthese“ 1829) II, 91. 402.

Szymanowska, Maria, Pianistin, I, *68. *71 f. 75 f. *83. *464. II, 331. *361.

Talente.

Begriffsbestimmung I, 169. II, 126. 142. 262.

Verschiedenartigkeit I, 125 f.

Schwache körperliche Konstitution außerordentlicher Talente II, 162.

Vererbung II, 264.

Frühes Auftreten musikalischer Talente II, 264 f.

— im Haushalt der Natur II, 265.

Forcierte Talente I, 67 f.

Talleyrand, Périgord Charles

Maurice, Fürst von, französischer Diplomat (1754—1838), in dessen Memoiren sich der umstrittene Bericht über Goethes Unterredung mit Napoleon findet II, 396. *437.

Talvj s. Theresie v. Jakob.

Tänze, ihre Kunst I, 335.

Taschenbücher I, 56. 176.

Tasso, Antonio, fälschlich für Agostino Tassi, italienischer Maler, Lehrer des Claude Lorrain (1566—1642) II, 149. *428.

— Torquato, italienischer Dichter (1544—1595) I, 155 f. 391.

Tastu, Amable, französische Dichterin (1798—1883) I, 379. II, *190.

Teatro del Arte II, 382 f.

Temporäre Verjüngung II, 10 f. 60 f.

Temps, le, französische Zeitschrift II, *178. 186. *376. 382. 388.

Tendenzen; vgl. Falsche, Reaktionäre Tendenzen.

Teptig II, *59.

Theater.

Wirkung I, *69; s. Drama.

Wirkung auf den Zuschauer I, 62.

Gute Wirkung von schlechten Stücken I, 62 f.

Bildung der Schauspieler, s. Bildung.

Repertoire I, 134. 206—208. 273. 285 f.

Engagement neuer Mitglieder I, 210 f.

Besetzung von Stücken I, 211 f.

Materieller Gewinn I, 227—229.

Gesetze I, 229.

Prinzipien einer guten Theaterleitung I, 273 f. 285 f.

Gastrollen I, 286.

Theatertrupp I, 286.

Farben der Dekorationen und Kostüme II, 184 f.

Dekoration II, *86.

Vgl. Religiöse Stoffe, Drama und die einzelnen Nationalitäten.

Thomson, James (1700—1748), englischer Dichter. Lehrhaft beschreibendes Gedicht „The Seasons“ II, 342.

Thudichum, Georg s. Sophokles.

Thüringer Wald I, *433.

Tiedt, Ludwig (1773—1853), von den Romantikern als Goethe ebenbürtig gepriesen und so in eine unklare Stellung zu ihm gebracht, während er Goethe selbst hoch verehrte und namentlich seine Jugendwerke nicht genug rühmen konnte I, 49. 136 f. 318. II, *42 f. *42—*48. 48.

Vorlesung des „Clavigo“. Als Vorleser feierte Tiedt namentlich seit 1819 in Dresden Triumphe II, *47 f.

— Agnes II, *43. *48.

— Dorothea, bedeutende Shakespeare-Übersetzerin II, *48. *424.

Tiedge, Chr. Aug., veröffentlichte 1800 „Urania; über Gott, Unsterblichkeit und Freiheit, ein lyrisch = didaktisches Gedicht in 6 Gesängen.“ 1819 war das Buch in 6. Auflage erschienen I, 120. *466.

Tiefurt I, 72 f. *78. *145. *392. *459; vgl. Eckermann.

Tierdarstellung s. Griech. Plastik.

Tiroler II, *26 f.

Titel von Dichtungen I, 324 f.

Tizian (Tiziano Vecellio), italienischer Maler (1477—1576) II, *263 *307.
 — Dresdener ruhende Venus II, *350.
 Tod I, 145. II, 384 f.
 Tollhäuser II, 393.
 Tonndorf, Dorf bei Weimar I, *427.
 Töpfer, Karl, „Hermann und Dorothea, idyllisches Familiengemälde in 4 A. nach Goethes Gedicht“, wurde seit 1824 viel aufgeführt und im „Jahrbuch der Bühne“ für 1835 gedruckt II, 83 f.
 Töpfer, Rudolf (1799—1846), Maler und Novellist, zeichnete namentlich sechs kleine Romane in Bildern II, 415.
 — Abenteuer des Doktor Festus II, 406 f.
 Törring, Jos. Aug., Graf von (1754—1836). Dramatiker. Seine „Agnes Bernauerin“ 1780 II, 291.
 Tragische Situationen II, 184. 381.
 Tragödie f. Verse; Schicksal; Neuere Dichtung.
 Treuttel und Würz, Buchhändler in Paris I, *421.
 Trilogie II, 330—332.
 Trinita di Monte, Kirche in Rom II, *151.
 Trinitätslehre I, 103.
 Türrheim, F. C. C., Enkelin Lili Schönmanns II, *385. *436.
 Türkei II, 125. 148. 158. Beschränkung auf Konstantinopel I, *401. II, *144.
 Turnanstalten I, 232 f. *469.
 Tyrtaische Poesie (nach dem griechischen Kriegspyriker Tyrtaeus) I, 424.

Übersetzungen aus dem Englischen II, 364.
 Übersetzungsliteratur I, 172.
 Übersetzungstechnik II, 134.
 Uhland, Ludwig (1787—1862), seit etwa 1816 hauptsächlich politisch tätig. Seine „Gedichte“ erschienen zuerst 1815 I, 65. II, 344.
 Unbeständigkeit der irdischen Dinge I, 402.
 Universalismus f. Vielseitigkeit.
 Unsterblichkeit I, 118 f. 145. II, 81. 154.
 Unzelmann, Karl Wolfgang, Schauspieler (1786—1843) II, 162.
 Urphänomen II, 94. 279.
 Utopien I, 117.
 Varnhagen von Ense, Karl August (1785—1858) schrieb 1823 ein Werk „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden“, Haupt der Berliner Goethegemeinde I, 290.
 Vaucher, Jean Pierre, französischer Physiker II, 273. *432.
 Venedig II, 382.
 Verachtung II, 266.
 Vereinigte Staaten von Nordamerika I, 343 f.
 Vererbung II, 264. 336.
 Verfall in der Kunst I, 243.
 Verlagsprivilegien I, 256.
 Vernet, Horace, französischer Maler (1789—1863), 1828—1835 Direktor der französischen Akademie in Rom II, *307.
 Veronese, Paul, italienischer Maler (1528—1588) II, *263.
 Verse in der Tragödie I, 65 f. 68.
 — Ariosts (Stangen) I, *115. 312.

Vgl. Rhythmus, Reimkunst, Jambus, Hexameter.

Vielseitigkeit I, 216—222.

Vierwaldstättersee I, 392.

Vigny, Alfred de (1797—1863), maßvoller französischer Roman-
tiker I, *391. II, *190. *192.

Villemain, Abel François, fran-
zösischer Literaturhistoriker (1790
—1870); seine Vorlesungen er-
schienen 1828—1830 u. d. T.
„Cours de littérature fran-
çaise“ II, 92. 93. 108 f. 114.
376. *426.

Vinci, Leonardo da (1452—1519).
Seine theoretischen Anschau-
ungen legte er in den Werken
„Trattato della pittura“ und
„De divina proportione“
nieder I, 280. *470. II, 72.

Virtuosentum I, 215.

Vogel, Karl, Hofrat, Arzt in
Weimar, der später einen Be-
richt über Goethes letzte Krank-
heit und Tod gab I, 294. II,
*144. 176. *183. *250. *270 f.
310.

Vogelkunde I, 133. 427—432.
450—460. II, 188. 324 f.

Voigt, Friedrich Siegmund, mit
Goethe befreundeter Zoolog in
Jena (1781—1850).

G. v. Cuvier, Das Tierreich,
geordnet nach seiner Organi-
sation. Als Grundlage der
Naturgeschichte der Tiere und
Einleitung in die verglei-
chende Anatomie. Nach der
2. vermehrten Ausgabe über-
setzt und durch Zusätze er-
weitert von F. S. Voigt.
Bd. I. II. 1831. 1832. II, *188.

Voltaire, François Arouet de
(1694—1778), dessen „Maho-
met“ Goethe übersetzt hatte.
I, 255. 387. II, 76—78. 89.
93. 114. 162. 168 f. 189. *191.
202. 305 f.

— Kleine Gedichte II, *35. 76 f.

— „Les Systèmes“ II, 169.

— Tod Julius Cäsars II, 77.

Vorgänger, Bedeutung derselben
I, 342, vgl. Bildung, Nach-
ahmung.

Voß, Joh. Heinrich (1751—1826),
1782 als Rektor nach Göttingen
berufen. Seine „Gedichte“ wur-
den von Goethe 1802 aner-
kennend besprochen. 1802—
1805 wohnte er in Jena. Die
„Odyssee“ erschien zuerst 1781.
I, 390. 439. II, 134.

— „Luise“ II, 256.

Voß, Ernestine, Gemahlin des
vorigen I, 439.

Vulkanismus s. Geologie.

Wahrheit und Irrtum in der
Gegenwart II, 72 f.

— absolute und approximative, in
Goethes Äußerungen I, *6.

— im Leben der Gegenwart, Mut
dazu I, 99. Goethes Liebe zu
ihr I, 102 f.

— und Schönheit in der Natur
I, 250.

Waldner, Frä. von, weimarische
Hofdame II, *379 f.

Wartburgfest II, 123.

Wasserbejahung und -verneinung
I, 131. 367 f.

Weber, Karl Maria von, (1786
—1826).

— Eurpyanthe (1823) I, 219.

Weber, Der Freischütz (1818) I, 415.
II, 44.

— Oberon (1826) II, *26. Vgl.
Wranitzky.

Weber, K. G. C., Verfasser des
historischen Gedichts „Die
Völkerschlacht“ 1827 II, 118.
*428.

Webicht, Gehölz bei Weimar I,
*145.

Wegebau II, *86. 111 f.

Weimar.

Seine Vorzüge I, 53. 223.

Schloß II, 142 f.

Armbrustschützengesellschaft II,
*404.

Gesellschaft zur Beförderung des
Ackerbaues II, 415.

Weibliche Industrieschule II,
85 f. *425.

Waiseninstitut II, 85 f.

Fürstliche Kapelle II, 86.

Schloßbau II, 87.

Gewerkschule II, *113. *427.

Bibliothek I, 53. 76. II, 359.

Jakobstor I, *427.

Park (Stern) I, *129. *144. *400.

Theater I, 46. 53. *59. *63. *84.
134. *173. *370. *469. *471.

II, 26 f. 163. *221. 357 f.

Brand I, 193—201.

Interimsbühne und Neubau

I, 202—208. 209. 222.

225—229. *469.

Personal I, 204.

Einnahmen I, 204 f.

Dekorationen II, 143.

Stiftung für Ausbildung
junger Talente II, 408.

Dialekt I, 147—149.

Freundeskreis Goethes I, 53.
*88 f.

Gesellschaft I, 53. *96. 142.
199. II, 215.

Kriegstage in Weimar 1806,
besonders nach der Schlacht
von Jena I, 94.

Hof I, 205 f. *261. *370. II,
95, s. Goethe bei Hofe.

Wein II, 14 f.

Weißenthurn, Frau Johanna von,
fruchtbare Bühnenschriftstellerin
(1773—1847); „Johann Herzog
von Finnland, Schauspiel in
fünf Aufzügen nach der Ge-
schichte, mit den nötigen Ände-
rungen“ I, 74 f.

Wellington, Arthur Wellesley,
Herzog von, englischer Feldherr,
und Staatsmann (1769—
1852), siegte bei Waterloo, mar-
schierte mit Blücher vor Paris
und gehörte dann dem eng-
lischen Parlament als Feldzeug-
meister an I, 164. 266 f. *401.
II, 21 f.

Weltkenntnis des Dichters, äußere
und innere I, 123—125.

Weltliteratur I, 329. 413.

Werner, Abraham, Mineralog in
Freiberg, gestorben 1817, ver-
trat den „Neptunismus“
(„Faust“, klassische Walpurgis-
nacht) I, 339.

Wertherfieber: Die geistige Auf-
regung, die sich an Goethes
„Werther“ und Rousseaus
Werke angeschlossen I, 101. II, 65.
395.

Wesertal I, *376.

Wetterhorn in der Schweiz I 98.

Wengand, Verlagsbuchhändler in
Leipzig, verlegte Goethes
„Werther“ I, 331. II, *434.

Wiß II, 273.

Widerspruch, Produktivität des-
selben I, 345. 371 f.

Widersprüche zwischen einzelnen
Äußerungen Goethes I, *6.

— in Werken der Kunst und
Literatur I, 379—383.

Wiederholte Pubertät II, 10 f.

Wieland, Christoph Martin, war
1772 als Erzieher Carl Augusts
nach Weimar berufen worden
und sodann als Pensionär da-
selbst geblieben. Er starb, neben
Goethe am meisten verehrt,
1813 I, *93. 183. 366. II, 84.
189. 389.

— Oberon II, 189.

— Verserzählungen I, 366.

— Grab zu Oßmannstätt I, 401 f.

Wien I, 262.

Wiener Jahrbücher = Jahrbücher
der Literatur, f. Goethe.

Wiener Kongreß II, 155.

Wilhelmsthal, großherzoglich wei-
marisches Schloß bei Eisenach
II, *28.

Willemer, J. J., Goethes Freund in
Frankfurt, und seine Gattin Ma-
rienne geb. Jung, Goethes „Eu-
leika“ I, 156. *471. II, 243. 309.

Wilkür in politischen Fragen I, 105.

Winckelmann, Johann Joachim,
Begründer der klassischen Kunst-
geschichte I, 246.

— „Über die Nachahmung grie-
chischer Kunstwerke“ (neben der
Kunstgeschichte seine bedeutendste
Leistung, an die Lessing an-
knüpft) I, 342.

— „Description des pierres gra-
vées du feu baron de Stosch“,
Florenz 1749 I, 407. *474.

Winckelmann, Eckermann liest seine
Schriften I, *25.

Winterberger, Weimarer Schau-
spieler II, 83.

Winterräfte an östlichen Küsten
II, *58.

Wissenschaft f. Gelehrtenstand.

Wittelsbach, Otto von, f. Babo.

Wohnungseinrichtung I, 303 f. II,
106. 308.

Wolf, Friedrich August (1759—
1824), klassischer Philolog, erst
in Halle, dann in Berlin, mit
Goethe besonders bei dessen
Badeaufenthalten in Lauchstädt
in persönlichem und sonst in
lebhaftem brieflichen Verkehr; er
hatte die homerische Eiebertheorie
aufgestellt („Prolegomena“),
Goethe sein „Museum der Alter-
tumswissenschaft“ gewidmet und
an dessen Winckelmannwerk mit-
gearbeitet I, *94. 141 f. 341.

Wolff, Amalie, geb. Malcolmi,
weimarische Schauspielerin
(1783—1851) II, 163.

Wolff, Pius Alexander, Schau-
spieler in Weimar, später in
Berlin (1782—1828), Gatte
der vorigen I, *146. *147.
199. II, 53 f. *424.

Wolff, Oscar Ludwig Bernhard,
Improvisator (1799—1851).
Seine Gedichte erschienen 1827
im Druck. 1853 gab er ein
„Büchlein von Goethe“ heraus
I, 261 f.

Wranitzky, Komponist eines
„Oberon“ II, *26 f. (oder Weber?)
Wunder der Natur I, 451 f.
458 f.

Wunderhorn, Des Knaben, (1806

—1808) von Goethe besprochen I, 390.

Burmb, Christiane von, Rudolfsstädter Hofdame II, 32. *423.

Württemberg, König von, II, *411 f.

Württemberg, Schloß des Königs von, II, 142.

Zähne als Charakteristikum an Menschenschädeln I, 448.

Zauper, J. St., verfaßte „Grundzüge einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik, aus Goethes Werken entwickelt“ 1821, und „Studien über Goethe. Als Nachtrag zur deutschen Poetik aus Goethe“, 1822, mit einem Brief Goethes an den Verfasser I, *72. *89. 344 (gemeint ist wohl die in diesem Jahre erschienene Ausgabe von Homers „Odyssee“ mit Kommentar) II, 118.

Zedlitz, Jos. Chr. von, „Der Stern von Sevilla. Trauerspiel in 5 A. Nach dem gleichnamigen Schauspiele des Lope de Vega bearbeitet“, 1830 II, *182.

Zedrat = Zitronat I, 371 f.

Zeitungen, vgl. Literarische Tagesblätter. Journale und die einzelnen Namen und Erscheinungsorte.

Zeitungsschriftenwesen I, 99.

Zelter, Karl Friedrich (1758—1832), Maurermeister in Berlin, daneben Musiker und Komponist, namentlich von Goetheschen Liedern, 1800 Nachfolger seines Lehrers Fasch als Dirigent der „Singsakademie“, 1809 Begründer der ersten deutschen Liedertafel. Seit 1796 stand er in freundschaftlichen Beziehungen zu Goethe; ihr Briefwechsel wurde nach ihrem Tode von Riemer herausgegeben I, 91—95. 360. 400 f. 460 f. II, 111. 116. 119 f. 213. *221. *428.

— Kompositionsverfahren I, *93.

— Komposition von „Um Mitternacht“ I, 295.

— Briefe an Goethe I, 222. 259 f. 400 f. *469. II, 86 f. 111. *426.

Zimmern, Dorf bei Weimar I, *236.

Zoologie I, 213.

Zurechnungsfähigkeit der Verbrecher II, *272.

Zürich II, 92.

Zweck der Kunst s. Kunst.

Zweckbegriff in der Naturwissenschaft II, 273—275.

Zweifel, philosophischer, seine produktive Bedeutung I, 371 f.



**Dieses Buch wurde gedruckt in
der Offizin Fr. Richter, Leipzig.**

Aus dem Insel-Verlage

Zwei Mark-Bücher

Briefe von Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit einer Silhouette der Frau Rath. 11.—20. Tausend.

Goethes Sprüche in Prosa. Maximen und Reflexionen. Herausgegeben von Herman Krüger-Westend. Mit Einleitung und Anmerkungen.

Goethes Sprüche in Reimen. Zahme Reimen und Invektiven. Herausgegeben von Max Hecker. Mit Einleitung und Anmerkungen.

Aus Goethes Tagebüchern. Ausgewählt und eingeleitet von Hans Gerhard Gräf.

Heinrich von Kleists Erzählungen. Eingeleitet von Erich Schmidt.

Des Knaben Wunderhorn. Ausgewählt und eingeleitet von Fr. Ranke. Mit Titelbild und Titelvignette aus der Original-Ausgabe.

Grimms Deutsche Sagen. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Merker.

Der Preis jedes dieser Bücher in schönem und dauerhaftem Pappband mit Glanzbüttenbezug ist 2 Mark.

Goethes Briefe an Charlotte von Stein. Vollständige Ausgabe in drei Bänden. Herausgegeben von Julius Peterfen. Mit drei Silhouetten. Zweite Auflage. Geheftet 7 M., in Leinen 10 M., in Leder 14 M.

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Herausgegeben von Philipp Stein. Mit einer Silhouette und zwei Zeichnungen in Lichtdruck. Titel- und Einbandzeichnung von Heinrich Vogeler. Geheftet 4 M., in Leinen 5 M., in Leder 7 M.

Goethe im Gespräch. Herausgegeben von Franz Deibel und Friedrich Gundelfinger. Dritte Auflage. Geheftet 5 M., in Leinen 6 M., in Leder 8 M.

Goethes Gespräche mit Eckermann. Zwei Bände. Vollständige Ausgabe, besorgt von Franz Deibel. Mit zwei Porträts, Einbandzeichnung von F. H. Schmecke. In Pappbänden 5 M., in Leder 9 M.

Die Briefe der Frau Kath Goethe. Zwei Bände. Sammelt und herausgegeben von Albert Köster. Mit einem Brieffaksimile. Vierte Auflage. Geheftet 10 M., in Halbleder 14 M.

Goethes Tod. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen, herausgegeben von Carl Schüddekopf. Mit sechs Faksimiles und Lichtdrucken. Geheftet 4 M., in Pappband 5 M.

Hugo Wernicke, Goethe und die königliche Kunst. Mit zehn Vollbildern und zwei Faksimiles. Geheftet 5 M., in Leinen 6 M.

Behandelt erschöpfend Goethes Verhältnis zum Freimaurerbunde.

Briefe an Frig von Stein. Herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Rohmann. Geheftet 4 M., in Leinen 5 M.

Enthält Briefe aus dem Goethekreise, besonders von Charlotte von Stein, Karl und Amalie von Stein u. a.

Henrich Stillings Jugend. Eine wahrhafte Geschichte. Mit einem Nachwort von Franz Deibel. Titelvignette und Titeltupfer nach Chodowiecki. In Pappband 4 M.

Clemens Brentanos Frühlingsfranz, aus Jugendbriefen ihm gestochten [von Bettina von Arnim], wie er selbst schriftlich verlangte. Taschenausgabe in zwei Bänden, eingeleitet von Paul Ernst. Zweite Auflage. Geheftet 6 M., in Leinen 8 M., in Leder 10 M.

Adalbert Stifter, Studien. Neue vollständige Taschenausgabe in zwei Bänden. Mit einer Einleitung von Johannes Schlaf. In Leinen 6 M., in Leder 8 M., in Pergament 10 M.

Schillers sämtliche Werke in sechs Bänden [Wilhelm Ernst-Ausgabe Deutscher Klassiker]. Herausgegeben von Albert Köster und Max Hecker. In Leder 24 M., in Lederkasten 27 M.

Karl Arnold Kortum, Die Jobstade. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Originalausgaben und einer Einleitung in Versen von Otto Julius Bierbaum. In Pappband 6 M., in Schweinsleder 25 M.

H. J. Chr. von Grimmelshausen, Abenteuerlicher Simplicissimus. Vollständige Taschenausgabe in drei Bänden, besorgt von Reinhard Buchwald. Mit Wiedergabe der vier Radierungen von Max Klinger in Lichtdruck. Titelzeichnung von E. R. Weiß. In Pappbänden 8 M., in Pergament 14 M.

Im Insel-Verlag zu Leipzig begonnen soeben zu erscheinen:

Heinrich von Kleist

Sämmtliche Werke und Briefe in 6 Bänden.

Herausgegeben von

Wilhelm Herzog.

Einbandzeichnung von E. A. Weiß. Mit dem
einzigen erhaltenen Porträt Kleists in farbiger

Wiedergabe.

Die Bände, jeder etwa 400 Seiten stark, kosten jeder geheftet M. 4.50, in Halbpergament M. 6.—. Außerdem wurde eine Vorzugsausgabe in 100 numerierten Exemplaren auf echtem Büttenpapier, in Pergament gebunden, zu M. 12.— der Band hergestellt. Die Bände werden in Zwischenräumen von zwei bis drei Monaten erscheinen. Das Werk wird nur vollständig abgegeben, so daß der Ankauf des ersten Bandes zur Abnahme aller 6 Bände verpflichtet. Die Ausgabe wird enthalten:

Band 1: Die Familie Schrockenstein
Die Familie Ghonorez
Robert Guiskard

Band 2: Amphitryon
Der zerbrochene Krug
Penthesilea

Band 3: Das Rätchen von Heilbronn
Die Hermannschlacht
Der Prinz von Homburg

Band 4: Erzählungen

Band 5: Gedichte; Essays; der Briefe erster Teil

Band 6: Der Briefe zweiter Teil.

FOURTEEN DAY USE

RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.

Renewed books are subject to immediate recall.

30 Oct '55 E0
DEC 15 1955 LU

REC'D LD

24 May '56 GB

FEB 5 '65 - 8 AM

MAY 13 1956 LU

19 Feb '65 JS

9 Mar '62 LZ

REC'D LD

IN STACKS

JUN 6 1962

FEB 5 1965

RC'D Jun '65

8 Apr '63 BB

MAY 24 1977

REC'D LD

REC. CIR. MAY 30 1979

MAY 24 1963

IN STACKS

7 Oct '64 BG

JUL 26 1977

IN STACKS

SEP 23 1964

AUG 26 1977 # 1
MAY 26 '79

LD 21-100m-2, '55
(B139s22) 476

General Library
University of California
Berkeley

U. C. BERKELEY LIBRARIES



051946341

195959

Goethe

